

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Martin Schulze Wessel,
Hans Lemberg und Michaela Marek

Band 44

Heft 1

2003

Redaktionsbeirat:

Christoph Boyer (Berlin), Peter Bugge (Aarhus),
Gary B. Cohen (Minneapolis, MN), Mark Cornwall (Dundee),
Horst Förster (Tübingen), Miloš Havelka (Prag), Steffen Höhne (Weimar),
Miroslav Hroch (Prag), Gudrun Langer (Frankfurt/M.),
Elena Mannová (Bratislava), Sheilagh Ogilvie (Cambridge),
Jiří Pešek (Prag) und Helmut Slapnicka (Linz)

INHALT

BEITRÄGE ZUR FRÜHNEUZEITFORSCHUNG

<i>Plaggenborg</i> , Stefan: Konfessionalisierung in Osteuropa im 17. Jahrhundert. Zur Reichweite eines Forschungskonzeptes	3
<i>Wenzel</i> , Kai: Abgrenzung durch Annäherung – Überlegungen zu Kirchenbau und Malerei in Prag im Zeitalter der Konfessionalisierung	29
<i>Veselá</i> , Lenka: Die Juden in der böhmischen Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts	67
<i>Ogilvie</i> , Sheilagh/ <i>Edwards</i> , Jeremy: Frauen und ‚zweite Leibeigenschaft‘ in Böhmen	101

II

LITERATUR- UND FORSCHUNGSBERICHTE

<i>Heumos</i> , Peter: Industriearbeiter in der Tschechoslowakei 1945-1968. Ergebnisse eines Forschungsprojekts	146
<i>Höhne</i> , Steffen: Die Tschechische Bibliothek (Teil 2)	172
<i>Franzen</i> , K. Erik: „Deutsche Opfer – Opfer der Deutschen!?“ Anmerkungen zu Migrationsprozessen in Deutschland anhand ausgewählter Publikationen (Teil 2) . .	183

CHRONIK

Sozialgeschichte am Institut für Zeitgeschichte in Prag (Lenka Kalinová/Květa Jechová)	192
Plakate aus Theresienstadt (Anna Knechtel)	195
Stereotyp und Geschichtsmythos in Kunst und Sprache (Alena Nováková)	201
Die Tschechoslowakei und die beiden deutschen Staaten (Andreas Wiedemann) . .	203
Nach der Wende: Nachbarn im Schulgeschichtsbuch (Andreas Helmedach)	207
Propaganda, (Selbst-)Zensur, Sensation: Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit (Severin Gawlitta/Dmitry Myeshkov)	210

NEUE LITERATUR

<i>Toma</i> , Peter A./ <i>Kováč</i> , Dušan: Slovakia. From Samo to Dzurinda (Martina Winkler)	215
<i>Requate</i> , Jörg/ <i>Schulze Wessel</i> , Martin (Hgg.): Europäische Öffentlichkeit (Jan C. Behrends)	219
<i>Havelka</i> , Miloš: Dějiny a smysl (Bedřich Loewenstein)	221
<i>Rosario</i> , Iva: Art and Propaganda: Charles IV of Bohemia (Karel Hruza)	223
<i>Malý</i> , Karel/ <i>Pánek</i> , Jaroslav (Hgg.): Vladislavské zřízení zemské (Thomas Krzenck)	226
<i>Hausenblasová</i> , Jaroslava: Der Hof Kaiser Rudolfs II. (Jiří Pešek)	228
<i>Neblich</i> , Esther: Die Auswirkungen der Badenischen Sprachenverordnungen (Andreas Wolf)	235
<i>Storck</i> , Christoph P.: Kulturnation und Nationalkunst (Philipp Ther)	237
<i>Skřivan</i> , Aleš: Schwierige Partner. Deutschland und Österreich-Ungarn (Peter Krüger)	240
<i>Sládek</i> , Milan: Němci v Čechách (Martin Zückert)	243
<i>Majewski</i> , Piotr M.: Edvard Beneš i kwestia niemiecka w Czechach (Detlef Brandes)	245
<i>Posta</i> , Stephan: Tschechische „Fremdarbeiter“ (Andreas Wiedemann)	248
<i>Srubar</i> , Helena: Eine schreckliche Zeit. Tschechisch-jüdische Überlebensgeschichten (Rudolf M. Wlaschek)	251
<i>Meiri Minerbi</i> , Haya: Juden in Kesmark und Umgebung zur Zeit der Schoáh (Gregor Mathey)	252
<i>Fučík</i> , Julius: Reportage unter dem Strang geschrieben (Stefan Zwicker)	253
<i>Creuzberger</i> , Stefan/ <i>Görtemaker</i> , Manfred (Hgg.): Gleichschaltung unter Stalin? (Árpád von Klimó)	256
<i>Staněk</i> , Tomáš: Verfolgung 1945. Die Stellung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien (Adrian von Arburg)	258
<i>Staněk</i> , Tomáš: Retribuční vězni v českých zemích (Detlef Brandes)	263
<i>Jiřík</i> , Václav: Nedaleko od Norimberku (Benjamin Frommer)	266
<i>Knapík</i> , Jiří: Kdo byl kdo v naší kulturní politice (Stefan Zwicker)	268

<i>Vondrášek</i> , Karel: Sowjetisches Kulturmodell und das tschechische Theater (Veronika Ambros)	270
<i>Luža</i> , Radomír: Československá sociální demokracie (Daniel Steinmetz)	272
<i>Keane</i> , John: Václav Havel. Biographie eines tragischen Helden (Ivan Pfaff)	274
<i>Kosatík</i> , Pavel: Ferdinand Peroutka (Ivan Pfaff)	276
<i>Otáhal</i> , Milan: Normalizace 1969-1989 (Jennifer Schevardo)	278
<i>Mácha</i> , Karel Hynek: „Die Liebe ging mit mir ...“. Prosa, Poesie, Tagebücher (Walter Schamschula)	279
<i>Schmid</i> , Herta (Hg.): Kapitel zur Poetik Karel Hynek Máchas (Walter Schamschula)	284
<i>Stach</i> , Reiner: Kafka: Die Jahre der Entscheidungen. – <i>Spector</i> , Scott: Prague Territories (Steffen Höhne)	286
<i>Ohme</i> , Andreas: Karel Čapeks Roman „Der Krieg mit den Molchen“ (Dorothea Uhle)	288
<i>Kroll</i> , Frank-Lothar (Hg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus (Gerhard Trapp)	291
<i>Topol'ská</i> , Lucy / <i>Václavek</i> , Ludvík: Beiträge zur deutschsprachigen Literatur in Tschechien (Václav Maidl)	293
SUMMARIES	296
RÉSUMÉS	300
RESUMÉ	304
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	308
MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DES HEFTES	309

IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl. Jahrgang 26 (1985) bis 43 (2002) verantwortlicher Herausgeber Ferdinand Seibt.

Redaktion: Christiane Brenner, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, D-81669 München.

Tel.: (+ 49) 089/4488393 Fax: (+ 49) 089/486196 e-mail: christiane.brenner@extern.lrz-muenchen.de oder post.cc@extern.lrz-muenchen.de <http://www.collegium-carolinum.de>

Herausgeber: Prof. Dr. Martin Schulze Wessel (verantwortlich), Prof. Dr. Hans Lemberg u. Prof. Dr. Michaela Marek, Collegium Carolinum, Hochstraße 8, D-81669 München.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrike Staudinger, Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung an die Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH, Goethestr. 49, 80336 München zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft 30 €, Jahresabonnement 48 € (jeweils zuzügl. Versandkosten). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adresskartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag und Anzeigenverwaltung: OLDENBOURG WISSENSCHAFTSVERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München (<http://www.oldenbourg-verlag.de>). Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg Verlag GmbH unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Satz: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz

Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz

ISSN 0523-8587

EDITORIAL

Mit Beginn des Jahrgangs 44 erscheint die Bohemia unter einer zum Teil erneuerten Herausgeberschaft – an die Stelle des im vergangenen April verstorbenen Ferdinand Seibt tritt Martin Schulze Wessel. Die Herausgeber werden unterstützt von einem neuen Redaktionsbeirat. Damit wird ein Projekt umgesetzt, das auf Ferdinand Seibt zurückgeht und den Veränderungen Rechnung trägt, die sich während der letzten Jahre in der historischen Tschechien- und Slowakeiforschung allgemein und in der inhaltlichen Gestaltung der Bohemia speziell vollzogen haben: Die intensivere Zusammenarbeit mit der internationalen Forschung findet durch die Berufung des Redaktionsbeirates nun eine feste Form. Der Redaktionsbeirat soll einerseits die Kommunikation über die Entwicklung der Forschung und der wissenschaftlichen Diskussionen in der internationalen historischen Bohemistik und Slowakistik weiter fördern, andererseits dazu beitragen, auf den Seiten der Bohemia künftig den Blick verstärkt über die engere Geschichtswissenschaft hinaus auch auf andere kulturwissenschaftliche Disziplinen zu richten. Als referierte Zeitschrift gewinnt die Bohemia mit dem Redaktionsbeirat schließlich auch einen dementsprechend erweiterten Gutachterkreis. Für die Anregungen der bisher tätigen Mitherausgeber sei an dieser Stelle gedankt.

Die Herausgeber

KONFESSIONALISIERUNG IN OSTEUROPA
IM 17. JAHRHUNDERT.
ZUR REICHWEITE EINES FORSCHUNGSKONZEPTES

Das Forschungskonzept Konfessionalisierung hat sich, wie seine Theoretiker nicht ohne Stolz hervorheben, zu einem Paradigma in der Geschichte der frühen Neuzeit entwickelt. Es habe nicht nur die zuvor gängige kirchen- und religionsgeschichtliche Begrifflichkeit abgelöst,¹ sondern auch versucht, eine „system- oder gesellschaftsgeschichtliche Gesamtanalyse“ zu bieten.² Weiter heißt es, Konfessionalisierung „ist europäisch vergleichend ausgerichtet und nimmt eine universalgeschichtliche Perspektive ein.“³

Dieser Einladung zur Komparatistik sind für den ostmitteleuropäischen Raum bereits einige Autoren gefolgt. Sie haben untersucht, inwieweit das Konzept in diesem Raum sinnvoll operationalisiert werden kann.⁴ An diesem Punkt setzt auch dieser Aufsatz an und fragt, welche analytische Reichweite Konfessionalisierung als Forschungskonzept für Osteuropa beanspruchen darf. Es ist also zu überprüfen, ob und inwieweit ein Forschungskonzept, das aus westeuropäischen Verhältnissen – in diesem Fall vornehmlich aus römischen Quellen und aus den konfessionellen Bedingungen im Alten Reich – entwickelt wurde, für Osteuropa taugen kann. Diese prinzipielle Frage ist ein Dauerbrenner der osteuropäischen Geschichte und damit

¹ Reinhard, Wolfgang: Ausgewählte Abhandlungen. Berlin 1997, 77-147 (Historische Forschungen 60).

² Schilling, Heinz: Das konfessionelle Europa. Die Konfessionalisierung der europäischen Länder seit Mitte des 16. Jahrhunderts und ihre Folgen für Kirche, Staat, Gesellschaft und Kultur. In: Bablcke, Joachim/Strohmeyer, Arno (Hgg.): Konfessionalisierung in Osteuropa. Wirkungen des religiösen Wandels im 16. und 17. Jahrhundert in Staat, Gesellschaft und Kultur. Stuttgart 1999, 13-62, hier 16 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 7).

³ Ebenda. – Jüngst ist Schilling von der These der universalen Geltung gelinde abgerückt, indem er zugesteht, es sei von der lateinisch-christlichen Welt die Rede. Siehe: Schilling, Heinz: Confessionalisation and the Rise of Religious and Cultural Frontiers in Early Modern Europe. In: Andor, Eszter/Tóth, István György (Hgg.): Frontiers of Faith. Religious Exchange and the Constitution of Religious Identities 1400-1750. Budapest 2001, 21-35, hier 22.

⁴ Zusammengefasst im Tagungsband von Bablcke/Strohmeyer (Hgg.): Konfessionalisierung (vgl. Anm. 2). – Müller, Michael G.: Zweite Reformation und städtische Autonomie im königlichen Preußen: Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung (1557-1660). Berlin 1997. – Schmidt, Christoph: Auf Felsen gesät. Die Reformation in Polen und Livland. Göttingen 2000. – Einen Blick auf Europa aus transatlantischer Perspektive, bei dem Osteuropa allerdings nur sehr wenig Berücksichtigung findet, bietet Hsia, Ronnie Po-chia: Gegenreformation. Die Welt der katholischen Erneuerung 1540-1770. Frankfurt/M. 1998.

der Geschichte Europas überhaupt, die immer wieder auf die Zusammengehörigkeit gesamteuropäischer Geschichtsverläufe zurückverweist und sowohl das Problem der Modellbildung als auch das der ‚distinkten Nähe‘ von west- wie osteuropäischen Verhältnissen aufwirft. Dazu wurden mit Absicht zwei Fälle ausgewählt, die unterschiedlicher nicht sein könnten: Böhmen und das Moskauer Zartum. Sie sind hinsichtlich historischer Entwicklung, Verfassung, Institutionen, Sozialstruktur, Herrschaftstypus und Zugehörigkeit zu europäischen Geschichtslandschaften höchst verschieden. Ein auf die beiden Beispiele bezogener Vergleich ist daher wenig sinnvoll. Vielmehr stellt sich die Frage, inwieweit sich der hohe Anspruch des Konzeptes unter den Verhältnissen Osteuropas im 17. Jahrhundert bewährt. Es geht um den Stellenwert des Religiösen bei den säkularen Entwicklungen im 17. Jahrhundert. Doch dazu gleich mehr. Auch die Auswahl der beiden Fälle bedarf selbstverständlich der Begründung.

Das Konzept Konfessionalisierung ist bereits häufig dargelegt worden, so dass es an dieser Stelle nur in wenigen Worten in Erinnerung zu rufen ist.⁵ Im Verständnis von Wolfgang Reinhard und Heinz Schilling ist Konfessionalisierung der Oberbegriff für die Trias von Konfession, Modernisierung und Sozialdisziplinierung, von drei ineinander greifenden Bereichen, die wesentlich zur Entstehung der modernen Welt beitrugen. Es handelt sich also bei Konfessionalisierung um ein analytisches Konzept auf der makrohistorischen Ebene. Dieses fragt nicht nach den vielfältigen Erscheinungsformen des Religiösen und den religiös geprägten Lebenswelten in der frühen Neuzeit,⁶ sondern interessiert sich für die Herausbildung konfessioneller Kulturen, für die Verflechtung von Religion und Politik, für die Entstehung des modernen Staates und für soziales Verhalten hinsichtlich dieser Phänomene. Zu den Bestandteilen von Konfessionalisierungsvorgängen gehören, so die Theoretiker, die Wiedergewinnung fester religiöser Überzeugungen ebenso wie die Mittel, die dazu eingesetzt wurden: Predigten, Wallfahrten sowie verschiedene Texte, vor allem der Katechismus. Konfessionalisierung habe der Entwicklung der Schriftlichkeit Vorschub geleistet. Bildung habe eine zentrale Rolle gespielt. Die Beobachtung und Kontrolle der Untertanen sei verstärkt, ihr Lebenszyklus registriert und die Einhaltung der religiösen Riten eingefordert worden. Parallel dazu habe der Staat die Herausbildung einer konfessionellen Identität bewirkt, die mit dem Territorium zusammenfiel. Bei der Konfessionalisierung handele es sich also um die Vorgeschichte

⁵ Reinhard: Abhandlungen (vgl. Anm. 1). – Ders.: Sozialdisziplinierung – Konfessionalisierung – Modernisierung. Ein historiographischer Diskurs. In: *Boškovska Leimgruber*, Nada (Hg.): Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Forschungstendenzen und Forschungserträge. Paderborn, München, Wien, Zürich 1997, 39-56. – Schilling: Europa (vgl. Anm. 2). – Weitere Literatur sowie die Entstehungsgeschichte des Konzeptes sind anhand dieser Titel leicht zu erschließen.

⁶ Lehmann, Hartmut: Zur Bedeutung von Religion und Religiosität im Barockzeitalter. In: *Breuer*, Dietrich (Hg.): Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock. Wiesbaden 1995, 3-22 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 25). – Lehmann, Hartmut: Das Zeitalter des Absolutismus. Gottesgnadentum und Kriegsnot. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1980. – Greyerz, Kaspar von: Religion und Kultur. Europa 1500-1800. Göttingen 2000. – Schorn-Schütte, Luise: Konfessionalisierung als wissenschaftliches Paradigma? In: *Bahlcke/Strohmeyer* (Hgg.): Konfessionalisierung 63-77 (vgl. Anm. 2).

der Moderne. Konfessionalisierung sei nicht nur eine Erscheinung der ersten nach-reformatorischen Jahrzehnte, als die schriftlichen confessiones entstanden, sondern habe bis in das 18. Jahrhundert angedauert. Das konfessionelle Zeitalter „endet mit der Herstellung der konfessionellen Homogenität in Frankreich 1685 durch die Aufhebung des Edikts von Nantes, in England 1689-1707 durch Sicherung der protestantischen Thronfolge, in Salzburg 1731 durch Vertreibung der Protestanten.“⁷ Ein folgenreicher Satz, weil dadurch das Konzept einen Hauch von Teleologie erhält und den historischen Prozess idealtypisch im Monokonfessionalismus enden lässt – übrigens im Widerspruch zu der These von der zunehmenden Säkularisierung des Staates, wie sie von Michael Stolleis vorgetragen wurde.⁸

Böhmen ist in Anfängen bereits zum Gegenstand der Konfessionalisierungsforschung geworden, das Moskauer Reich unter dieser Perspektive, soweit ersichtlich, noch nicht.⁹ Arno Herzig meint, in den Ländern der Habsburgermonarchie sei die Konfessionalisierung erst mit den Toleranzpatenten Josephs II. 1781 zu Ende gegangen.¹⁰ Allein bereits die Frage der Periodisierung führt für die Verhältnisse im östlichen Teil Europas zu abweichenden Ergebnissen, sowohl was das späte Ende angeht als auch hinsichtlich des Beginns. Für Böhmen hat Winfried Eberhard den Anfang der Konfessionalisierung bereits auf das ausgehende 15. Jahrhundert verlegt, weil mit dem Hussitismus einige Grundzüge der Konfessionalisierungsproblematik schon deutlich geworden seien.¹¹ Wenn Anton Schindling die „geschichtliche Situierung“ der Konfessionalisierung auf das Jahrhundert zwischen circa 1550 und circa 1650 legt, so übersieht er damit wesentliche Periodisierungsunterschiede, wie sie für

⁷ Reinhard: Abhandlungen 125 (vgl. Anm. 1).

⁸ Stolleis, Michael: Religion und Politik im Zeitalter des Barock. „Konfessionalisierung“ oder „Säkularisierung“ bei der Entstehung des frühmodernen Staates? In: Breuer (Hg.): Religion im Zeitalter des Barock 23-42 (vgl. Anm. 6). – Siehe auch Stolleis' gleichnamigen Aufsatz in: *Ius commune* 20 (1993) 1-23. – Die Antwort Reinhardts darauf in Reinhard, Wolfgang: Konfessionalisierung auf dem Prüfstand. In: Bablcke/Strohmeyer (Hgg.): Konfessionalisierung 79-88 (vgl. Anm. 2).

⁹ Zuletzt Winkelbauer, Thomas: Grundherrschaft, Sozialdisziplinierung und Konfessionalisierung in Böhmen, Mähren und Österreich unter der Enns im 16. und 17. Jahrhundert. In: Bablcke/Strohmeyer (Hgg.): Konfessionalisierung 307-338 (vgl. Anm. 2). – Bablcke, Joachim: Außenpolitik, Konfession und kollektive Identitätsbildung: Kroatien und Innerösterreich im historischen Vergleich. In: Ebenda 193-210. – Machilek, Franz: Böhmen. In: Schindling, Anton/Ziegler, Walter (Hgg.): Die Territorien des Reiches im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500-1650. Bd. 1: Der Südosten. Münster 1989, 134-152. – Weitere Literatur siehe unten.

¹⁰ Herzig, Arno: Der Zwang zum wahren Glauben. Katholisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Göttingen 2000, 213.

¹¹ Eberhard, Winfried: Konfessionsbildung und Stände in Böhmen 1478-1530. München, Wien 1981 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 38). – Ders.: Zur reformatorischen Qualität und Konfessionalisierung des nachrevolutionären Hussitismus. In: Šmabel, František (Hg.): Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter. München 1998, 213-238. – Ders.: Reformation and Counterreformation in East Central Europe. In: Brady, Thomas A. Jr./Oberman, Heiko A./Tracy, James D.: Handbook of European History 1400-1600. Late Middle Ages, Renaissance and Reformation. Bd. 2. Leiden, New York, Köln 1995, 531-584.

Böhmen festzumachen sind, denn auch das Ende der böhmischen Konfessionalisierung fällt nicht in diese Zeit, wie wir sehen werden.¹²

Für die historische Forschung über Ostmitteleuropa spielt Konfessionalisierung erst seit kurzer Zeit eine Rolle. Die Untersuchungen auf diesem Gebiet fügen sich in die Tendenz in der auf Ostmitteleuropa bezogenen Frühneuzeit-Forschung ein, die Ständestaaten nicht mehr als ‚rückständig‘ im Vergleich zu den entstehenden absolutistischen Staaten zu betrachten, sondern den ständisch organisierten Konsenssystemen innewohnende Modernisierungsimpulse aus sich selbst heraus zu beschreiben.¹³ In diese Richtung zielt auch die Konfessionalisierungsforschung zu Ostmitteleuropa, die in dem von Joachim Bahlcke und Arno Strohmeyer 1999 herausgegebenen Tagungsband „Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa“ zusammengefasst ist. Da es sich um eine Zusammenstellung mit dem Charakter einer vorläufigen Bilanz handelt, ist es nur selbstverständlich, dass viele Fragen offen geblieben sind.

Zweifellos lässt sich die Auswahl Böhmens in Abgrenzung zu anderen ostmitteleuropäischen Staaten bzw. Territorien nach dem bisherigen Stand der Forschung rechtfertigen.¹⁴ Wenn hier von Böhmen die Rede ist, dann sind von den Ländern der böhmischen Krone Böhmen und Mähren gemeint. Schlesien bleibt deswegen unberücksichtigt, weil sich dort die konfessionellen Verhältnisse im 17. Jahrhundert, um das es hier geht, nicht unter einen gleich starken Druck der Katholisierung gestellt sahen. Wohl aber war dies in der früher zu Schlesien gehörenden Grafschaft Glatz (Kłodzko) der Fall.¹⁵ Wenngleich Mähren sich von Böhmen dadurch unterschied, dass es vor 1620 die Festlegung auf eine Konfession vermieden hatte und sich die mährischen Stände nach 1620/27 größerer Privilegierung erfreuen durften als die abgestraften böhmischen, so setzte dennoch eine von Böhmen kaum zu unterscheidende Katholisierung ein. Was Böhmen im 17. Jahrhundert indes von allen anderen ostmitteleuropäischen Territorien unterschied, war die Katholisierung als Herrschaftsausbau der Habsburger und ihr besonders gewaltsamer Charakter, wobei die absolutistische Staatsidee, die dynastische Absicherung als Erbkönigtum und die konfessionelle Homogenisierung Hand in Hand gingen. Dies ist der entscheidende Punkt, der Böhmen typologisch von den anderen ostmitteleuropäischen Verhältnissen im 17. Jahrhundert abhebt, denn weder im königlichen Ungarn oder in Siebenbürgen noch in Polen ist es zu einer ähnlich harschen Katholisierung gekommen. Nach 1620

¹² *Schindling*, Anton: Konfessionalisierung und Grenzen von Konfessionalisierbarkeit. In: *Ders./Ziegler* (Hgg.): Die Territorien des Reiches im Zeitalter der Reformation (vgl. Anm. 9) Bd. 7: Bilanz – Forschungsperspektiven – Register. Münster 1997, 44.

¹³ *Bahlcke*, Joachim/*Bömelburg*, Hans-Jürgen/*Kersken*, Norbert (Hgg.): Ständefreiheit und Staatsgestaltung in Ostmitteleuropa. Übernationale Gemeinschaften in der politischen Kultur vom 16.-18. Jahrhundert. Leipzig 1996.

¹⁴ *Bahlcke/Strohmeyer* (Hgg.): Konfessionalisierung (vgl. Anm. 2). – *Schilling*: Confessionalisation (vgl. Anm. 3). – Vgl. *Schindling*: Konfessionalisierung 12, 18-19 (vgl. Anm. 12), wo der Autor von einer „Kernzone“ der Konfessionalisierung spricht, zu der Ostmitteleuropa zusammen mit Mitteleuropa und Westeuropa unter Einschluss des Alten Reichs und des alten deutschen Sprachraums, der Schweiz, der Niederlande und Frankreichs sowie Polen-Litauens und der Länder der ungarischen Stephanskronen gehören.

¹⁵ *Herzig*, Arno: Reformatorische Bewegung und Konfessionalisierung. Die habsburgische Rekatholisierungspolitik in der Grafschaft Glatz. Hamburg 1996.

unterschieden sich die historischen Entwicklungen in Böhmen nicht nur hinsichtlich des Ständestaates fundamental von den anderen genannten Gebieten der frühneuzeitlichen ostmitteleuropäischen „Merkmalsgemeinschaft“ (Gottfried Schramm), sondern auch mit Blick auf die Konfessionalisierungsprozesse. Das ist der Grund, warum diese nach 1620 einsetzende Zwangskatholisierung als „Staatskonfessionalisierung“ bezeichnet wurde. Dieses Modell sei nur auf Böhmen und Mähren (sowie Österreich) nach 1620 anzuwenden.¹⁶ Unübersehbar ist, dass die Habsburger als böhmische Landesherren eine ‚Katholisierung von oben‘ durchführten.

Hier liegt auch der Anknüpfungspunkt an den Vergleichsfall Moskau, der uns – nochmals betont – unter typologischen Gesichtspunkten hinsichtlich der Konfessionalisierung interessiert. Es ist zuerst einmal die vordergründige Ähnlichkeit der brachialen Durchsetzung konfessioneller Homogenität, die beide Fälle im selben Jahrhundert zusammenbindet. Doch das ist nur ein zweitrangiger und äußerer Aspekt, denn unter typologischen Gesichtspunkten wichtiger ist die Tatsache, dass in beiden Fällen religiöse Konkurrenzen institutionalisierte Glaubensgewissheiten mit Totalitätsanspruch in Zweifel zogen und die (Wieder-)Herstellung früherer Einheitlichkeit, in unseren Fällen auch mit Gewalt, die scheinbar einzige Antwort war. Die Vorgehensweisen in beiden Ländern sollten systemstabilisierend wirken, womit der Konnex zwischen Konfession und Politik unübersehbar ist.¹⁷ Somit ist die Tür für die Konfessionalisierungsperspektive bereits geöffnet. Für den Moment mögen diese Überlegungen ausreichen. Sie werden an gegebener Stelle noch verfeinert.

Doch zuvor noch eine Einschränkung. Bei den folgenden Überlegungen sind lediglich zwei der drei Grundelemente der Konfessionalisierung untersuchungsleitend. Die Sozialdisziplinierung bleibt aus mehreren Gründen beiseite: Über dieses Gebiet wissen wir für Böhmen noch viel zu wenig, als dass sich generalisierende Aussagen treffen ließen. Der Bereich der Sozialdisziplinierung erfordert differenzierte Darstellungen von disziplinierenden Impulsen und den Reaktionen der Betroffenen darauf. Das ist nur in einer nuancenreichen Darstellung möglich, die menschliches Verhalten bis hin zu Formen der Widerständigkeit erfasst. In Andeutungen kommen sie zwar auch in der folgenden Untersuchung vor, aber sie bräuchten genauere Ausarbeitung.¹⁸ Für Moskau ist die Existenz dieses als moderni-

¹⁶ Eberhard, Winfried: Voraussetzungen und strukturelle Grundlagen der Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa. In: *Bahlcke/Strohmeyer* (Hgg.): Konfessionalisierung 89-104, hier 101 (vgl. Anm. 2). Folgt man dem gängigen Konfessionalisierungs-Konzept, dann ist „Staatskonfessionalisierung“ im Grunde genommen tautologisch. So ist die Entstehung des modernen Staates das Produkt der Konfessionalisierung, nicht ihr Agens. Darüber hinaus widerspricht die These von der „Staatskonfessionalisierung“ der These von der Adelskonfessionalisierung Winkelbauers, vgl. *Winkelbauer*: Grundherrschaft (vgl. Anm. 9).

¹⁷ *Reinhard*: Abhandlungen 112-114 (vgl. Anm. 1).

¹⁸ Die Dissertation von Andrea Launspach (Marburg) soll diese Frage an einem lokalen Beispiel klären. – Grundsätzlich kritisch *Schmidt*, Heinrich Richard: Sozialdisziplinierung? Ein Plädoyer für das Ende des Etatismus in der Konfessionalisierungsforschung. In: *Historische Zeitschrift* (HZ) 265 (1997) 639-682. – Jüngst ebenfalls kritisch bis ablehnend *Reinhardt*, Volker: Rom im Zeitalter der Konfessionalisierung. Kritische Überlegungen zu einem Epochendeutungskonzept. In: *Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit* 7 (2003) 1-18.

sierend bezeichneten Verfahrens für die hier behandelte Periode zu verneinen.¹⁹ Aus diesen Gründen stehen hier die Verknüpfungen von Konfession, Staat und Modernisierung im Zentrum.²⁰

Im Falle Böhmens ist festzustellen, dass Konfessionalisierung vor allem ein auf das 16. Jahrhundert bezogenes Thema geblieben ist. Aus den Untersuchungen von Winfried Eberhard, Joachim Bahlcke, Thomas Winkelbauer und Jaroslav Pánek ist hervorgegangen, dass bereits unter Ferdinand I. die katholische Partei in Böhmen einige Erfolge, insbesondere durch Konversion, erzielen konnte, so dass die „nach 1620 zwangsweise katholische Vereinheitlichung [...] somit konfessionsstrategisch längst vorbereitet“ war.²¹ An dieser Einschätzung soll hier nicht gezweifelt werden, aber es gilt doch die Tatsache nicht aus dem Auge zu verlieren, dass die Mehrheit der Bevölkerung und die überwiegende Mehrheit der Ständemitglieder, besonders die Stadtbürger, zum Zeitpunkt des böhmischen Aufstandes keine Katholiken waren. Zwar fällt unter konfessionellen Gesichtspunkten die Zäsur von 1620 nicht so scharf aus, wie lange Zeit behauptet, doch kann die berechtigte Relativierung in der jüngeren Forschung nicht verdecken, dass die nach 1620 einsetzende Praxis ein neues Kapitel der Katholisierung aufschlug. Aus diesem Grunde ist in den folgenden Zeilen weder von Gegenreformation noch von Rekatholisierung die Rede. Beide Begriffe sind historiographisch belegt, wobei die jeweiligen Präfixe leicht den Standort des Benutzers offenbaren. „Re“ wird schon deswegen vermieden, weil es sich im Falle Böhmens um eine viele Generationen zurückliegende Abkehr von der katholischen Kirche handelt.²² Es verwundert, dass die Jahre nach der Schlacht am Weißen Berg 1620 bzw. nach der „Verneuerten Landesordnung“ 1627 bisher kaum zum Gegenstand neuerer Untersuchungen geworden sind. Das Defizit ist sogar noch größer hinsichtlich der Periode nach dem Dreißigjährigen Krieg, als die

¹⁹ Zusammenfassend *Behrisch*, Lars: Social Discipline in Early Modern Russia, Seventeenth to Nineteenth Centuries. In: *Schilling*, Heinz (Hg.): Institutionen, Instrumente und Akteure sozialer Kontrolle und Disziplinierung im frühneuzeitlichen Europa. Frankfurt/M. 1999, 325-358.

²⁰ Kritisch zur Modernisierungsthese in Verbindung mit Konfessionalisierung *Schulze*, Winfried: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft in der frühen Neuzeit. In: *HZ* 243 (1986) 591-626.

²¹ *Eberhard*: Voraussetzungen 101 (vgl. Anm. 16). – *Ders.*: Konfessionsbildung (vgl. Anm. 11). – *Pánek*, Jaroslav: The Opposition of the Estates in the Beginnings of the Habsburg re-catholization of Bohemia. In: *Purš*, Jaroslav (Hg.): History and Society. Published on the Occasion of the XVIth International Congress of Historical Sciences in Stuttgart 1985. Prag 1985, 353-380. – *Čornejová*, Ivana: Das „Temno“ im mitteleuropäischen Kontext. Zur Kirchen- und Bildungspolitik im Böhmen der Barockzeit. In: *Bohemia* 34 (1993) 342-358. – *Francek*, Jindřich (Hg.): Rekatalizace v českých zemích. Sborník příspěvků z konference v Jičíně konané 10. září 1993 [Die Rekatholisierung in den böhmischen Ländern. Beiträge der Konferenz in Jičín am 10. September 1993]. Pardubice 1995. – Siehe auch den Überblick von *Machálek*: Böhmen (vgl. Anm. 9).

²² Vgl. *Heiss*, Gernot: Princes, Jesuits and the Origins of Counter-Reformation in the Habsburg Lands. In: *Evans*, Robert J. W./*Thomas*, Trevor V. (Hgg.): Crown, Church and Estates. Central European Politics in the Sixteenth and Seventeenth Centuries. Houndmills, London 1991, 103-104, der den Begriff „Katholisierung“ bevorzugt (aber „Gegenreformation“ im Titel verwendet).

Katholisierung erneut in eine radikale Phase eintrat. Das 17. Jahrhundert, in der tschechischen Geschichte als „temno“ (Finsternis) bezeichnet, verdient in diesem Punkte seinen Namen.²³ So ist der Interessierte auf die nicht überholten Untersuchungen zum Teil aus dem 19. Jahrhundert zurückverwiesen.²⁴

Thomas Winkelbauer, der sich vornehmlich auf Fragen der Sozialdisziplinierung konzentriert, hat vor allem auf das Problem der Adelskonfessionalisierung hingewiesen. Danach erfolgte die Konfessionalisierung der konfessionell heterogenen Untertanen zuvörderst über das Recht des Grundherrn, die Religion festzulegen.²⁵ Aber Winkelbauers Darlegungen sind in ihren Begründungszusammenhängen hinsichtlich Böhmens nicht eindeutig. Schaut man genauer hin, so basieren seine Ausführungen über Böhmen nach 1620 weitgehend auf Analogschlüssen, die er aus den Verhältnissen in Österreich ob der Enns zieht. Eines seiner zentralen Argumente, das Fehlen einer Lokalverwaltung habe dieses Verfahren der Katholisierung erzwungen, gilt für das österreichische Gebiet, nicht jedoch für Böhmen, wo es die Kreishauptleute gab. Diese sind nach 1620 den Landesregierungen in Böhmen und Mähren schrittweise untergeordnet worden, und ihr Anteil an der Katholisierung ist keineswegs geklärt.²⁶ Für Böhmen stellt sich das Problem also, wie es im folgenden skizziert wird.

In der vom böhmischen König Ferdinand II. erlassenen „Verneuertem Landesordnung“ für Böhmen von 1627, für Mähren ein Jahr später, haben die böhmischen Stände schwere Einbußen ihrer rechtlichen Lage und Kompetenzen hinnehmen müssen.²⁷ So gab die Landesordnung dem König von nun an das Recht zur Gesetzgebung, womit die 1609 festgelegte Gesetzesinitiative der Stände abgeschafft war. In Mähren wurde sie jedoch beibehalten. Darüber hinaus nahm sich der König das Recht des Inkolats. Damit war ihm das wichtige Mittel in die Hand gegeben, die

²³ Die früher dominierende negative Einschätzung des temno wird stark relativiert von Čornejová: „Temno“ (vgl. Anm. 21).

²⁴ Peschek, Christian August: Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. 2 Bde. Dresden, Leipzig 1844. – Bílek, Tomáš V.: Reformace katolická neboli obnovení náboženství katolického v království českém po bitvě Bělohorské [Die katholische Gegenreformation oder die Erneuerung des katholischen Glaubens im Königreich Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berg]. Prag 1892. – Für die Periode 1620-1627 Gindely, Anton: Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Leipzig 1894. – Opočenský, Hanuš: Protireformace v Čechách po bitvě na Bílé Hoře [Die Gegenreformation in Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berg]. Prag 1914. – Bretholz, Bertold: Geschichte Böhmens und Mährens. Bd. 3: Dreißigjähriger Krieg und Wiederaufbau bis 1792. Reichenberg 1924.

²⁵ Winkelbauer: Grundherrschaft (vgl. Anm. 9). – Ders.: Sozialdisziplinierung und Konfessionalisierung durch Grundherren in den österreichischen und böhmischen Ländern im 16. und 17. Jahrhundert. In: Zeitschrift für historische Forschung 19 (1992) 317-339. – Pánek, Jaroslav: The Religious Question and the Political System of Bohemia before and after the Battle of the White Mountain. In: Evans/Thomas (Hgg.): Crown 129-148, hier 136 (vgl. Anm. 22).

²⁶ Vgl. Winkelbauer, Thomas: Fürst und Fürstendiener. Gundaker von Liechtenstein, ein österreichischer Aristokrat des konfessionellen Zeitalters. Wien, München 1999, 44-45 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 34).

²⁷ Jireček, Hermengild (Hg.): Constitutiones regni Bohemiae anno 1627 reformatae. Prag 1888.

Zusammensetzung der Stände zu verändern. Katholisch und königstreu hießen seitdem die zu erfüllenden Aufnahmekriterien in die böhmischen Stände, wobei die nichtböhmische Herkunft eine große Rolle spielte. Das galt in erster Linie für den wieder eingesetzten, nun als erster Stand fungierenden Prälatenstand wie für die Adligen im Herrenstand.²⁸ Diese personellen Veränderungen im böhmischen Adel standen in Zusammenhang mit dem Strafgericht über die Rebellen nach 1620. Knapp die Hälfte aller Ständemitglieder büßte ihre Ländereien durch Konfiskation ein. Vertreibung war eines der Hauptkennzeichen der Katholisierung. Zuerst traf es die Geistlichen, dann alle nichtkatholischen Seelsorger. Ein Teil des Adels wanderte aus. Das kaiserliche Mandat vom 31. Juli 1627 zwang die verbliebenen nichtkatholischen Adligen zur Konversion oder zum Verlassen des Landes. Die Folge war, dass etwa ein Viertel der böhmischen Adligen und ein knappes Viertel der Bürgerschaft vor allem nach Sachsen, nach Polen und in die Pfalz abwanderte – ein nicht unbeträchtlicher Teil der wirtschaftlichen und intellektuellen Elite.²⁹ Jan Comenius war einer von ihnen. Diese extrem harten Strafen erklären sich allerdings weniger aus der konfessionellen Polarität, als vielmehr aus den sich gegenseitig ausschließenden Formen der Staatsentwicklung. Entweder ging Böhmen den Weg in den Ständestaat mit einem Wahlkönigtum wie in Polen, oder es beschritt den Weg des absolutistischen Herrschaftsausbaus mit einem ein für alle Mal festgelegten Erbkönigtum (der Habsburger) einschließlich der Entmachtung der Stände. Letzteres war der Fall, jedoch nicht rasch und linear, denn es sollte rund 120 Jahre dauern, bis die Stände ihre Privilegien abgaben – ohne militärischen Kampf während der theresianischen Staatsreformen in den 1740er Jahren.

Für unser Thema zentral ist die Tatsache, dass der König das multikonfessionelle Böhmen zur konfessionellen Homogenität führen wollte. Dazu legte die Landesordnung von 1627 in Artikel 23 die katholische Konfession als das einzige in den Städten und auf dem Lande erlaubte Bekenntnis fest. Außerdem regelte die Landesordnung bereits seit 1624 bestehende Tatsachen: Den wieder eingesetzten Jesuiten wurde das Recht der Zensur übertragen, die Oberaufsicht über das Schulwesen sowie die Aufsicht über die in den Augen des Wiener Hofes hussitisch verseuchte Karls-Universität in Prag. Deren Rektor war einer der auf dem Altstädter Ring 1621 hingerichteten Rädelsführer des Aufstandes, deren abgehackte Köpfe elf Jahre lang ausgestellt blieben.³⁰

Unter dem Gesichtspunkt der Konfessionalisierung ist es mehr als eine Fußnote, dass die böhmischen Juden in der Landesordnung weitgehende Privilegien erhielten. 1623 bestätigte und erweiterte Ferdinand die Privilegien. 1627 tauchten die Juden in der „Verneuertem Landesordnung“ mit für die damalige Zeit vergleichsweise weitgehenden Rechten auf. Bei den Zoll- und Mautabgaben wurden sie den Christen

²⁸ *Hassenpflug*, Eila: Die böhmische Adelsnation als Repräsentantin des Königreichs Böhmen von der Inkraftsetzung der Verneuertem Landesordnung bis zum Regierungsantritt Maria Theresias. In: *Bohemia* 15 (1974) 71-90.

²⁹ *Winter*, Eduard: Die tschechische und slowakische Emigration in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der hussitischen Tradition. Berlin 1955.

³⁰ *Gindely*: Gegenreformation 34-35 (vgl. Anm. 24).

gleichgestellt. Sie erhielten das Recht zum freien Aufenthalt in den Städten und Märkten der landesherrlichen Herrschaften. Ferdinand bestätigte den Schutz vor Vertreibung und Übergriffen von Seiten der Christen, das Recht zu Handel sowie zu Gewerbe für den Gebrauch innerhalb der Judengemeinde. Die Prager Juden konnten das Ghetto vergrößern, indem sie Christen einige angrenzende Häuser abkauften.³¹ Das scheint im Widerspruch zu stehen zur anvisierten konfessionellen Homogenität. Es drängt sich aber der Schluss auf, dass der König ein funktionales Äquivalent für die besonders hart abgestraften Bürger der rebellischen Städte schaffen wollte. Diese nämlich besaßen seit 1627 nur noch eine Stimme im Landtag. Ihre Bürger wurden ebenfalls hart bestraft. Wer im Rat der Stadt oder Gemeinde oder in den Zünften Mitglied sein wollte, musste katholisch sein. An der sichtbar verminderten Wirtschaftskraft und an einer Schmälerung der königlichen Einkünfte konnte Ferdinand jedoch kein Interesse haben. Die zeituntypische Bevorzugung der Juden scheint dem Gedanken entsprungen zu sein, das Problem auf folgende Weise zu lösen: Der König setzte Juden in die von den akatholischen Christen freigewordenen wirtschaftlichen Funktionen ein und schuf sich damit zugleich günstige Steuer- und Darlehensverhältnisse. Der katholische Kaiser und böhmische König Ferdinand II., die Personifizierung der katholischen Macht, spielte also Juden gegen Christen aus – auch ein Phänomen des konfessionellen Zeitalters. Es verwundert nicht, dass im Verlauf des 17. Jahrhunderts sowohl die Anhänglichkeit der böhmischen Juden an den Landesherrn als auch die Konflikte in den Städten zwischen den christlichen Händlern und Handwerkern einerseits und den Juden andererseits zunahmen. Die These vom funktionalen Äquivalent wird auch dadurch gestützt, dass die erweiterte Privilegierung der Juden mit zunehmender Katholisierung keinen Bestand mehr hatte. Mehr und mehr nahmen die Christen ihre früheren wirtschaftlichen Funktionen wieder wahr, so dass die Judenprivilegierung letztlich nur Episode blieb. Dass die guten Zeiten bald vorbei waren, zeigt das Beispiel der Wiener Juden, die 1670 aus der Stadt vertrieben wurden. Für die böhmischen Juden gab es ähnliche Pläne. Innerhalb von 100 Jahren wandelte sich ihre Stellung von der privilegierter Juden zu der von Störenfriedern, deren biologische Reproduktion durch die Familiengesetze Karls VI. unter Staatsnutzenaspekten kontrolliert werden sollte.³²

Doch zurück zur Konfessionalisierung im 17. Jahrhundert. Sie war eine Geschichte der phasenweise gewaltsamen Katholisierung, bei der dem Individuum

³¹ *Priebatsch*, Felix: Die Judenpolitik des fürstlichen Absolutismus im 17. und 18. Jahrhundert. In: Forschungen und Versuche zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift Dietrich Schäfer zum 70. Geburtstag, Jena 1915, 564–651. – *Prokeš*, Jaroslav: Der Antisemitismus der Behörden und das Prager Ghetto in nachweißbergischer Zeit. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Čechoslovakischen Republik 1 (1929) 41–262. – *Rachmuth*, Michael: Zur Wirtschaftsgeschichte der Prager Juden. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Čechoslovakischen Republik 5 (1933) 9–78. – *Gindely*: Gegenreformation 509–511 (vgl. Anm. 24). – *Lipscher*, Vladimir: Zwischen Kaiser, Fiskus, Adel, Zünften. Die Juden im Habsburgerreich des 17. und 18. Jahrhunderts am Beispiel Böhmens und Mährens. (Dissertationsschrift) Zürich 1983, 25–54.

³² *MacCagg*, William O.: A History of the Habsburg Jews: 1670–1918. Bloomington 1989 (2. Aufl.) 11–26.

häufig nur die Wahl zwischen Auswanderung, Zwangstaufe oder Tod blieb. Katholisierung war ein Konzept, von Wien aus initiiert und besonders von jesuitischen Adjutanten in Prag geleitet.³³ Austreibung und Zwangstauen der Akatholiken gehörten ebenso dazu wie die erzwungene Trennung von Weib und Kindern bei verheirateten protestantischen Geistlichen, die mehr oder minder freiwillig zum Katholizismus konvertierten, wodurch die Frauen zu ehrlosen Konkubinen und die Kinder zu illegalen Bälgern abgestempelt wurden.³⁴ Bei den untertänigen Bauern, für die das im Westfälischen Frieden festgelegte *ius emigrandi* nicht galt, müsse man „durch Zwangsmittel zum Ziel kommen“, wie einer der führenden Beteiligten sagte. „*Sola vexatio*“ lautete das Motto Kardinal Caraffas, der in Prag die Katholisierung anfänglich betrieb.³⁵ Die ersten drastischen Maßnahmen nach 1620 sollten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Katholisierung bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges nicht abgeschlossen war, und zwar nicht einmal in ihren äußeren Formen, wie Arno Herzig fälschlich behauptet.³⁶ Das Beispiel anlässlich der 1648 auf Prag vorrückenden Schweden zeigt dies: Die Einheimischen liefen in Massen zu den ‚hätischen‘ öffentlichen Predigten und Versammlungen.³⁷ Aber auch unter den Katholisierern herrschte einige Zeit keine Einigkeit über den rechten Weg, wie er im Universitäts- und im Kompetenzstreit zwischen Jesuiten, besonders dem Jesuitenpater Lamormain, dem Prager Erzbischof, dem päpstlichen Nuntius Carlo Caraffa und dem Kapuziner Valerian Magni ausgefochten wurde.³⁸ So wundert es nicht, dass ein neuer Konfessionalisierungsschub nach dem Friedensschluss 1648 einsetzte, der als „härteste[r] Kurs der Gegenreformation“ charakterisiert worden ist.³⁹ Die böhmischen und mährischen Landtage 1650 bzw. 1651, mittlerweile katholisiert, verlangten vom Kaiser die Einhaltung von Artikel 23, und die mährischen Vertreter waren für „gänzliche Ausrottung aller Glaubensirrtümer und Einpflanzung der heiligen wahren alleinseligmachenden katholischen Religion“. ⁴⁰ Der Druck auf die Untertanen nahm zu. Heiraten durften sie nur nach katholischem Ritus. Wer als

³³ Čornejová, Ivana: *Tovaryšstvo Ježíšovo. Jezuíté v Čechách* [Die Gesellschaft Jesu. Die Jesuiten in den böhmischen Ländern]. Prag 1995, 90-200.

³⁴ Gindely: *Gegenreformation* 195 (vgl. Anm. 24).

³⁵ Bretholz: *Geschichte Böhmens und Mährens* 13-14 (vgl. Anm. 24).

³⁶ Herzig: *Zwang* 74 (vgl. Anm. 10).

³⁷ Bretholz: *Geschichte Böhmens und Mährens* 40 (vgl. Anm. 24).

³⁸ Čornejová, Ivana: *Kapitoly z dějin pražské univerzity v letech 1622-1773* [Kapitel der Geschichte der Prager Universität in den Jahren 1622-1773]. Prag 1992 (das Titelblatt gibt fälschlich die Jahresangabe 1622-1654 an). – Winter, Eduard: *Barock, Absolutismus und Aufklärung in der Donaumonarchie*. Wien 1971, 37-44. – Sousedík, Stanislav: *Valerianus Magni 1588-1661. Versuch einer Erneuerung der christlichen Philosophie im 17. Jahrhundert*. St. Augustin 1982. – Ders.: *Böhmische Barockphilosophie*. In: Seibt, Ferdinand (Hg.): *Bohemia Sacra. Das Christentum in Böhmen 973-1973*. Düsseldorf 1974, 427-443. – Gindely: *Gegenreformation* 136-193 (vgl. Anm. 24). – Bireley S. J., Robert: *Religion and Politics in the Age of Counterreformation. Emperor Ferdinand II, William Lamormaini S. J., and the Formation of Imperial Policy*. Chapel Hill 1981, hier vor allem 209-230.

³⁹ Burian, Ilja: *Die Gegenreformation in den tschechischen Ländern*. In: *Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich* 106 (1990), 19-61, hier 28.

⁴⁰ Bretholz: *Geschichte Böhmens und Mährens* 41 (vgl. Anm. 24).

Akatholik starb, musste mit einem ‚Eselsbegräbnis‘ außerhalb des offiziellen katholischen Friedhofs rechnen. Unter der Leitung des Prager Erzbischofs, Kardinal Harrach, und des Generalvikars und Abts des Klosters Emaus bei Prag, Don Juan Caramuel von Lobkowitz, eines Zisterziensers, kam es erneut zu Zwangstaufen und Vertreibungen. 1651/52 wurden allein im Königgrätzer Kreis 46 000 Menschen katholisiert, weitere 5 500 flohen über die Landesgrenze. Aus dem Bunzlauer Kreis flohen rund 11 000 Personen.⁴¹

Erstaunlich ist bei den hier angedeuteten Verlaufsformen, dass unser Kenntnisstand über die böhmische Katholisierung außerordentlich dürftig ist. Čornejová betont in ihrer gegen die traditionelle tschechische Geschichtsschreibung gerichteten revisionistischen Perspektive die hohe Zahl der Katholiken, die sich im 18. Jahrhundert nachweisen lasse. Grosso modo habe die Katholisierung also ihr Ziel erreicht. Pánek bezeichnet die katholische Geistlichkeit neben Armee und Bürokratie als eines der Hauptinstrumente der Unterwerfung Böhmens unter die Habsburger. Kryptoprotentantismus existierte jedoch weiterhin, besonders an den Grenzen zu Schlesien und Oberungarn, die weder protestantische Prediger noch ‚häretische‘ Schriften aus Böhmen fernhielten.⁴² Doch wie sich die Verhältnisse im Kleinen gestalteten, darüber ist noch immer zu wenig bekannt. Dies gilt in erster Linie für die katholischen Pfarrgemeinden. In den ersten Jahren nach 1629 herrschte ein gravierender Priestermangel, der die Katholisierer dazu veranlasste, bei zum Katholizismus konvertierenden protestantischen Geistlichen und Laien beide Augen zuzudrücken, damit überhaupt Pfarrstellen besetzt werden konnten und eine sakramentale Notversorgung gesichert war.⁴³ Zwar nahm die Zahl der Gemeindegeistlichen allmählich zu, doch deutete sich auch an, dass dieses Wachstum nicht Schritt hielt mit einer Verbesserung der Seelsorge. So gelangte die Predigt erst am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts zur Blüte. Wie es um die Katechese stand, zeigt sich am besten darin, dass eine hier zitierte, der Katholisierung gegenüber überaus freundlich eingestellte Darstellung über diese Frage im 17. Jahrhundert kein Wort verliert, wohl aber die große Zeit des 16. Jahrhunderts hervorhebt und das erneute Aufblühen im 18. Jahrhundert betont.⁴⁴

⁴¹ *Ebenda*. Die Angaben sind widersprüchlich, denn *Ducreux*, Marie-Elizabeth: La reconquête catholique de l'espace bohémien. In: *Revue des études slaves* 60 (1988) 685-702, hier 687, spricht von circa 5 500 durch Jesuiten und ein Regiment Soldaten Zwangskatholisierten im Königgrätzer Kreis.

⁴² *Čornejová*: „Temno“ (vgl. Anm. 21). – *Dies.*: *Tovaryšstvo Ježíšovo* (vgl. Anm. 33). – *Pánek*: Religious Question 143 (vgl. Anm. 25). – *Eberhard*, Winfried: Entwicklungsphasen und Probleme der Gegenreformation und katholischen Erneuerung in Böhmen. In: *Römische Quartalsschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte* 84 (1989) 235-257, hier 247. – *Burian*: Gegenreformation (vgl. Anm. 39).

⁴³ *Gindely*: *Gegenreformation* 112-113, 195-197, 204-205 (vgl. Anm. 24). – *Čanová*, Eliška: Vývoj správy pražské arcidiecéze v době násilné rekatolizace čech (1620-1671) [Die Entwicklung der Verwaltung der Prager Erzdiözese in der Zeit der böhmischen Zwangskatholisierung (1620-1671)]. In: *Sborník Archivních Prací* 35 (1985) 486-560. – *Ducreux*: *Reconquête* 685-702 (vgl. Anm. 41).

⁴⁴ *Zuber*, Rudolf: *Osudy moravské církve v 18. století, 1695-1777* [Das Schicksal der mährischen Kirche im 18. Jahrhundert, 1695-1777]. Praha 1987, 183-184, 207-216.

So wissen wir zu wenig über das neu aufgebaute Schulwesen und ebenso wenig über die Beteiligung der katholischen Orden daran. Dass sie sich an der Bildung beteiligten, ist klar, aber in welchem Umfang, mit welchem Erfolg, unter welchen Bedingungen und mit welchen Widerständen oder zumindest Verweigerungshaltungen sie bei der katholischen Mission zu kämpfen hatten, darüber sind bestenfalls Bruchstücke bekannt.⁴⁵ Die Jesuiten, soviel steht fest, stellten auch in Böhmen die Speerspitze der Katholisierung. Sie legten bei der Mission besonderen Eifer an den Tag und vermeldeten Jahr für Jahr Hunderte Neubekehrter, darunter selbst Juden und Muslime. Häufig genug ging die Bekehrung mit Wundern und Zeichen einher. Wie schon erwähnt, kontrollierten die Jesuiten das Schulwesen. Die ehemalige ‚Ketzeruniversität‘ war mit dem Klementinum der Jesuiten zusammengelegt worden. Mitglieder der Societas Jesu besetzen die philosophischen und theologischen Lehrstühle. Seit 1650 mussten die Professoren einen Eid auf die unbefleckte Empfängnis schwören, auch die der weltlichen Fakultäten. Die Kontrolle des konfessionellen Schrifttums erfolgte durch Zensur und Bücherverfolgung sowie -verbrennung. Nach Angaben eines Jesuiten wurden über 60 000 Bücher verbrannt.⁴⁶ Diese Zahl darf als übertrieben gelten, doch zeugt sie von der anhaltenden Schwierigkeit, das Werk der Katholisierung zu vollenden.

In der böhmischen Sakralkunst des Barock fand diese jesuitische Katholisierung ihr ästhetisches Programm.⁴⁷ Wallfahrtskirchen schossen wie Pilze aus dem Boden (Altbunzlau, Hl. Berg v. Příbram, Zbraslav, Bechyně, Rimau, Maria Schnee, Maria Schein, Maria-Stock, Mariasorg, Mariatrost etc.). Mit böhmischen Traditionen aus der Zeit vor 1620 brach diese Architektur gezielt. Der Marienkult bekam einen festen Platz in der inszenierten barocken Frömmigkeit.⁴⁸ Die Karlsbrücke in Prag erhielt ihre theatralisierenden Figurengruppen zwischen 1683 und 1714 und wurde in den Worten eines Historikers dadurch zu einem „Engpaß gegenreformatorischer Machtkunst von überwältigender Überredungskraft“.⁴⁹ In diesen Zusammenhang gehört selbstverständlich die gezielte Inszenierung des Kultes um den Hl. Johann Nepomuk. 1675 wurde der Selig- und Heiligsprechungsprozess eingeleitet, der 1729 mit der Kanonisierung vergleichsweise zögerlich zum Abschluss kam. Bei dieser Gelegenheit fand ein Jubelfest mit ungeheurem Pomp statt, bei dem Johann Nepomuk als ‚Blutzeuge‘ des Katholizismus die traditionell böhmisch-patriotische Wenzelsverehrung ablösen sollte.⁵⁰

⁴⁵ Čornejová: Tovarýstvo Ježíšovo 59-73, 114-120 (vgl. Anm. 33).

⁴⁶ Bretholz: Geschichte Böhmens und Mährens 48 (vgl. Anm. 24). – Čornejová: Tovarýstvo Ježíšovo 196 (vgl. Anm. 33).

⁴⁷ Swoboda, Karl M.: Barock und Gegenreformation. Prag 1943. – Ders. (Hg.): Barock in Böhmen. München 1964. – Válka, Josef: Dějiny Moravy. Sv. 2: Morava reformace, renaissance a baroka [Geschichte Mährens. Bd. 2: Das Mähren der Reformation, der Renaissance und des Barock]. Brno 1966.

⁴⁸ Hanzal, Josef: Mariánský kult v barokních Čechách [Der Marienkult im Böhmen des Barock]. In: Francek (Hg.): Rekatolizace 17-27 (vgl. Anm. 21). – Coreth, Anna: Pietas austriaca. Ursprung und Entwicklung barocker Frömmigkeit in Österreich. Wien 1959, 43-66.

⁴⁹ Bachmann, Erich: Architektur und Sakrallandschaft. In: Seibt (Hg.): Bohemia Sacra 481-508, hier 506 (vgl. Anm. 38).

⁵⁰ Kotrba, Viktor L.: Der Dom zu St. Veit in Prag. In: Seibt: Bohemia Sacra 511-548, hier 541-

In der tschechischen Historiographie ist diese Konfessionalisierung als gedanklich-weltanschauliche Versklavungsstrategie und geistige Besatzung beschrieben worden. Es stellte sich in der Tat heraus, dass die böhmische Katholisierung dieses ehemals auf dem Felde der Wissenschaften blühende Land von den Entwicklungen in anderen Teilen Europas abkoppelte. Trotz einiger fähiger Köpfe an den Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen war bald eine intellektuelle Tristesse zu bemerken, wobei insbesondere die einst renommierte Karlsuniversität das Opfer theologisch-philosophischer Verknöcherung wurde. Im Vergleich zu einigen Landesuniversitäten im Reich, die in der Epoche der Konfessionalisierung gegründet wurden und rasch Bedeutung erlangten, und gemessen am Niveau anderer europäischer Hochschulen, sackte die Prager Universität deutlich ab. Diese Universität entwickelte sich nicht zum Vorbild für eine geglückte konfessionelle ‚Hochschulpolitik‘. Die Situation verschärfte sich bis 1700 derart, dass selbst der Wiener Hof darüber in Besorgnis geriet. Die Reformkommission von 1711 stellte fest, die Universität weise ein jämmerliches Niveau auf.⁵¹

Über die Erfolge oder Misserfolge bei der Schulbildung eine pauschale Aussage zu treffen, ist leider nicht möglich. Dazu fehlt es an Untersuchungen. Dass die Katholisierung zu einer breit angelegten katholischen Schulbildung geführt habe, ist nach bisheriger Kenntnis aber als Legende zu bezeichnen. Wir wissen beispielsweise, dass einzelne Neuböhmische Grundherren nach 1620 als erstes die Schule schlossen und keine neue einrichteten.⁵² Der Umgang mit Büchern wurde gerade skizziert. Es ging dabei nicht nur um den Austausch religiösen Schrifttums, sondern es handelte sich um eine Vernichtung von Wissen und intellektueller Leistung. Wenn also Bildung als ein Kennzeichen der Konfessionalisierung genannt wird, so zeigt sich das Janusgesicht dieses Konzeptbestandteils im Falle Böhmens sehr deutlich.

Ob diese Art der Katholisierungspolitik in wirtschaftlicher Hinsicht sinnvoll war, darf bezweifelt werden. Wenn man bedenkt, dass Böhmen eines der durch den 30-jährigen Krieg am meisten verwüsteten Gebiete war, so zeugte die Katholisierung trotz der erwähnten Privilegierung der Juden, die jedoch nicht von Dauer war, davon, dass dem böhmischen Landesherrn der richtige Glaube wichtiger war als ein sich wirtschaftlich erholendes Land. Das war auch für die damalige Zeit eine ziemlich luxuriöse Einstellung. Böhmen hatte nämlich ausweislich der Steuerlisten von 1654 im Vergleich zur Vorkriegszeit 43 Prozent seiner Bevölkerung verloren (darin eingeschlossen die vertriebenen Akatholiken), Mähren etwa ein Drittel.⁵³ Einige Städte waren regelrecht entvölkert. Königgrätz (Hradec Králové) war ein besonders

542 (vgl. Anm. 38). – Winter, Eduard: Barock, Absolutismus und Aufklärung in der Donaumonarchie. Wien 1971, 120.

⁵¹ Bretholz: Geschichte Böhmens und Mährens 46 (vgl. Anm. 24).

⁵² Am GWZO in Leipzig ist ein Forschungsprojekt unter anderem zur Schulpolitik in Böhmen und Ungarn im 17. Jahrhundert in Bearbeitung.

⁵³ Zahlen nach Placht, Otto: Lidnatost a společenská skladba českého státu v 16.-18. století [Die Bevölkerungsdichte und Gesellschaftsstruktur des böhmischen Staates vom 16.-18. Jahrhundert]. Praha 1957, 77-118. – Bohmann, Alfred: Die Bevölkerungszahlen Böhmens vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Ostforschung (ZfO) 10 (1961) 127-139.

krasses Beispiel. Auf dem Lande lag ein Drittel der Anbaufläche brach, ein großer Teil der Höfe war zerstört. Auf der anderen Seite stellte sich heraus, dass der neue böhmische Adel stärker als zuvor gutswirtschaftlich handelte, also insofern modern dachte, als er die böhmische Landwirtschaft auf Überschuss- und Gewinnerzielung hin orientierte. Aber den Preis dafür zahlten die Bauern, deren Robotleistungen und Bindung an die Scholle in dieser Zeit verstärkt wurden, eine Entwicklung, für die der umstrittene Begriff der „zweiten Leibeigenschaft“ geprägt wurde.⁵⁴ Entsprechend zahlreich waren die Beschwerden der Bauern. 1680 revoltierten zahlreiche Bauern in ganz Böhmen und Mähren.⁵⁵ Auch bei den Gewerben hatten Krieg und Katholisierung Verwüstungen hinterlassen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts entdeckten die österreichischen Merkantilisten, dass die Wirtschaftspolitik unter konfessionellen Vorzeichen dem Hause Habsburg zum Nachteil gereichte. Manufakturen tauchten erst vereinzelt zur Jahrhundertwende auf.⁵⁶

Der Aspekt der Modernisierung im Zuge der Konfessionalisierung ist also unter den böhmischen Verhältnissen nur sehr eingeschränkt zum Tragen gekommen. Die Einschätzung Bahlckes, dass „sich in Böhmen in Zusammenhang mit der katholischen Konfessionalisierung moderne Grundzüge wie administrative Effizienz und erfolgreiche Wirtschaftsführung nachweisen lassen“,⁵⁷ ist zwar richtig, fällt als generalisierende Aussage aber zu optimistisch aus. Vielmehr hat die Katholisierung bereits erreichte Entwicklungsniveaus zurückgeworfen. Auch in puncto Herausbildung des modernen Staates hat die Katholisierung keine durchschlagenden Effekte erzielt, weil das Katholisierungs- und Herrschaftsmodell der Habsburger für Böhmen einen eingebauten Systemfehler aufwies. Es setzte auf den (katholischen) Adel und überließ die administrativen Funktionen in Böhmen auch in Stellvertretung des Landesherrn den böhmischen Ständen. Auf diese Weise standen zahlreiche böhmi-

⁵⁴ Hroch, Miroslav / Petrání, Josef: Das 17. Jahrhundert. Krise der feudalen Gesellschaft? Hamburg 1976, 146. – Klíma, Arnošt: Probleme der Leibeigenschaft in Böhmen. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 62 (1975) 14-228, mit Diskussion der älteren Forschung. Gegen die These von der „zweiten Leibeigenschaft“ vgl. Kaban, Arcadius: Notes on Serfdom in Western and Eastern Europa. In: Journal of Economic History 33 (1973) 86-100. – Gurevič, Aaron Ja.: Problemy genezisa feodalizma v zapadnoj Evrope [Probleme der Genese des Feudalismus in Westeuropa]. Moskau 1970, bes. 52. – Jüngst in deutscher Übersetzung wieder zur Debatte gestellt bei Maur, Eduard: Gutsherrschaft und „zweite Leibeigenschaft“ in Böhmen. Studien zur Wirtschafts-, Sozial- und Bevölkerungsgeschichte (14.-18. Jahrhundert). München 2001. – Vgl. dagegen Wright, William E.: Serf, Seigneur, and Sovereign. Agrarian Reform in Eighteenth-Century Bohemia. Minneapolis 1966, 8, der den Begriff für die Zeit nach 1434 verwendet.

⁵⁵ Kočí, Josef: Boje venkovského lidu v období temna. Povstání nevolníků XVII. a XVIII. století [Der Kampf der Landbevölkerung in der Zeit des Temno. Die Stellung der Leibeigenen im 17. und 18. Jahrhundert]. Prag 1953, 56-102. – Korkisch, Gustav: Der Bauernaufstand auf der Mährisch-Trübau-Türnauer Herrschaft 1706-1713. In: Bohemia 11 (1971) 164-274.

⁵⁶ Klíma, Arnošt: Mercantilism in the Habsburg Monarchy, with Special Reference to the Bohemian Lands. In: Historica 11 (1965) 95-119. – Ders.: Economy, Industry, and Society in Bohemia in the 17th-19th centuries. Prague 1991, 71-84, 117-134.

⁵⁷ Bahlcke, Joachim: Geistlichkeit und Politik. Der ständisch organisierte Klerus in Böhmen und Ungarn in der frühen Neuzeit. In: Ders./Bömelburg/Kersken (Hgg.): Ständefreiheit 161-185, hier 185 (vgl. Anm. 13).

sche Adlige, insbesondere die nach 1620 inkolierten, aus konfessionellen Gründen, wegen ihrer Kaisertreue, ihrer zunehmenden internationalen Versippung und ihrer nicht nur in Böhmen und Mähren liegenden Güter mit einem Bein am Wiener Hof und mit dem anderen in ihren böhmischen oder mährischen Herrschaften.⁵⁸ Diese Tatsache hat dazu beigetragen, dass Konflikte verschleiert blieben. Dennoch konnte es passieren, dass auch die böhmischen Adeligen sich als böhmische Ständevertreter erwiesen und böhmische Landesinteressen gegen Wien verteidigten. Diese Gegenüberstellung von Ständen und Landesherr nahm gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder zu. Die Ursache dafür mag darin zu suchen sein, dass es auch nach 1627 einigen eingewanderten böhmischen Familien gelungen war, die Landesämter weitgehend mit ihren Mitgliedern zu besetzen.⁵⁹ Jedoch ist nicht zu übersehen, dass sich der Protest zuvörderst in wirtschaftlichen Fragen erhob, wenn Nachteile zu erwarten standen. Er richtete sich nicht gegen den Wiener Absolutismus. Dennoch vermochte das erneut erstarkende böhmisch-patriotische Bewusstsein der Stände – am Ende des 17. Jahrhunderts vermutlich durch die Vorgänge in Ungarn bestärkt – wesentlich dazu beizutragen, dass der absolutistische Herrschaftsausbau erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts zugunsten Wiens entschieden wurde.

Trotz dieses Befundes muss man nicht der tschechischen, schon erwähnten Lesart der Katholisierung als Verknechtungsstrategie folgen. Hier wird unterstellt, eine erfolgreiche Modernisierung sei unterbrochen worden. Diese Sichtweise ist jedoch, was die zukünftige Entwicklung angeht, spekulativ und kann sich nicht einmal auf ein Parallelbeispiel berufen. Das im Gegensatz zum Frühabsolutismus existierende ständestaatliche Konkurrenzmodell Polen hat nämlich – der verfassungsrechtlichen Besonderheiten eingedenk – diese Erfolgsstory nicht aufzuweisen, obwohl es mit der Warschauer Konföderation von 1573 den Weg zu einer konfessionellen Toleranz einschlug, die im Europa dieser Zeit ihresgleichen suchte.⁶⁰ Doch hat diese Modernisierung nicht systemisch weitergewirkt. Polen geriet sogar immer stärker in eine Krise hinein. Folgt man dem polnischen Entwicklungsweg, dann muss man geradewegs zu dem Schluss kommen: Das ausgeprägte Ständestaatsmodell fiel auf fast allen Gebieten hinter seine absolutistischen Konkurrenten zurück und erwies sich je länger es existierte desto weniger fähig zu Reformen. Erst die Teilung durch die aufgeklärten Despoten 1772 hat einen Reformschub in Gang gesetzt.⁶¹ Dass die

⁵⁸ Evans, Robert J. W.: *The Making of the Habsburg Monarchy 1550-1700. An Interpretation.* Oxford 1979, 200-216. – *Válka: Dějiny Moravy 138-140* (vgl. Anm. 47).

⁵⁹ Winkelbauer: Fürst 31-46 (vgl. Anm. 26).

⁶⁰ Schramm, Gottfried: *Der polnische Adel und die Reformation 1548-1607.* Wiesbaden 1965 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 36). – Korolko, Mirosław: Janusz Tazbir, *Konfederacja warszawska 1573 roku wielka karta polskiej tolerancji* [Die Warschauer Konföderation des Jahres 1573 als Magna Charta der polnischen Toleranz]. Warszawa 1980. – Eberhard, Winfried: Reformatorische Gegensätze – reformatorischer Konsens – reformatorische Formierung in Böhmen, Mähren und Polen. In: *Bablcke/Bömelburg/Kersken* (Hgg.): *Ständefreiheit 187-215* (vgl. Anm. 13).

⁶¹ Schramm, Gottfried: Polen – Böhmen – Ungarn: Übernationale Gemeinsamkeiten in der politischen Kultur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: *Bablcke/Bömelburg/Kersken* (Hgg.): *Ständefreiheit 13-38* (vgl. Anm. 13).

Konfessionalisierung des 17. Jahrhunderts in Böhmen die Modernisierung verschleppt hat, ist eindeutig, dass diese durch eine ständestaatliche Alternative beschleunigt worden wäre, wie sich aus den Darlegungen der älteren Historiographie schließen lässt, ist zu bezweifeln.

Für Böhmen ist also festzuhalten: die katholische Konfession galt als Verteidigungsbastion gegen andere Konfessionen; der Totalanspruch des Katholizismus setzte Konfession und Territorium gleich; Zensur, Denunziation und Vertreibung gehörten zu den Charakteristika der Konfessionalisierung; Konfessionalisierung lief über Bildung, über deren Auswirkungen wir jedoch zu wenig wissen. In all diesen Punkten zeigt sich in der Tendenz: Böhmen ist der Fall einer (katholischen) Konfessionalisierung mit weitgehend verhinderter Modernisierung und mit verzögerter Herausbildung von Elementen des modernen Staates. Die Formel „tota regio nil nisi religio“⁶² hat in Böhmen nicht zur konfessionellen und politischen Identität geführt, sondern auf Dauer Konflikte verschärft, die sich schließlich im nationalen Bewusstsein niederschlugen. Doch ist das bereits ein anderes Kapitel der Geschichte, das hier nicht mehr behandelt werden kann.

Nun zu Russland im 17. Jahrhundert. Von vornherein sei das Selbstverständliche klargestellt: Es gab keine Reformation, keine geschriebenen Konfessionen, keine politisch-konfessionelle Differenzierung des Reichsterritoriums, kurz: der Begriff Konfessionalisierung scheint hier unangebracht. Die erste Schlussfolgerung aus dem Gesagten lautet demnach: Das europäisch vergleichende und universal ausgerichtete Konzept, so Heinz Schilling in der eingangs zitierten Charakteristik, offenbart sich als nur auf einen Ausschnitt des lateinisch-abendländischen Raums anwendbar. Bevor wir aber Konfessionalisierung für Moskau abtun, wäre noch – in der gebotenen Kürze – ein wenig Arbeit am Begriff zu leisten.

Im Verlauf der Profilierung des Konzepts schlich sich eine bedeutende Akzentverschiebung ein. Je feiner es ausgearbeitet wurde und je länger es sich im wissenschaftlichen Diskurs behaupten musste, desto mehr entwickelte es sich zu einem Paradigma, das Entwicklungswege zur Moderne erklären sollte. Das Konfessionelle, anfangs das zentrale Merkmal, trat dabei mehr und mehr in den Hintergrund, während die sich unter dem Begriff der Sozialdisziplinierung und der Entstehung des modernen Staates abspielenden Prozesse größeres Gewicht erhielten.⁶³ Diese Minderstellung mag durch die sich über das Konfessionelle schiebenden säkularen Entwicklungen in Verfassung, Sozialstruktur, Wirtschaftsentfaltung, Militär usw. verursacht sein, vor allem durch die Aufklärung, die auf die Säkularisierung der Köpfe setzte. Diese Vorgänge sind in Zusammenhang mit Konfessionalisierung für Zentraleuropa beschrieben worden. Für uns wichtig ist die Tatsache, dass Konfessionalisierung als Forschungskonzept sich selbst säkularisierte. Für diese Geschichte der Konfessionalisierung spielte die Konfession als solche keine zentrale Rolle mehr.

⁶² Reinhard: Abhandlungen 141 (vgl. Anm. 1).

⁶³ Ders.: Sozialdisziplinierung (vgl. Anm. 5). – Schilling: Europa (vgl. Anm. 2).

Damit lassen sich, nun bezogen auf Moskau, folgende Aussagen treffen. Zum einen erlebte das Moskauer Zartum in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen sich auf mehreren Ebenen abspielenden Bruch der religiösen und kirchlichen Verhältnisse, vergleichsweise spät also, aber doch in einer charakteristischen Phase, nämlich beim Übergang zur Neuzeit. Der religiöse Bruch in der Orthodoxie stand zeitlich mit dem Ende des russischen Mittelalters in Zusammenhang⁶⁴ – eine Parallele, die rein äußerlich auf die Einteilung in Geschichtsepochen in Mitteleuropa zurückverweist. Vor diesem Hintergrund wäre es durchaus möglich, einige der Entwicklungen im Moskau des 17. Jahrhunderts mit dem Konzept der Konfessionalisierung zu fassen, auch wenn es im strengen und ursprünglichen Sinn keine mit den confessiones des 16. Jahrhunderts – die böhmischen von 1575 übrigens eingeschlossen – vergleichbaren Texte gibt.⁶⁵ Jedoch wurden die Folgen des Schismas in der Forschungsliteratur in einem Atemzug mit der Reformation genannt. Den Ton gab bereits Tomáš G. Masaryk in seiner großen Geistes- und Religionsgeschichte vor, als er von der langsamen Hinwendung zum Protestantismus in der Orthodoxie sprach.⁶⁶ Marc Raeff schrieb in Zusammenhang mit der beginnenden Auflösung der engen Verbindung von Staat und Kirche, es sei ein spirituelles und moralisches Vakuum entstanden, das von staatlicher Seite besetzt worden sei, „not unlike the effects of the Protestant revolution in Europe“.⁶⁷ Auch einige gemeindegkirchliche Aspekte in Zusammenhang mit den popenlosen Altgläubigen ließen an die Reformation denken. Zuletzt hat Georg B. Michels Vergleiche zwischen dem russischen Schisma und der Reformation in Deutschland angestellt, aber das Forschungs-

⁶⁴ Torke, Hans-Joachim: Zum Epochencharakter des 17. Jahrhunderts in der Geschichte Russlands. In: Zernack, Klaus (Hg.): Handbuch der Geschichte Russlands. Bd. 2: 1613-1856. Vom Randstaat zur Hegemonialmacht. Stuttgart 1986, 10-13.

⁶⁵ Die „Confessio orthodoxa“ (1640, erstmals gedruckt 1667 in Amsterdam, russische Kurzfassung Moskau 1649) des Petr Mohyla war zwar eine Reaktion auf die Konfessionalisierung im lateinisch-christlichen Raum, sie wurde aber, wiewohl von der Synode zu Iasi 1642 anerkannt, in Russland nicht übernommen. Auch sein „Malyj Katechizis“ (1645, gedruckt 1649 in Moskau) hatte ähnliche Funktionen wie der Katechismus für die Gläubigen in den lateinisch-christlichen Kirchen nach der Reformation. Vgl. Hauptmann, Peter: Petrus Mogilas (1596-1646). In: Fries, Heinrich/Kretschmar, Georg (Hgg.): Klassiker der Theologie. Bd. 1, München 1981, 378-391. – Neubauer, Helmut: Car und Selbstherrscher. Beiträge zur Geschichte der Autokratie in Russland. Wiesbaden 1964, 100-102. – Brüning, Alfons: Peter Mohyla's Orthodox and Byzantine Heritage. Religion and Politics in the Kievan Church Reconsidered. In: Torke, Hans-Joachim (Hg.): Von Moskau nach St. Petersburg. Das russische Reich im 17. Jahrhundert. Wiesbaden 2000, 63-90 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 56). – Scheliba, Wolfram von: The Orthodox Universal Church and the Emergence of Intellectual Life in Moscovite Russia. In: Ebenda 273-289, hier 274.

⁶⁶ Masaryk, Tomas G.: Russische Geistes- und Religionsgeschichte. Jena 1913 (Reprint Frankfurt/M. 1992) Bd. 1, 41.

⁶⁷ Raeff, Marc: The Well-Ordered Police State. Social and Institutional Change through Law in the Germanies and Russia, 1600-1800. New Haven 1983, 189. – Siehe auch Hildermeier, Manfred: Alter Glaube und neue Welt: Zur Sozialgeschichte des Raskol im 18. und 19. Jahrhundert. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 38 (1990) 372-398, hier 382, der meint, „man könnte mit Blick auf die erste Hälfte des 18.[!] Jahrhunderts auch für Rußland von einer Art Konfessionsbildung sprechen“.

konzept Konfessionalisierung ist ihm fremd.⁶⁸ Was aber wichtiger erscheint, ist die eben beschriebene Gewichtsverlagerung innerhalb des Konfessionalisierungskonzeptes. Es hat keinen Sinn, nach einer Konfessionalisierung zu suchen, wo es keine gab. Im Zusammenhang mit dem hier verfolgten Ansatz ist die Frage jedoch folgendermaßen zu stellen: Inwiefern waren Modernisierungsaspekte in Russland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit dem Religiösen verbunden?

Diese Frage stellt sich umso mehr, als dieser Zusammenhang aus zwei ganz unterschiedlichen Perspektiven nahegelegt wird. Woher nämlich die sichtbaren Modernisierungsimpulse stammten, ist keineswegs eindeutig. Zum einen zeigt sich das Problem anhand des Absolutismusbegriffs. Mit seiner westeuropäischen Prägung ist für Moskau im 17. Jahrhundert wenig anzufangen, da es hier an konstitutiven Elementen wie der Auseinandersetzung des Herrschers mit den (nicht vorhandenen) Ständen, der politischen Theorie des Absolutismus, der profanrechtlichen Begründung der Herrschergewalt sowie der Idee der Staatsräson fehlt.⁶⁹ Folglich entfällt die Modernisierung, die dem Absolutismus als inhärent unterstellt wird. Zum anderen öffnete sich die Elite den Einflüssen des Westens stärker als bisher angenommen. Paul Bushkovitch hat die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts als Periode raschen Wandels charakterisiert und die Anzeichen der Verwestlichung unter den Bojaren betont. Das Erlernen der polnischen und lateinischen Sprache eröffnete den Zugang zum Westen. Die Lehrer von Bojaren bzw. Bojarensöhnen waren zum Teil Mönche aus der Ukraine, ein Jesuit erzog Fürst Boris Golycin.⁷⁰ Es sei zwar nicht festzustellen, wozu die lateinische Sprache gedient habe – in Verbindung mit dem Polnischen möglicherweise für eine Diplomatenkarriere –, doch nicht ausgeschlossen, dass bei der Vermittlung des ‚Westens‘ durch westlich gebildete Mönche auch Probleme der Religion und Konfessionen behandelt wurden. Somit stellt sich die Frage nach der Verbindung zwischen den religiösen und säkularen Prozessen in jenen Jahren umso stärker. Wenn der ‚herkömmliche‘ Absolutismus ausfällt, welches sind dann die nicht sichtbaren Antriebe für die Modernisierung, die typologisch ähnliche Wege zu gehen scheint wie in Westeuropa?⁷¹ Neben Krieg und Expansion – in diesem Kontext steht die neue Bildung der Elite – ist also nach dem Religiösen

⁶⁸ Michels, Georg Bernhard: *At War with the Church. Religious Dissent in Seventeenth-Century Russia*. Stanford/Cal. 1999.

⁶⁹ Torke, Hans-Joachim: *Die staatsbedingte Gesellschaft im Moskauer Reich. Zar und Zemlja in der altrussischen Herrschaftsverfassung 1613-1689*. Leiden 1974, 269-297 (Studien zur Geschichte Osteuropas 17). – Hemer, Christiane: *Herrschaft und Legitimation im Rußland des 17. Jahrhunderts. Staat und Kirche zur Zeit des Patriarchen Nikon*. Marburg 1978, 20-21. – Jüngst noch einmal diskutiert bei Crummey, Robert O.: *Seventeenth-Century Russia: Theories and Models*. In: Torke (Hg.): *Von Moskau 114-124* (vgl. Anm. 65).

⁷⁰ Bushkovitch, Paul: *Cultural Change among the Russian Boyars 1650-1680. New Sources and Old Problems*. In: *Ebenda* 91-111 (vgl. Anm. 65).

⁷¹ Vgl. die Bemerkungen über Vergleichbarkeiten des Moskauer Reiches bei Goehrke, Carsten: *Transformation und historisches Erbe: Versuch einer vergleichenden Erklärung auf dem Hintergrund europäischer Geschichtslandschaften*. In: *Ders./Gilly, Seraina* (Hgg.): *Transformation und historisches Erbe in den Staaten des europäischen Ostens*. Bern u. a. 2000, 653-741.

im Sinne des Konfessionalisierungskonzeptes zu fragen. Wir werden sehen, dass Krieg und Expansion auch unter diesem Blickwinkel eine Rolle spielten.

Das Schisma in der Orthodoxie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts brachte die neue Erfahrung, dass auch die im Vergleich zum lateinischen Westen scheinbare Festigkeit der Orthodoxie brüchig werden konnte. Doch nicht nur das. Die Abspaltung der Altgläubigen von der Kirche bzw. ihre Verstoßung führte dazu, dass auch in Moskau Glaube und Glaubensausübung als staatsbedrohend aufgefasst wurden. Die Synode 1666/67 legte diesen Konnex hinsichtlich der Altgläubigen eindeutig fest. Zeitgleich begannen sich verschiedene Problemebenen miteinander zu verbinden: 1) die sozialen Konflikte: die seit 1649 verstärkte Schollenbindung der Bauern und das daraus entstehende verschärfte Problem der Läuflinge und ihrer Rückholung; die Frage der Steuern, der Strelitzen bzw. der Reorganisation des Militärs, der Ausländer und der korrupten Verwaltung; 2) der politische Konflikt zwischen dem Zaren und dem Patriarchen um die erste Stelle; schließlich 3) der religiöse Konflikt zwischen den Altgläubigen und den Reformern der Kirche. Die Ebenen vermengten sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und drängten auf eine Lösung, die aber zum Teil erst unter Peter dem Großen zustande kam. In diese Großkonflikte mischten sich die Anzeichen einer umstrittenen Modernisierung. Auch sie kam unter Peter zum Höhepunkt. Dieses Ineinanderlaufen verschiedener Ebenen nicht nur unter Einschluss, sondern mit zentraler Bedeutung des Glaubens, ist ein Kennzeichen der Konfessionalisierung. In dieser Schärfe hatte Alt-russland einen solchen Konflikt bisher nicht erlebt. Obwohl altrussische Traditionen eine mächtige Rolle spielten, so ist das Zusammentreffen, ja die Zuspitzung der Probleme in der Zeit des religiösen Konflikts nicht Zufall. Die Kirchenspaltung und ihre Folgen sind somit nicht als das Produkt einer Umbruchszeit anzusehen, sondern sie rücken ins Zentrum bei dem folgenden Versuch, die Entwicklungen zu skizzieren. Auf eine ausführliche Darstellung des Schismas soll an dieser Stelle verzichtet werden. Es mag ausreichen, die folgenden Punkte der Systematik halber getrennt voneinander aufzuführen, obwohl sich viele Aspekte miteinander verbinden.

1) Der Streit um die Nikonschen Reformen führte dazu, dass der Staat den von ihm als recht erkannten Glauben gegen die ‚Häretiker‘ verteidigte. Der Zar und seine weltlichen bewaffneten Kräfte verfolgten die Altgläubigen und suchten damit die „konfessionelle Homogenität“, wie Reinhard sagen würde, wiederherzustellen, die durch den störrischen Protopopen Avvakum und seine Anhänger untergraben worden war. Staat und Kirche sahen sich vor die Notwendigkeit gestellt, das aus altrussischer Tradition orthodox geprägte Zartum in seiner Einheitlichkeit zu erhalten. Nichts Geringeres drohte als die Erosion des ‚dritten Roms‘. Es spielt in dem hier interessierenden Zusammenhang keine Rolle, wer wen als Häretiker betrachtete. Es kommt darauf an zu sehen, dass der Staat eine Frage des Glaubens und der rituellen Prägung mit den Mitteln der weltlichen Macht entschied und durch die Verfolgung der ‚Häretiker‘ die Identität von Territorium und Glaube wieder herstellte. Die Altgläubigen flohen aus dem Zentrum der Macht, wo sie entstanden waren, an die Peripherie.⁷² Das Schisma diente somit der stärkeren Bewusstwerdung über die

⁷² Hauptmann, Peter: Altrussischer Glaube. Der Kampf des Protopopen Avvakum gegen die

Einheit von Territorium und ‚Konfession‘. Dies auch deshalb, weil konfessionelle Integrität des Territoriums sich als Bestimmungsmerkmal gegenüber Bedrohung von außen lesen ließ, konkret gegen die Einflüsse aus dem lateinischen Westen, die durch das Einfallstor Polen bzw. Weißrussland und die Ukraine nach Russland eindringen. Darauf ist noch zurückzukommen.

2) In diesem Kontext stand für kurze Zeit das Verhältnis zwischen Kirche und Staat zur Debatte. Die Forschung ist sich über die Rolle und Bedeutung dieses Streits jedoch nicht einig. Entweder verweist die Tatsache, dass dieses Problem in dieser Schärfe auftauchte, auf einen Modernisierungsaspekt in Verbindung mit Säkularisierungstendenzen, oder es handelt sich um ein vom Patriarchen Nikon aus pragmatischen und persönlichen Gründen vorgetragenes Schutzargument im Zusammenhang mit der Anklage gegen ihn und der drohenden Amtsenthebung.⁷³ Wenn in der Literatur gesagt wird, zwischen Zar und Patriarch sei es nach 1613 deswegen nicht zu einer Klärung der Positionen gekommen, weil in der ersten Zeit der Vater des jugendlichen Zaren das Patriarchenamt innehatte, so ist dies richtig. Patriarch Filaret war bis zu seinem Tod 1633 die dominierende Persönlichkeit. Er war Mitregent und trug den Titel „velikij gosudar“. Doch die Frage drängte insgesamt nach einer Lösung, weil sich die säkularen Aufgaben im Moskauer Zartum um die Jahrhundertmitte häuften. Reformpatriarch Nikon suchte nach 1658 die formalisierte Lösung des Problems, zu einem Zeitpunkt also, als die demographischen, sozialen, fiskalischen und außenpolitischen Probleme durch das religiöse Schisma aufgeladen waren. De facto war es schon längst zugunsten des Zaren entschieden. Die Synode 1666/67 schließlich bestätigte die Unbeschränktheit der zarischen Herrschaft, drückte sich bezüglich der Ausdehnung auf die Kirche verschwommen aus und entthob Nikon seines Postens. In dieser Situation jedoch bedeutete die Entscheidung der versammelten Würdenträger einschließlich der Patriarchen von Antiochien und Alexandria sowie der schriftlichen Antworten auf diesbezügliche Fragen durch den Patriarchen von Konstantinopel eine entscheidende Veränderung: Sie gaben die Symphonia in der Sache auf, wenngleich die Kirchenoberen im herkömmlichen Sinne kanonisch argumentierten. Aber die Frage entschied sich in der Praxis der Zeit, der die papierne Lösung der Synode keine Beständigkeit entgegenzusetzen vermochte. Noch zeigte sich keine formale Kluft zwischen Kirche und Staat, denn dieser Zar, Aleksej Michajlovič, war unzweifelhaft fromm. Doch mit der Beendigung des Prinzipienstreits durch die höchstamtliche Entscheidung der östlichen Hierarchen war für die Zukunft jeglicher Konflikt zwischen Zar und Patriarch unter den Bedingungen der Modernisierung höchstinstanzlich zugunsten des Zaren geregelt. Die Rolle der Altgläubigen während des Streits in den Jahren 1658-1667

Kirchenreformen des 17. Jahrhunderts. Göttingen 1963 (Kirche im Osten 4). – *Crummey*, Robert O.: Old Belief as Popular Religion: New Approaches. In: *Slavic Revue* 52 (1993) 700-712. – *Ders.*: The Old Believers and the World of Antichrist. The Vyg Community and the Russian State 1694-1855. Madison, London 1970.

⁷³ *Neubauer*: Car und Selbstherrscher 53-61, 141-172 (vgl. Anm. 65). – *Torke*: Staatsbedingte Gesellschaft (vgl. Anm. 69). – Letztere Deutung nachdrücklich bei *Hemer*: Herrschaft (vgl. Anm. 69).

bestand darin, dieses Problem zugespitzt und diese Lösung möglich gemacht zu haben. Es mag als eine Ironie der Geschichte gelten, dass diejenigen unter den orthodoxen Gläubigen, die sich wegen der Ablehnung der Nikonschen Reformen lieber selbst verbrannten, als der verblendeten Kirche zu folgen, auf diese Weise einen Prozess verstärkten, der den Staat in Person seines Herrschers über die Kirche setzte. In dieser strukturgeschichtlichen Perspektive führte der Weg in die Ära Peters des Großen, der ihn 1721 mit Hilfe des „Geistlichen Reglements“ und der Abschaffung des Patriarchenamtes zu Ende ging. Die auch den Zeitumständen geschuldete Vakanz des Patriarchenamtes seit 1700 ist deshalb nicht zufällig. Eine Vakanz gab es de facto schon 1658-1667, nachdem sich Nikon beleidigt ins Kloster zurückgezogen hatte.

Darüber hinaus ist ein Aspekt zu berücksichtigen, der mit dem patristisch-kanonischen Streit zwischen Patriarch und Zar wenig zu tun hat, das Problem aber auf die realen Beziehungen zwischen dem hohen Klerus und dem Zaren ausweitete. Offensichtlich sah ein Teil des Episkopats seine Stellung keineswegs als dem Zaren untergeordnet an, sondern fühlte sich gleich oder sogar höher gestellt und verhielt sich auch so. Die Missachtung zarischer Befehle scheint kein Einzelfall gewesen zu sein. In der Verwendung des Titels „velikij gosudar“ kam dies zum Ausdruck. Er war keineswegs nur mehr für den Zaren reserviert. Auch ein Erzbischof von Suzdal', der sich als ‚kleiner Zar‘ aufführte, ließ sich damit anreden. Ob die von der Forschung hochgehaltene These von der Unterwerfung der Kirche und des Klerus unter den Staat durch das Uloženie von 1649 im Lichte neuer Quellen Bestand hat, bleibt abzuwarten, aber eine Relativierung zeichnet sich bereits ab.⁷⁴ Wie immer nachgeschoben und inszeniert der Konflikt zwischen Nikon und Zar Aleksej Michajlovič gewesen sein mag, die Willkürherrschaft von Bischöfen in ihren Eparchien und die mehr oder weniger offene Missachtung der zarischen Autorität im fernen Kreml mögen den Konflikt verschärft haben. Vielleicht erklärt sich das brutale Vorgehen Peters I. gegen den hohen Klerus teilweise durch dessen Machtanspruch, der bis in das 18. Jahrhundert nicht gebrochen werden konnte.⁷⁵

3) Schilling und Reinhard verweisen in ihren Überlegungen auf den Zusammenhang von Konfessionalisierung und äußerer Expansion.⁷⁶ Das gilt auch für das Moskauer Zartum im 17. Jahrhundert. Schon allein unter diesem Gesichtspunkt scheint die Konfessionalisierungsthese nicht abwegig zu sein. Moskau hatte sich als orthodoxes Reich bestimmt und war mehrfach von den katholischen Polen bedroht worden. Auf der Bühne der internationalen Politik des 17. Jahrhunderts, auf der Moskau eine Rolle zu spielen begann, war der orthodoxe Glaube einer unter mehreren. Orthodoxie, unter Ivan IV. ein Bestandteil der Unterwerfungsstrategie nicht-

⁷⁴ Michels, Georg Bernhard: At War with the Church. Religious Dissent in Seventeenth-Century Russia. Stanford/Cal. 1999, 224 f.

⁷⁵ Zur Verwendung des Begriffs relativierend Hemer: Herrschaft 72-75 (vgl. Anm. 69). – Torke: Staatsbedingte Gesellschaft 20-21 (vgl. Anm. 69). – Michels, Georg Bernhard: The Rise and Fall of Archbishop Stefan: Church Power, Local Society, and the Kremlin during the Seventeenth Century. In: Torke (Hg.): Von Moskau 203-226 (vgl. Anm. 65).

⁷⁶ Schilling: Europa (vgl. Anm. 2). – Reinhard: Abhandlungen 138 (vgl. Anm. 1).

russischer und nichtorthodoxer Völkerschaften im Zuge der ‚Sammlung russischen Landes‘, diente in diesem Zusammenhang als Abgrenzung gegenüber dem Fremden. Mit der Ausdehnung in die Ukraine schob sich Moskau nicht nur ins Blickfeld Europas, sondern unmittelbar an den lateinisch-christlichen Raum heran und verblieb im konfessionellen Gegensatz zum katholischen Polen – von den muslimischen Tataren und dem Osmanischen Reich ohnehin abgesehen. Eine strukturelle Ähnlichkeit zum Machtkonkurrenten in Skandinavien scheint unabweisbar: Am Beispiel Schwedens im 17. Jahrhundert ist unübersehbar, wie eng Konfessionalisierung und außenpolitische Rollenerweiterung miteinander zusammenhängen. Moskau, mit einer Spaltung der Orthodoxie konfrontiert, konfessionalisierte sich nach außen und nach innen als orthodox homogener Staat. In Wirklichkeit war es das nicht, aber die Bestrebung und der äußere Schein richteten sich darauf aus. Ist es nur Zufall, dass diese Prozesse in Osteuropa unter den Mächtekongurrenten Polen, Schweden und Russland etwa zur selben Zeit abliefen, dass das Konfessionelle ein nach innen mit dem Ziel der Konsolidierung gerichteter Faktor in Zeiten des außenpolitischen Machtkampfes wurde? Hier müssen weitere Untersuchungen diese These verifizieren.

4) Die Stabilisierung im Innern in Zeiten der äußeren Expansion bedarf noch weiterer Erläuterungen. Das Moskauer Reich war um die Mitte des 17. Jahrhunderts nicht nur polyethnisch, sondern auch multikonfessionell. Die räumliche Ausdehnung hatte Tataren, Mordvinen, Tschuwaschen und Mari unter das Zarenzepter gebracht. Im Kosaken- und Bauernaufstand unter Stepan Razin hatten sie sich als rebellisch erwiesen.⁷⁷ Über die Ukraine öffnete sich ein Tor für westliche Einflüsse, die namentlich über Kiev nach Moskau eindringen. Der Streit um die als ‚Lateiner‘ oder ‚lateinische Häretiker‘ bezeichneten Mönche der Kiever Geistlichen Akademie ist ein Beispiel für die als Bedrohung wahrgenommene konfessionelle Andersartigkeit der nun im Moskauer Reich Befindlichen. In den 1680er Jahren spitzte sich der Konflikt zwischen den verschiedenen Parteien selbst innerhalb der Kirche zu: da standen die ‚Griechen‘ gegen die ‚Russen‘, die sich auch noch gegen die ‚Lateiner‘ verteidigen mussten. Die Orthodoxie sah sich mit fremden, römischen Lehrsätzen konfrontiert und führte über die Frage des Zeitpunkts der Transsubstantiation erstmals eine tiefschürfende theologische Kontroverse.⁷⁸ Die Anwesenheit von nichtorthodoxen Ausländern in Moskau machte die Angelegenheit nicht leichter. Schließlich erreichten irenische Bestrebungen auch die Kirchenführung in Moskau. In diesem Kontext stehen die Schicksale Juraj Krizanić und des harmlos irrlichternden Quirinus Kuhlmann. Ersterer wurde 1653 verbannt, letzterer 1689 auf dem Scheiterhaufen in Moskau verbrannt. Äußere und innere Konfessionalisierung bildeten also Komplementärphänomene.

5) Erst die Nikonschen Reformen und die anschließende Kirchenspaltung machten eine Erscheinung möglich, die in Moskau bis dahin nur am Rande vorgekommen war: die Vermehrung der Schriftlichkeit, von Gabriele Scheidegger als die „neue

⁷⁷ Kappeler, Andreas: Rußland als Vielvölkerreich: Entstehung, Geschichte, Zerfall. München 1993 (2. Aufl.) 29-57.

⁷⁸ Brüning: Mohyla's Heritage (vgl. Anm. 65). – Scheliha: The Orthodox Universal Church (vgl. Anm. 65).

Schriftlichkeit“ bezeichnet.⁷⁹ Dieses Phänomen ist nun ausschließlich mit der Frage der Kirchenspaltung verbunden. Alle Parteien waren daran beteiligt. Die Nikonischen Reformen mussten verschriftlicht, also auch zur Regel gemacht werden und bedurften der Multiplikatoren. Die Existenz der Altgläubigen erzwang schriftliche Darlegungen der Nikonischen Reformen und die Widerlegung der Position der Altgläubigen. Hinzu kamen die Debatten unter ‚Lateinern‘, ‚Griechen‘ und ‚Russen‘. Unter den Altgläubigen schließlich entstanden die ‚Heftchen‘, die teilweise als Lehrschriften fungierten. Wenn es sich zum Teil auch um Handschriftliches handelte, was hier geschrieben wurde, so zeugt es doch von einer lebhaften Auseinandersetzung in Glaubensfragen, die untrennbar mit den sozialen und politischen Fragen der Zeit verknüpft war. Es sei eine Tatsache, so Scheidegger, dass „wir [...] zum ersten Mal mit einer grösseren Menge von nichtoffiziellen Quellen konfrontiert sind“.⁸⁰ So rechtfertigten die jeweiligen Schriften nicht nur einzelne Positionen im Streit um den rechten Glauben, sondern sie bildeten zugleich Ausweis einer auf Schriftlichkeit beruhenden Säkularisierung: die Kirche reflektierte sich selbst, ihre Dogmen und die Positionen ihrer verlorenen Schafe. Die Autoren waren zu einem guten Teil Laien, die der Patriarchenkirche den Rücken gekehrt hatten. Nun sollte dieser Aspekt der Schriftlichkeit mit vergleichendem Blick auf Westeuropa nicht überschätzt werden, aber für das Russland jener Jahre ist der gerade skizzierte Aufschwung in diesen Ausmaßen eine neue Erscheinung. Auch Avvakums Autobiographie ist in diesem Kontext anzusiedeln. Sie kann als Zeugnis der auch schriftlich ausgetragenen Glaubenskonflikte und ihrer Popularisierung dienen. Ulrich Schmidts Basler slavistische Habilitationsschrift spricht Avvakum zwar ein neuzeitliches Ichbewusstsein ab, indem er das *Žitie* als eine *imitatio Christi* interpretiert,⁸¹ aber es bleibt doch eine unaufgelöste Tatsache bestehen: dass nämlich der altgläubige Protopope seine Lebensbeschreibung als initiativer Autor im Kontext der ‚neuen Schriftlichkeit‘ verfasste, selbst wenn seine Icherfindung gleichsam im Mittelalter stecken blieb. Auf diese Weise verbanden sich altrussische Züge, ja selbst das bewusste Festhalten an altrussischen Normen, mit einer strukturellen Modernisierung, der sich auch die Konservativen besten Gewissens nicht entziehen konnten. Haben wir hier also ein Beispiel der von Wolfgang Reinhard so oft beschworenen nicht-intendierten Folgen von Konfessionalisierung? Wiederum erscheinen die konservativen Altgläubigen als die unfreiwilligen Modernisierer, die sich nicht nur moderner Methoden der Vermittlung bedienten, sondern deren Rolle vor allem darin bestand, durch Polarisierung – man könnte auch etwas moderner von ‚Konkurrenz‘ sprechen – Beschleunigungen im Entwicklungsprozess hervorzurufen.⁸² Dagegen bleibt

⁷⁹ Scheidegger, Gabriele: *Endzeit. Rußland am Ende des 17. Jahrhunderts*. Bern u. a. 1999, 71-87.

⁸⁰ *Ebenda* 232.

⁸¹ Schmid, Ulrich: *Ichentwürfe. Die russische Autobiographie zwischen Avvakum und Gerzen*. Zürich 2000, 43-70.

⁸² Nicht zur Debatte steht hier die Rolle der Altgläubigen im sozialen und wirtschaftlichen Leben Russlands in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten. Diese Geschichte beginnt erst nach den Verfolgungen im 18. Jahrhundert, vgl. *Hildermeier: Alter Glaube* (vgl. Anm. 67).

es ein Paradox, dass die Nikonsche Reformkirche schließlich in die reformunfähige Staatskirche führte.

Welches Ergebnis kommt für die beiden vorgestellten Fälle Böhmen und Moskau mit Blick auf das Konfessionalisierungskonzept heraus? Zuerst einmal offenbaren sich neun gemeinsame Merkmale, was die Verläufe angeht. Sie korrelieren mit Kategorien des Konfessionalisierungskonzepts.⁸³ 1) Die Konfessionalisierung erfolgte in beiden Ländern in Schüben und endete mit der Toleranz; 2) die jeweilige Kirche (katholisch/orthodox) galt als Bastion gegen die Konkurrenten; 3) der Totalanspruch der jeweiligen Kirche enthielt den idealtypischen Zustand, dass Religion und Territorium deckungsgleich sein sollten; 4) es ging in beiden Fällen um die Wiedergewinnung religiöser Klarheit; 5) Marginalisierung, Vertreibung und Flucht gehören untrennbar dazu; ebenso 6) die geographische und mentale ‚Peripherisierung‘ der Andersgläubigen; 7) Bücher (Schriftlichkeit) dienten der Festigung des (neuen) Glaubens; 8) Kryptokonfession existierte trotz Verfolgung weiter; 9) der Konflikt unter den Glaubenskonkurrenten vermengte sich untrennbar mit sozialen und politischen Konflikten. Diese Gemeinsamkeiten ergeben sich trotz – und das sei hier nochmals betont – der gänzlich unterschiedlichen historischen und religiösen Rahmenbedingungen und Ausgangslagen in beiden Fällen.

Darüber hinaus lassen sich aber auch Unterschiede in den Wirkungen aufzeigen, die in den Bereichen Staat und Modernisierung liegen und die hier nicht noch einmal zu wiederholen sind. Insgesamt zeigt sich, dass der Zusammenhang von Religion und Politik für Moskau mehr modernisierende Effekte aufwies als für Böhmen. Damit soll nicht gesagt werden, die Entwicklungen in Moskau seien monokausal auf die hier skizzierten Vorgänge zurückführen. Aber die religiös bedingten Konflikte haben Modernisierungsschübe mit angestoßen und beschleunigt, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts noch nicht zum Durchbruch kamen, sondern erst unter Peter I. Dann jedoch hing der Durchbruch nicht mehr mit den religiösen Fragen zusammen. Was fangen wir also mit dem Befund an, dass die Katholisierung in Böhmen, dem ursprünglichen Konfessionalisierungskonzept inhaltlich viel näher als der Fall Moskau, als Beispiel der verschleppten Modernisierung und verspäteten Herausbildung des modernen Staates im Verständnis Reinhardts und Schillings zu betrachten ist, ja, dass die hier für Böhmen beschriebene Konfessionalisierung geradezu eine Verhinderungsstrategie für Modernisierung darstellte? Der starke Anteil jesuitischer Tätigkeiten hat offensichtlich nicht zu jenen nichtintendierten Modernisierungsimpulsen geführt, die Reinhard sonst an solcher Stelle bemüht. Einen Modernisierungsautomatismus durch Konfessionalisierung gab es nicht. Und welche Rolle spielte der Staat in dieser Geschichte, der doch zu einem modernen werden sollte? Stolleis sieht darin, dass der Staat über den Konfessionen stehe, um auf diese Weise den konfessionellen Konflikt zu entschärfen, ein Charakteristikum des frühneuzeitlichen Staatsbildungsprozesses.⁸⁴ Lehmann andererseits meint, Intoleranz sei eine Bedingung für das Entstehen des modernen Staates.⁸⁵ Unsere Fälle zeigen, dass bei-

⁸³ Vgl. bes. *Reinhardt*: Abhandlungen 103-147 (vgl. Anm. 1).

⁸⁴ *Stolleis*: Religion (vgl. Anm. 8).

⁸⁵ *Lehmann*: Bedeutung 11 (vgl. Anm. 6).

des zutreffen kann und es keine allgemeingültige Formel gibt. Der von Stolleis ins Auge gefasste Vorgang vollzog sich für Böhmen und das Moskauer Reich nicht synchron und spiegelt damit die hier genannten Unterschiede in den Entwicklungen auf religiösem Gebiet wider: die Toleranz im frühneuzeitlichen Sinne des Staatsnutzens wurde für die Altgläubigen unter Peter dem Großen zu Beginn des 18. Jahrhunderts eingeführt, in Böhmen (und Österreich) für die Akatholiken unter Joseph II. am Ende des gleichen Jahrhunderts.⁸⁶ In Böhmen setzte sich somit die aus der Konfessionalisierung hervorgerufene relative Modernisierungsfeindlichkeit einschließlich der Intoleranz fort, während Russland den Wandel rascher vollzog. In Wien ließ sich das Ausmaß des Rückstands sehr spät, nach dem Siebenjährigen Krieg (nun vornehmlich mit Blick auf Preußen), endgültig nicht mehr verbergen. Nun begann sich langsam die Vorstellung von der Einheit von Staat und Konfession aufzulösen – bei Maria Theresia weniger als bei ihrem Mitregenten und Thronfolger Joseph. Die habsburgischen Merkantilisten hatten diesen Konnex schon viel früher hinterfragt.⁸⁷

Darüber hinaus stellen sich weitere Fragen. Was sagt die Tatsache aus, dass jene analytischen Kategorien des Konfessionalisierungskonzeptes, welche die Herausbildung konfessioneller Großgruppen charakterisieren sollen, ohne weiteres auf das Moskauer Reich übertragbar sind? Sie lauten:

Die Geschlossenheit der neuen Großgruppe ‚Konfession‘ wird in Calvinismus, Katholizismus und Luthertum mit folgenden Verfahren erzielt: 1. Wiedergewinnung klarer theoretischer Vorstellungen, 2. Verbreitung und Durchsetzung neuer Normen, 3. Propaganda und Verhinderung von Gegenpropaganda, 4. Internalisierung der neuen Ordnung durch Bildung, 5. Disziplinierung der Anhänger (im engeren Sinn), 6. Anwendung von Riten, 7. Beeinflussung der Sprache.⁸⁸

Dies alles trifft mit Einschränkungen in Punkt 4 für Moskau in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu. Ein geradezu idealtypischer Fall von Konfessionalisierung bei der russischen Orthodoxie – wäre dies die richtige Schlussfolgerung? Oder sind die Kategorien so weich, dass sie keine qualitativ signifikanten Unterschiede zu markieren vermögen? Dann allerdings wäre Gefahr im Verzug für das Konfessionalisierungskonzept und seine „universale“ Geltung.⁸⁹ Wenn Reinhard außerdem schreibt, es sei ein Kennzeichen der Konfessionalisierung, dass sich die Kirchen nur mit Hilfe der Staaten durchsetzen und dabei auf Schweden sowie Österreich unter

⁸⁶ Barton, Peter F.: Der lange Weg zur Toleranz. In: *Ders.* (Hg.): Im Lichte der Toleranz. Aufsätze zur Toleranzgesetzgebung des 18. Jahrhunderts in den Reichen Josephs II., ihren Voraussetzungen und ihren Folgen. Eine Festschrift. Wien 1981, 11-32. – Smolitsch, Igor: Geschichte der russischen Kirche. Hg. von Freeze, Gregory. Bd. 2. Berlin 1991, 180-181 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 45). – Nolte, Hans-Heinrich: Religiöse Toleranz in Rußland 1600-1725. Göttingen, Zürich, Frankfurt/M. 1969, 143-176.

⁸⁷ Klíma, Arnošt: Mercantilism in the Habsburg Monarchy, with special Reference to the Bohemian Lands. In: *Historica* 11 (1965) 95-119. – *Ders.*: Economy, Industry, and Society in Bohemia 119 (vgl. Anm. 56).

⁸⁸ Reinhard: Abhandlungen 132-133 (vgl. Anm. 1). – Bei dieser Aufzählung blieb Reinhard auch in seinem 14 Jahre später veröffentlichten, rückblickenden Aufsatz *Reinhard*: Sozialdisziplinierung 46 (vgl. Anm. 5).

⁸⁹ Vgl. Schindling: Konfessionalisierung 12 (vgl. Anm. 12).

Joseph II. verweist,⁹⁰ so spricht nichts dagegen, diesen Vorgang weiter östlich (oder im geographischen Verständnis des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts nördlich) viel früher zu erkennen. Dann stellt sich aber die Frage, wie der Fall Moskau in das Konfessionalisierungskonzept zu integrieren ist, ohne dass Russland das Paradigma sprengt.

Zu guter Letzt ist das Konfessionalisierungskonzept von der Position einer Geschichtswissenschaft nach der Sozialgeschichte als zu sehr strukturbezogen und zu wenig akteursorientiert kritisiert worden.⁹¹ Diese Einwände, so berechtigt sie sind, können jedoch nicht ausräumen, dass es im Zuge der Konfessionalisierung Faktoren gab, die sich nicht oder wenig sinnvoll aus den Mikroverhältnissen erklären lassen. Einige sind in der abschließenden Aufzählung gemeinsamer Merkmale genannt worden, wobei der Anteil des zum Teil extrem ‚von oben‘ handelnden Staates und seiner konfessionellen ‚Ideologie‘ unbestritten ist. Beide hier genannten Fälle zeichnen sich durch starke staatsinterventionistische Elemente aus. Wenn eingangs gesagt wurde, dass das Konfessionalisierungskonzept für Osteuropa noch relativ unverbraucht ist, so fehlt es sicherlich noch mehr an einer modernen Kulturgeschichte des Religiösen, wie sie die Kritiker betreiben und fordern. Das gilt für Böhmen wie für das Moskauer Reich gleichermaßen. Anstatt nun das Konfessionalisierungskonzept für Osteuropa weiter zu überprüfen oder gar mechanisch abzuleiten, ist es sinnvoller, jene Fragen zu beantworten, die uns die moderne Kulturgeschichte stellt, ohne jedoch den Staat, seine ‚Ideologie‘ und seine Agenturen als Akteure zu vernachlässigen. Unser Durchgang durch die beiden Fälle zeigt nämlich auch, dass die Mikro- oder Kulturgeschichte des Religiösen nicht einfach das Makrokonzept Konfessionalisierung ersetzen kann. Was sich dabei für Böhmen, Moskau und andere ostmittel- und osteuropäische Territorien ergibt, wird Ertrag späterer Forschungen sein. Ob dann der Begriff Konfessionalisierung beizubehalten ist, wird sich zeigen. Als begriffliche Behelfskonstruktion kann er taugen, um die Zusammenhänge von Religion und Staat zu beschreiben, insbesondere dort, wo die konfessionellen Konflikte und Reibungen zu massiver Staatsintervention geführt haben. Offenbar stellen die Kritiker diesen Aspekt des Konzepts weniger in Frage als denjenigen, der unter dem Stichwort Sozialdisziplinierung firmiert und der tatsächlich mit der Konfessionalisierung schwerlich zu fassen ist.

⁹⁰ Reinhard: Sozialdisziplinierung (vgl. Anm. 5).

⁹¹ Zusammengefasst in Greyerz: Religion 65-109 (vgl. Anm. 6). – Reinhardt: Rom (vgl. Anm. 18).

ABGRENZUNG DURCH ANNÄHERUNG –
ÜBERLEGUNGEN ZU KIRCHENBAU UND MALEREI
IN PRAG IM ZEITALTER
DER KONFESSIONALISIERUNG*

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts gilt in den Geschichtswissenschaften als Zeitalter der Konfessionalisierung, in dem sich in Mitteleuropa die großen Kirchen der Christenheit herausbildeten, mit tiefgreifenden Auswirkungen auf alle Bereiche der Gesellschaft.¹ In diesem Prozess spielten die Künste als konfessionsbildende Medien eine tragende Rolle. Sie wirkten sowohl innerkonfessionell vermittelnd zwischen Obrigkeit und Gemeinde, als sie auch und vor allem gegen konkurrierende Bekenntnisse ausgerichtet wurden. Während diese Aufgaben für den Bereich der Bild- und Figurenproduktion bereits in umfangreichen Studien gewürdigt worden sind, hat das konfessionspolitische Potential der Kirchenarchitektur um 1600 bisher nur wenig Aufmerksamkeit gefunden.² So kommt es, dass Heinz Schilling, einer der

* Für die freundliche Unterstützung bei der Vorbereitung dieses Textes möchte ich mich herzlich bedanken bei Jiří Fajt (Berlin, Leipzig) und Eliška Fučíková (Prag).

¹ Grundlegend dazu *Schilling*, Heinz (Hg.): Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland – das Problem der „Zweiten Reformation“. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte 1985. Gütersloh 1986 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 195). – *Rublack*, Hans-Christoph (Hg.): Die lutherische Konfessionalisierung in Deutschland. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte 1988. Gütersloh 1992 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 197). – *Reinhard*, Wolfgang/*Schilling*, Heinz (Hgg.): Die katholische Konfessionalisierung. Wissenschaftliches Symposium der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum und des Vereins für Reformationsgeschichte 1993. Münster 1995 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 198). – *Schilling*, Heinz: Das Konfessionelle Europa. Die Konfessionalisierung der europäischen Länder seit Mitte des 16. Jahrhunderts und ihre Folgen für Kirche, Staat, Gesellschaft und Kultur. In: *Babls*, Joachim/*Strohmeier*, Arno (Hgg.): Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa. Wirkungen des religiösen Wandels im 16. und 17. Jahrhundert in Staat, Gesellschaft und Kultur. Stuttgart 1999, 13–62 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 7). – Zur besonderen Situation der Konfessionalisierung in Böhmen siehe *Eberhard*, Winfried: Voraussetzungen und strukturelle Grundlagen der Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa. In: *Ebenda* 89–103. – Kritische Anmerkungen zum Konfessionalisierungsparadigma: *Schorn-Schütte*, Luise: Konfessionalisierung als wissenschaftliches Paradigma? In: *Ebenda* 63–77.

² Zur Bildproduktion bei Katholiken und Lutheranern siehe *Jedin*, Hubert: Das Tridentinum und die Bildenden Künste. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 74 (1963) 321–339. – *Mühlen*, Ilse: Imaginibus honos – Ehre sei dem Bild. Die Jesuiten und die Bilderfrage. In: *Baumstark*, Reinhold (Hg.): Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten. Ausstellungskatalog Bayerisches Nationalmuseum München 1997. München 1997, 161–170. – *Koepplin*, Dieter: Reformatorische Kunst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: *Rublack*: Die lutherische Konfessionalisierung 495–544 (vgl. Anm. 1).

„Erfinder“ des Konfessionalisierungsparadigmas, den Begriff der frühneuzeitlichen Konfessionsarchitektur vor allem unter dem Aspekt der unterschiedlichen Temperamente fasst. Während er dem katholischen Kirchenbau ein prachtvolles Auftreten bescheinigt, hätten die Protestanten ihre Gotteshäuser in zurückhaltenden Formen errichtet und auf Schmuck weitgehend verzichtet.³ Mag diese Feststellung für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg mitunter ihre Berechtigung besitzen, so trifft sie nicht zu für die Zeit vor und während des Krieges. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und vor allem im 18. Jahrhundert scheinen angesichts verstärkter Renovierungs- und Neubauaktivitäten sowie unter dem zunehmenden Einfluss theoretischer Traktatliteratur die Wesensmerkmale der verschiedenen Konfessionsarchitekturen geprägt worden zu sein.⁴ Schilling übersieht einerseits, dass sich gerade in der Phase der intensiven Konfessionsbildung um 1600 die nachtridentinischen Katholiken und die Lutheraner einander in den architektonischen Formen ihrer Kirchenneubauten, die sowohl traditionelle Lösungen als auch moderne italienische Bauformen verwendeten, weitgehend annäherten.⁵ Zudem bedienten sich beide Lager gleichermaßen individueller und aufwändiger Figurenprogramme bzw. gezielter Architekturzitate, mit denen sie ihre abgrenzenden konfessionpolitischen Absichten zu unterstreichen suchten. Freilich kann man nicht Schilling den Vorwurf machen, als Historiker die Besonderheiten der Sakralarchitektur um 1600 unzutreffend formuliert zu haben. Die Verantwortlichkeit liegt hier vielmehr auf Seiten der Kunsthistoriker, welche die Strategien und Möglichkeiten politischer Ikonologie im Zeitalter der Konfessionalisierung noch nicht hinreichend gewürdigt haben.⁶

³ Schilling, Heinz: Die Konfessionalisierung Europas – Ihre Ursachen und die Folgen für Kirche, Staat, Gesellschaft und Kultur. In: *Ders./ Bussmann*, Klaus (Hgg.): 1648: Krieg und Frieden in Europa. Ausstellungskatalog Westfälisches Landesmuseum Münster, Kulturgeschichtliches Museum Münster, Kunsthalle Dominikanerkirche Osnabrück. Textband 1: Politik, Religion, Recht und Gesellschaft. Münster, Osnabrück 1998, 219-228, hier 227.

⁴ Schütte, Ulrich: Kirchen. In: *Ders.* (Hg.): Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden. Ausstellungskatalog Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1984, 173-188.

⁵ Das Phänomen wurde bereits konstatiert von Zimmer, Jürgen: Hofkirche und Rathaus in Neuburg an der Donau. Die Bauplanungen von 1591 bis 1630. Neuburg an der Donau 1971, 49 f. (Neuburger Kollektaneenblatt 124). – Hipp, Hermann: Studien zur „Nachgotik“ des 16. und 17. Jahrhunderts in Deutschland, Böhmen, Österreich und der Schweiz. Bd. 1. Tübingen 1979, 322-325, 332-335. – *DaCosta Kaufmann*, Thomas: Court, Cloister and City. The Art and Culture in Central Europe 1450-1800. Chicago 1995, 221 f. – *Lippmann*, Wolfgang: Architektur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges: Kirchen und Schlösser im deutschsprachigen Raum. In: *Schilling/ Bussmann* (Hgg.): 1648. Textband 2: Kunst und Kultur, 271-279 (vgl. Anm. 3). – *Lippmann*, Wolfgang: Der Salzburger Dom 1598-1630. Unter besonderer Berücksichtigung der Auftraggeber und des kulturgeschichtlichen Umfelds. Weimar 1999, 45-54.

⁶ Zu Möglichkeiten und Grenzen einer politischen Ikonologie *Beyme*, Klaus von: Politische Ikonologie der Architektur. In: *Hipp, Hermann/ Seidl*, Ernst (Hgg.): Architektur als politische Kultur. *Philosophia practica*. Berlin 1996, 19-34. – Grundlegend, wenngleich einer anderen Epoche gewidmet, ist noch immer *Warnke*, Martin: Bau und Überbau. Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach den Schriftquellen. Frankfurt/M. 1984. – *Ders.* (Hg.):

Ein wichtiges Zentrum frühneuzeitlicher Sakralarchitektur in Mitteleuropa bildete die böhmische Landeshauptstadt und kaiserliche Residenzstadt Prag.⁷ Das Aufeinandertreffen der großen Konfessionskirchen führte hier zu einem Wettstreit, der vorrangig mit architektonischen und künstlerischen Mitteln ausgetragen wurde. Seit den 1580er Jahren war eine Reihe katholischer Kirchenneubauten entstanden, in denen sich der wachsende Einfluss des Katholizismus im noch überwiegend protestantischen Böhmen widerspiegelte.⁸ Erst relativ spät konnte auch das protestantische Lager mit eigenen Kirchenneu- bzw. -umbauten auf die katholischen Vorgaben reagieren. In den folgenden Ausführungen soll am Beispiel der von den Lutheranern in Prag in den Jahren von 1611 bis 1613 errichteten Dreifaltigkeitskirche, die nach der Schlacht am Weißen Berg als Klosterkirche St. Maria de Victoria neu geweiht wurde (Abb. 1 und 2), gezeigt werden, welche Funktionen der Sakralarchitektur im Prozess der Konfessionalisierung und konfessionellen Abgrenzung zugesprochen werden können.⁹

Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute. Repräsentation und Gemeinschaft. Köln 1984. – Bedenken an der Übertragbarkeit der von Bandmann an mittelalterlichen Bauten entwickelten Ikonologie auf Beispiele neuzeitlicher Architektur hat kürzlich Ulrich Fürst geäußert und den methodischen Apparat durch Kombination mehrerer Ansätze erweitert, vgl. Fürst, Ulrich: Die lebendige und sichtbare Historie. Programmathe Themen in der Sakralarchitektur des Barock (Fischer von Erlach, Hildebrandt, Santini). Regensburg 2002, 15-36.

⁷ Pešek, Jiří: Die Geschichte der Stadt Prag in den Jahren 1550-1650. In: Fučíková, Eliška/Bradburne, James M./Bukovinská, Beket/Hausenblasová, Jaroslava/Konečný, Lubomír/Muchka, Ivan/Šroněk, Michal (Hgg.): Rudolf II. und Prag. Kaiserlicher Hof und Residenzstadt als kulturelles und geistiges Zentrum Mitteleuropas. Ausstellungskatalog Prag 1997. Prag, London, Milan 1997, 252-269. – Ledvinka, Václav/Pešek, Jiří: Praha. Praha 2000, 316-323 (Dějiny českých měst).

⁸ Rudolf II. hatte vor allem an der politisch motivierten Erneuerung der Verehrung der Landesheiligen gearbeitet und dafür vor der unvollendeten Kathedrale St. Veit über dem Grab des Hl. Adalbert eine Kapelle errichten lassen. Die Schwester des Kaisers hatte die durch Brand schwer beschädigte Allerheiligenkapelle wiederherstellen lassen, in die 1589 die Gebeine des Hl. Prokop überführt wurden. Starke Unterstützung von Seiten des Kaiserhauses wie auch der katholischen Partei am Hofe erhielten die Bauprojekte der Jesuiten in der Prager Altstadt, die um 1600 im Neubau der Kirche St. Salvator gipfelten. Darüber hinaus errichtete die italienische Nation in Prag eine Marienkapelle (1590) und ein Spital (1600-1617), dessen Kirche dem zu dieser Zeit sehr populären Hl. Karl Borromäus geweiht wurde, vgl. Ledvinka, Václav/Pešek, Jiří: Das Bürgertum, das städtische öffentliche und private Leben. In: Fučíková u. a. (Hgg.): Rudolf II. und Prag 287-301, hier 291 f. (vgl. Anm. 7). – Das Konfliktpotential solcher architektonischen Manifestationen des Katholizismus im überwiegend protestantischen Prag, kombiniert mit Gerüchten wie dem, dass die Altstädter Jesuiten über dem Gewölbe ihrer neuen Kirche große Mengen an Waffen und Pulver gelagert hätten, die ihnen für terroristische Anschläge dienen sollten, ist von der Forschung bisher kaum gewürdigt worden, vgl. Krebs, Richard: Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner. Halle 1890, 57 (Hallesche Abhandlungen zur neueren Geschichte 25).

⁹ Der Autor bereitet zur Problematik des lutherischen Kirchenbaus in Prag vor dem Dreißigjährigen Krieg im Rahmen seiner Magisterarbeit an der Universität Leipzig eine umfangreichere Untersuchung vor.



Abb. 1: Prag, Kleinseite, St. Maria de Victoria, Außenansicht.



Abb. 2: Prag, Kleinseite, St. Maria de Victoria, Innenansicht.

„Ein Gebäu in sich sehr vollkommen, aber dabey sehr simpel“¹⁰ – Die Prager Dreifaltigkeitskirche als Beispiel lutherischer Konfessionsarchitektur um 1600

Die Baugeschichten der beiden lutherischen Gotteshäuser in Prag, der Kirche St. Salvator in der Altstadt (Staré město) und der Kirche der Hl. Dreifaltigkeit auf der Kleinseite (Malá strana), sind umfassend erforscht. Aktuelle Handbücher verzeichnen zu beiden Kirchen die Baudaten, die Namen der Architekten und verweisen auf stilistische Parallelen und Vorbilder.¹¹ Auch die historischen Voraussetzungen, die zur Errichtung dieser Kirchen geführt haben, sind mehrfach dargestellt worden und sollen hier nur kurz umrissen werden.¹² Im Majestätsbrief von 1609 sicherte Kaiser Rudolf II. den protestantischen Ständen Böhmens das Recht zu, Kirchenneubauten zu errichten. Zwei Jahre später, nachdem man die finanziellen Mittel durch Stiftungen und Kollekten in ganz Mitteleuropa zusammengetragen hatte, begannen die Prager Lutheraner mit dem Bau der zwei großzügigen Pfarrkirchen.¹³ Im Jahre 1611 wurden die Grundsteine für beide Gotteshäuser mit feierlichen Predigten gelegt.¹⁴ Die Bauarbeiten schritten zügig voran, so dass man die Kirche auf der Kleinseite im Juli 1613, die Kirche in der Altstadt im Oktober 1614 weihen konnte.¹⁵

¹⁰ Vollständige Beschreibung der königlichen Haupt- und Residenzstadt Prag, von den ältesten bis auf die jetzigen Tage. Nebst einem Anhang von 24 Kupfern und einem Plane. Bd. 1. Prag, Wien 1787, 28.

¹¹ Für St. Salvator siehe *Vlček*, Pavel (Hg.): *Umělecké památky Prahy. Staré Město, Josefov* [Kunstdenkmäler der Stadt Prag. Altstadt, Josefstadt]. Praha 1996, 115-117. – Für die Dreifaltigkeitskirche/St. Maria de Victoria siehe *Ders.* (Hg.): *Umělecké památky Prahy. Malá Strana* [Kunstdenkmäler Prags. Die Kleinseite]. Praha 1999, 75-82. Beide Einträge geben eine erschöpfende Literaturübersicht zu den Kirchenbauten.

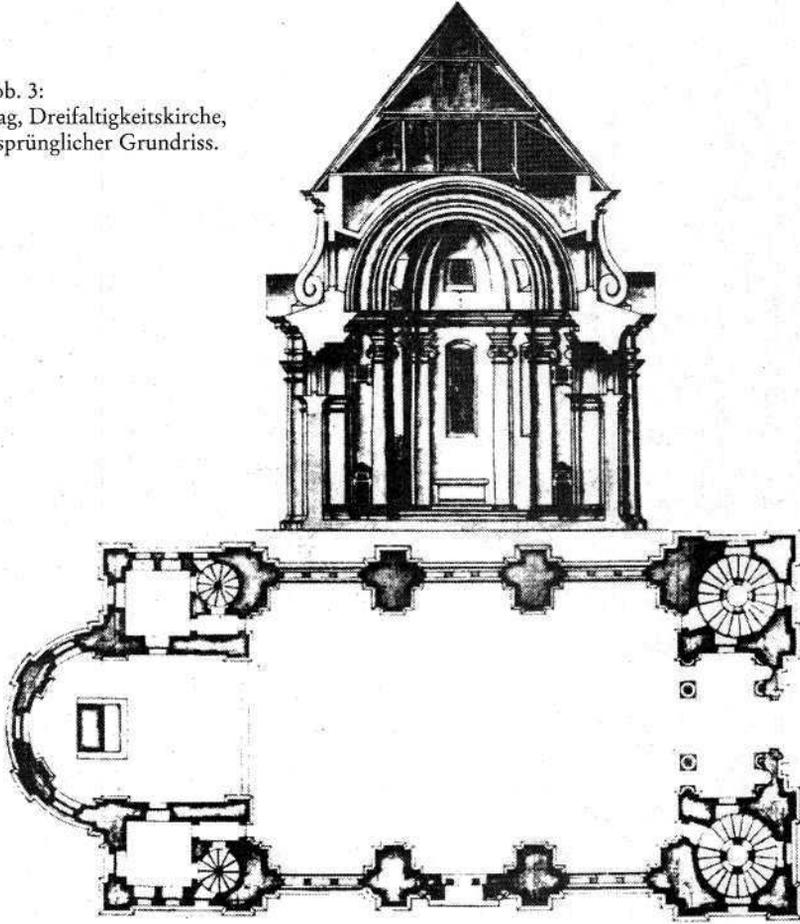
¹² Zur Dreifaltigkeitskirche siehe *Lietzmann*, Hilda: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria auf der Kleinen Seite zu Prag. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 40 (1977) 205-226. – Zu St. Salvator *Hrejsa*, Ferdinand: *U Salvátora. Z dějin evangelické církve v Praze (1609-1632)* [Zum Salvator. Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Prag]. Praha 1930. – *Zajícová*, Olga: *Kostel sv. Salvátora v Praze I* [Die Salvator-Kirche in Prag I]. In: *Ročenka kruhu pro pěstování dějin umění* 19 (1935) 43-58.

¹³ *Schreiber*, Rudolf: *Das Spenderbuch für den Bau der protestantischen Salvatorkirche in Prag (1610-1615)*. Freilassing, Salzburg 1956 (Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer 3). – *Hrubý*, František: *Sbirky na německé luterské kostely pražské v jižním Německu a ve Švýcařích r. 1611* [Sammlungen für die deutsch-lutherischen Prager Kirchen in Süddeutschland und der Schweiz im Jahre 1611]. In: *Český časopis historický (ČČH)* 37 (1931) 91-96. – *Bednářík*, Karel: *Kniha sbírek na stavbu salvátorského kostela na Starém Městě Pražském* [Das Sammlungsbuch zum Bau der Salvatorkirche in der Prager Altstadt]. In: *Křesťanská revue* 51 (1984) 205-210.

¹⁴ *Winter*, Tobias: *Christliche Predigt Bey einlegung des Ersten Grundsteins, der Deutschen Evangelischen Kirchen in der kleinern Stadt Prag [...]*. Leipzig 1611. – *Hoë von Hoënegg*, Matthias: *Christliche Predigt, Bey Foundation oder Legung Des ersten Grundsteins, einer Kirchen für die Evangelischen Teutscher Nation, der Königlichen alten Stadt Prag*. Leipzig 1611.

¹⁵ *Garth*, Helwig: *Christliche Einweyhung und Glückwünschung: Der Newen Evangelischen Kirchen zum SALVATOR, In der Königlichen Häupt- und Alt Stadt Prag in Böheimb*. Freiberg 1615. – *Winter*, Tobias: *Encoenia evangelica prima: Zwo Christliche Einweyhungspredigten. Die erste bey der Einweihung der neuen Evangelischen deutschen Kirchen, zur heiligen Dreifaltigkeit in der kleinern Stadt Prag*. Leipzig 1613.

Abb. 3:
Prag, Dreifaltigkeitskirche,
ursprünglicher Grundriss.



Für wenige Jahre bildeten sie mit den dazugehörigen Schulen die Zentren des Luthertums in Böhmen. Nach der Schlacht am Weißen Berg und der erzwungenen Durchsetzung des Katholizismus im Habsburgerreich kam es 1622 zur Vertreibung der lutherischen Pfarrer aus Prag und zur Konfiszierung der Pfarrkirchen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte man die 1611 begonnenen Bau- und Ausstattungsarbeiten kontinuierlich fortgesetzt, konnte aber beide Gotteshäuser nicht vollenden.¹⁶ Nach 1620 wurden beide Kirchen baulich verändert. Im Falle der als Klosterkirche St. Maria de Victoria neu geweihten ehemaligen Dreifaltigkeitskirche ist das ursprünglich geplante Erscheinungsbild durch Visierungen, die sich aus der Bauzeit

¹⁶ Wie weit z. B. die Dreifaltigkeitskirche um 1620 fertiggestellt war, zeigt ihre summarische Wiedergabe auf dem Holzrelief am Chorgestühl der Kathedrale St. Veit von Kaspar Bechteler.

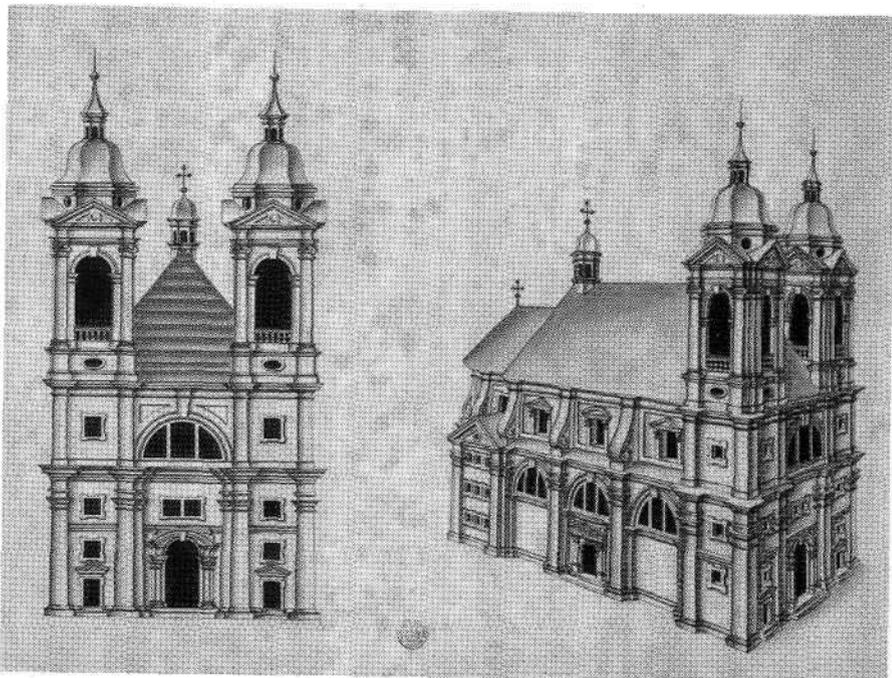


Abb. 4: Prag, Dreifaltigkeitskirche, Visierung des ursprünglichen Fassadenprojektes (Museum der Stadt Prag).

erhalten haben, dokumentiert (Abb. 3 und 4).¹⁷ Diese zeigen eine Wandpfeilerhalle, an die im Osten ein halbrunder Chorraum und im Westen eine Zweiturmfassade anschließen sollten.

Die aufwändigen architektonischen Formen der beiden Gotteshäuser der Prager Lutheraner und ihre Bedeutung für nachfolgende Kirchenbauten des 17. Jahrhunderts sind bereits ausführlich gewürdigt worden.¹⁸ St. Salvator in der Altstadt folgt

¹⁷ Muzeum hlavního města Prahy [Museum der Stadt Prag]. Inv.-Nr. 8855. – Zuerst publiziert wurden diese Zeichnungen von *Birnbaum*, Vojtěch: Původní průčelí kostela P. Marie Vítězné na Malé Straně [Die ursprüngliche Fassade der Kirche St. Maria de Victoria auf der Kleinseite]. In: *Památky archeologické* 34 (1924-25) 219-221. – Auf ihre Existenz hatte zuvor bereits hingewiesen *Winter*, Zikmund: *Český průmysl a obchod v XVI. věku* [Gewerbe und Handel in Böhmen während des 16. Jahrhunderts]. Praha 1913. – Die ursprüngliche Funktion dieser Zeichnung – eigenständige Visierungen, Vorlagen für ein Holzmodell, nach Holzmodell angefertigt – ist umstritten. Vgl. *Lietzmann*: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 210 f. (vgl. Anm. 12).

¹⁸ *Vlček*, Pavel/*Havlová*, Ester: Praha 1610-1700. Kapitoly o architektuře raného baroka [Prag 1610-1700. Kapitel zur Architektur des Frühbarocks]. Praha 1998, 19-28. – *Vlček*, Pavel: Prager Architektur 1550-1650. In: *Fučíková* u. a. (Hgg.): Rudolf II. und Prag 345-352, hier 350f. (vgl. Anm. 7). – *Horyna*, Mojmír: Die Architektur der Kirche. In: *Ders./Forbelský*, Josef/*Royt*, Jan (Hgg.): Das Prager Jesuskind. Praha 1992, 71-90. – *Skalecki*,

im Raumtyp dem Schema einer Emporenkirche, nach dem in Böhmen und den benachbarten Regionen während des gesamten 16. Jahrhunderts gebaut worden war.¹⁹ In den nachgotischen Formen der Fassadengestaltung lassen sich Parallelen zu der wenige Jahre älteren, als Stiftung Kaiser Rudolfs II. errichteten St. Rochuskapelle am Kloster Strahov erkennen. Man kann wohl davon ausgehen, dass gerade diese exklusive Verwendung die Altstädter Lutheraner veranlasste, auf diese Bauformen zurückzugreifen, zumal die Bauherren mit einem Kirchenmodell ihre Pläne dem Kaiser vorstellten.²⁰

Für die Kleinseitner Dreifaltigkeitskirche griff man auf andere Formen zurück: Der Innenraum ist als Wandpfeilerhalle nach italienischem Vorbild konzipiert, wie sie nördlich der Alpen bereits bei katholischen (München, St. Michael) und lutherischen Kirchenbauten (Klagenfurt) angewendet worden war. Dieser Halle wurde eine Zweiturmfassade vorgeblendet, die die Front der römischen Kirche SS. Trinità dei Monti unmittelbar zitiert (Abb. 5).²¹ Das Gliederungssystem sowie das markante Thermenfenster der nach Plänen Giacomo della Porta circa 1570-1575 ausgeführten Fassade²² projizierte man in Prag auch auf die Langhauswände.

Das Forschungsinteresse hat sich bei diesem Kirchenbau bisher vor allem auf die Diskussion um den möglichen Architekten konzentriert. Der einzige stichhaltige Quellenhinweis zu dieser Frage ist die Nachricht, dass ein katholischer Architekt die

Georg: Deutsche Architektur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der Einfluß Italiens auf das deutsche Bauschaffen. Regensburg 1989, 45-49. – *Krčálová*, Jarmila: Architektura doby Rudolfa II. [Die Architektur der Zeit Rudolfs II.]. In: *Dvorský*, Jiří (Hg.): Dějiny českého výtvarného umění. Od počátků renesance do závěru baroka [Geschichte der tschechischen bildenden Künste. Vom Beginn der Renaissance bis zum Ende des Barocks]. Bd. 2/1. Praha 1989, 160-181, hier 172-175. – *Merten*, Klaus: Sakralarchitektur. In: *Seibt*, Ferdinand (Hg.): Renaissance in Böhmen. Geschichte, Wissenschaft, Architektur, Plastik, Malerei, Kunsthandwerk. München 1985, 168-195, hier 191-193. – *Kotrba*, Viktor: Die nachgotische Baukunst Böhmens zur Zeit Rudolf II. In: *Umění* 18 (1970) 298-330, hier 320.

¹⁹ Herausragende Beispiele sind z. B. das Bethaus der Böhmischen Brüder und die Dekanatskirche in Jungbunzlau (Mladá Boleslav), siehe *Merten*: Sakralarchitektur 193-195 (vgl. Anm. 18). – *Krčálová*, Jarmila: Renesanční architektura v Čechách a na Moravě [Die Architektur der Renaissance in Böhmen und Mähren]. In: *Dvorský* (Hg.): Dějiny českého výtvarného umění. Bd. 2/1, 6-62, hier 53 f. (vgl. Anm. 18).

²⁰ Das Motiv der Übernahme durch eine exklusive Verwendung nobilitierter Bauformen ist seit dem späten Mittelalter bekannt, vgl. *Philipp*, Klaus Jan: „Eyn Huys in Manieren van eyne Kirchen.“ Werkmeister, Parliere, Steinlieferanten, Zimmermeister und die Bauorganisation in den Niederlanden vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. In: *Wallraf-Richartz-Jahrbuch* 50 (1989) 69-113, hier 69-71. – Das Modell der geplanten Kirche, das Rudolf II. vorgestellt wurde, erwähnt der sächsische Kurfürst Johann Georg I. in einem Schreiben an Ferdinand II.: Copia Des Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürsten und Herrn Hertzog Johann Georg Churfürsten zu Sachsen [...] Schreibens an Röm. Kayserliche Mayestät wegen sperrung der Lutherischen Kirchen im Königreich Böheimb. [Leipzig?] 1623, Bl. 4r. Darauf hat zuerst hingewiesen *Birnbaum*: Původní průčelí kostela 219-221 (vgl. Anm. 17).

²¹ Zur Geschichte der Fassade der römischen Kirche SS. Trinità siehe *Giovannoni*, Gustavo: Saggi sulla architettura del Rinascimento. Milano 1931, 217-234. – *D'Onofrio*, Cesare: Scalinate di Roma. Roma 1974, 209-242. – *Tiberia*, Vitaliano: Giacomo della Porta. Un architetto tra manierismo e barocco. Roma 1974, 60 f.



Abb. 5: Rom, SS. Trinità dei Monti, Stich aus dem 18. Jahrhundert.

Kirche geplant habe, dessen Name jedoch ungenannt bleibt.²³ Ausgehend von dieser knappen Angabe versuchte man, einen ‚geeigneten‘ katholischen Architekten in Prag ausfindig zu machen, der mit den römischen Bauformen vertraut war. Bedenklich ist dabei nicht nur die Vorstellung, dass ein Architekt an dem Ort zu suchen sein müsse, an dem ein Bauwerk ausgeführt wurde, eine Auffassung, die den Bauherren einen verengten, auf ihre jeweilige Stadt begrenzten Horizont unterstellt. Auch geht dieses Deutungsmuster davon aus, dass eine Architektenpersönlichkeit für die Vorgabe bzw. Vermittlung bestimmter Bauformen weitgehend allein verantwortlich sei, während die Bauherren als mögliche Transferträger kaum in Betracht gezogen werden. Für die Dreifaltigkeitskirche kam Jürgen Zimmer auf den Namen des in kaiserlichen Diensten tätigen Architekten Giovanni Maria Filippi.²⁴ Zimmer verwendete diese Zuschreibung einerseits, um Filippi eine Beteiligung an den von Joseph Heintz d. Ä.

²³ Den Hinweis auf die konfessionelle Zuordnung des Architekten enthält die Klosterchronik der Prager Karmeliter, vgl. *Lietzmann*: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 211 f. (vgl. Anm. 12).

²⁴ *Zimmer*, Jürgen: Iosephus Heinzius architectus cum antiquis comparandus. Příspěvek k poznání rudolfinské architektury mezi lety 1590-1612 [Ein Beitrag zur Erforschung der rudolfinschen Architektur in den Jahren 1590-1612]. In: *Umění* 17 (1969) 217-245. – *Ders.*: Hofkirche und Rathaus 37 f. (vgl. Anm. 5).

ausgearbeiteten Bauplänen zur Kirche in Neuburg an der Donau zuzusprechen. Andererseits glaubte er in der Kleinseitner Dreifaltigkeitskirche eine Umsetzung der in Neuburg nicht ausgeführten Pläne Heintz' d. Ä. erkennen zu dürfen, die Filippi weiter ausgearbeitet haben soll. In der Folgezeit wurden diese Zuschreibungen von der Forschung weitgehend übernommen und dabei gelegentlich zur feststehenden Tatsache umformuliert.²⁵ Bei beiden Projektzuschreibungen, die sich gegenseitig zu stützen versuchen, gibt es jedoch auf eine Beteiligung Filippis keine ausreichenden Hinweise.²⁶ Das Wissen um gesicherte Werke dieses Architekten – lediglich das *Castrum doloris* Rudolfs II. lässt sich ihm zusprechen – ist so gering, dass verlässliche Ausgangspunkte für Zuschreibungen fehlen.²⁷ Zwar ist die Frage, ob Filippi für die Planungen verantwortlich sein könnte, von nicht unerheblicher Bedeutung, doch wird sie sich nicht beantworten lassen, sollten nicht noch neue Quellen gefunden werden.

Raum für neue Fragestellungen bietet hingegen der Anteil der Bauherren am Planungsprozess der Dreifaltigkeitskirche, die mit dem Gotteshaus nicht nur funktionale, sondern auch repräsentative Vorstellungen verbunden haben dürften. Zu diesem Aspekt trug Hilda Lietzmann bereits 1977 in ihrem Aufsatz über die Dreifaltigkeitskirche eine Reihe neuer Ideen vor.²⁸ Ihre Anregungen wurden jedoch in der nachfolgenden Forschung kaum beachtet, und es scheint angebracht, sie wieder in Erinnerung zu rufen. Unzureichend beantwortet ist immer noch die Frage, warum die Kleinseitner Lutheraner mit der Rezeption der Fassade der römischen Kirche SS. Trinità dei Monti auf das Vokabular der katholischen Konfessionskultur zurückgriffen. Die Gründe dafür lagen sicher nicht nur im gleichen Patrozinium.²⁹ Genau genommen ist nicht einmal geklärt, wer eigentlich zum Kreis der

²⁵ Neumann, Jaromír: Das böhmische Barock. Prag 1970, 101. – Krčálová, Jarmila: Poznámky k rudolfinské architektuře [Anmerkungen zur rudolfinischen Architektur]. In: Umění 23 (1975) 499-526, hier 518. – Dies.: Die Architektur am Hofe Rudolfs II. In: Horejš, Jiřina/Krčálová, Jarmila/Neumann, Jaromír/Poche, Emanuel/Vacková, Jarmila: Die Kunst der Renaissance und des Manierismus in Böhmen. Prag 1979, 134-147, hier 146 f. – Dies.: Architektura doby Rudolfa II., 175 (vgl. Anm. 18). – Kotalík, Jiří T.: Die Architektur im Rudolfinischen Prag. In: Prager Barock. Ausstellungskatalog Niederösterreichisches Landesmuseum Schallaburg 1989. Wien 1989, 40, 42 f. – Besonders ausgeschmückt wurde die Zuschreibung von Skalecki: Deutsche Architektur 46 (vgl. Anm. 18).

²⁶ Das hat zuletzt auch Zimmer unmissverständlich deutlich gemacht, vgl. Zimmer, Jürgen: Giovanni Maria Filippi. In: Turner, Jane (Hg.): The Dictionary of Art. Bd. 11. London, New York 1996, 77 f. – Zuvor hatte die Zuschreibung bereits angezweifelt Lietzmann: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 214 (vgl. Anm. 12). – Eine andere Gruppe von Forschern tendierte zwar dazu, die Zuschreibung an Filippi zu übernehmen, erklärte aber, dass diese letztlich ungewiss sei, so z.B. Merten: Sakralarchitektur 192 (vgl. Anm. 18). – Preiss, Pavel: Italští umělci v Praze [Italienische Künstler in Prag]. Praha 1986, 97. – Horyna: Die Architektur 76 (vgl. Anm. 18). – Vlček/Havlová: Praha 1610-1700, 21 (vgl. Anm. 18).

²⁷ Fučíková, Eliška: Die Prager Residenz unter Rudolf II., seinen Vorgängern und Nachfolgern. In: Dies. u.a. (Hgg.): Rudolf II. und Prag 2-71, hier 53 (vgl. Anm. 7). – Vlček/Havlová: Praha 1610-1700, 14 (vgl. Anm. 18).

²⁸ Lietzmann: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria (vgl. Anm. 12).

²⁹ Wie etwa Lippmann, Wolfgang: Der Salzburger Dom 273 (vgl. Anm. 5), zuletzt festgestellt hat. – Bereits Lietzmann hatte diese Erklärung als unzureichend abgelehnt, vgl. Lietzmann:

Bauherren bzw. Auftraggeber gezählt werden kann.³⁰ Bisher wurde allgemein von der lutherischen Kirchengemeinde der Kleinseite gesprochen, ohne näher zu bestimmen, wie diese strukturiert war und wer für Fragen eines Kirchenneubaus zuständig gewesen sein könnte. Hier wird man in Zukunft die Hierarchien innerhalb des Konsistoriums der protestantischen Stände sowie der lutherischen Kirchengemeinden näher in den Blick nehmen müssen. Ähnlich wie die Altstädter Gemeinde, von der „der maiste theil von unvermögenden handtwerkhsleuthen bestehet“, veranstaltete auch die Kleinseitner Kirchengemeinde für ihren Neubau sowohl in Böhmen als auch im Ausland Kollekten, etwa in den Gebieten des albertinischen und ernestinischen Sachsen oder im Herzogtum Mecklenburg und in der Kurpfalz.³¹ Durch diese Spenden wurden wohl zu großen Teilen die erheblichen Baukosten von 62 000 Talern zusammengebracht.³² Das Interesse, das die Geldsammlungen in den protestantischen Gebieten Mitteleuropas fanden, deutet darauf hin, dass man den Kreis der Auftraggeber wahrscheinlich nicht allein auf die Gemeinden selbst beschränken darf, wofür im Falle der Dreifaltigkeitskirche bereits einige Anhaltspunkte vorliegen.³³ So ist bekannt, dass Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und Lüneburg, der sich in seinen letzten Lebensjahren ständig in Prag aufhielt, an der Finanzierung des Bauunternehmens maßgeblich beteiligt war und auch einen Altar stiftete.³⁴ Nach seinem Tod 1613 wurden seine Organe in einem goldenen Gefäß im Chor der neuen Kirche bestattet.³⁵ Der von ihm gestiftete Altar, der im sächsischen Freiberg vom Bildhauer Bernhard Ditterich gearbeitet worden war, wurde nach dem Tod des Herzogs jedoch nicht mehr nach Prag geliefert. An seiner Stelle errichtete man schließlich 1619 einen anderen Altar, um den es im zweiten Teil dieses Beitrags gehen wird.

Die Dreifaltigkeitskirche hatte aber nicht nur den Ansprüchen der Kleinseitner Lutheraner bzw. denen Herzog Heinrich Julius' zu genügen. In einem Bittschreiben an den Pfalzgrafen Philipp Ludwig begründete der Gemeindevorstand die Not-

Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 211 (vgl. Anm. 12).

³⁰ Hinweise zu dieser Fragestellung bei *Ledvinka/Pešek*: Das Bürgertum, das städtische öffentliche und private Leben 291 f. (vgl. Anm. 8).

³¹ *Lietzmann*: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 214 f. (vgl. Anm. 12). – Im Fall der Altstädter Kirchengemeinde hat sich das Spendenbuch erhalten, in dem die Sammlungen im gesamten Reich und darüber hinaus hervorragend dokumentiert sind. Die Einträge erweitern auch die Hinweise zu Kollekten der Kleinseitner Gemeinde. So findet sich bei einer Reihe norddeutscher Städte (Güstrow, Rostock, Neubrandenburg, Wismar, Lübeck) wie auch bei einigen Adligen der Hinweis, dass sie bereits für die Kirche auf der Kleinseite gespendet hätten, vgl. *Schreiber*: Das Spenderbuch 32 f., 44 f., 59 (vgl. Anm. 13).

³² *Lietzmann*: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 211 f. (vgl. Anm. 12).

³³ Zur kollektiven Mittelbeschaffung siehe *Warnke*: Bau und Überbau 29–44 (vgl. Anm. 6).

³⁴ *Lietzmann*, Hilda: Der Altar der Marienkirche zu Wolfenbüttel. Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 13 (1974) 199–222. – *Dies.*: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 205–226 (vgl. Anm. 12).

³⁵ *Dies.*: Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg (1564–1613). Persönlichkeit und Wirken für Kaiser und Reich. Braunschweig 1993, 83 (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte).

wendigkeit des Kirchenneubaus damit, dass „bei der Kleineren Stadt Prag das kaiserliche Hoflager sei, wie auch viele Hofleute, die der evangelischen Religion zugetan wären“. Für diese sowie für die Kur- und anderen Fürsten, als auch für „anderer Herrn Ständt und Städte des Heiligen Reiches, auch anderer Landte Potschaffter unnd Gesandter“ sei die bisher genutzte Kapelle zu klein.³⁶ Die Behauptung der Gemeinde, dass es innerhalb der lutherischen Konfessionskirche ein ständeübergreifendes, überregionales Interesse an dem Prager Gotteshaus gegeben habe, bestätigt ein Schreiben des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. aus dem Jahr 1622, in dem dieser Ferdinand II. dafür kritisierte, dass dieser die „von den Evangelischen Chur- vnd Fürsten [...] erbawete Evangelische Lutherische Kirchen“ in Prag geschlossen habe.³⁷ Waren diese Gotteshäuser auf der Kleinseite und in der Altstadt demnach wirklich ‚nur‘ Pfarrkirchen? Der kurze Blick auf Äußerungen der Bauherren und Financiers vermittelt einen anderen Eindruck: Die lutherischen Kirchenneubauten in Prag dienten nicht nur der Gemeindeseelsorge, sondern standen in der Hauptstadt des Reiches auch den an den Hof kommenden Landesherren zur Verfügung und hatten deren Repräsentationsbedürfnissen zu genügen. Dabei wird man jedoch nicht von Nationalkirchen sprechen können, wie sie etwa in Rom zur Vertretung der Interessen einer Nation bestanden.³⁸ Den lutherischen Kirchen in der „Hauptstadt des böhmischen Protestantismus“³⁹ kam wohl eher die Funktion zu, für das Luthertum in Böhmen konfessionsstabilisierend zu wirken und die durch den Majestätsbrief erwirkten Rechte zu manifestieren, vor allem angesichts des seit 1600 zunehmenden katholischen Einflusses.⁴⁰

³⁶ *Dies.*: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 215 (vgl. Anm. 12).

³⁷ Copia Des Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürsten Schreibens Bl. 2r. (vgl. Anm. 20).

³⁸ Hilda Lietzmann hatte die Dreifaltigkeitskirche sowohl als „Monument der neuen Glaubenslehre“ als auch als „Monument der Deutschen in Böhmens Hauptstadt“ angesehen. Letzterem ist nicht zuzustimmen, denn der Begriff der Nationalkirche hat in diesem Fall den Nachteil, dass er den Aspekt der deutschen Nation zu sehr in den Vordergrund rückt. Es ist zwar nicht von der Hand zu weisen, dass beide lutherischen Gemeinden sich als deutsche Gemeinden bezeichneten. Darüber hinaus war das Luthertum durch die Dominanz der deutschen Sprache in Schrift und Predigt stark national geprägt. Doch wäre es gerade für Böhmen falsch, daraus einen nationalen Anspruch abzuleiten, da hier viele Altutraquisten und Böhmisches Brüder zum Luthertum übertraten, ohne dass man sie deswegen automatisch als Deutsche bezeichnen könnte. Zur Problematik der nationalen Zuordnungen im frühneuzeitlichen Prag vgl. *Pešek, Jiří*: Prag um 1600 als europäischer Sonderfall? Eine Polemik mit Leszek Belzyt. In: *Bohemia* 43 (2002) 116-129, hier 123-128. – Wichtige Hinweise zur ethnischen Struktur des rudolfischen Hofes, dessen lutherische Beamte mit zur Dreifaltigkeitsgemeinde zu rechnen sind, liefert *Hausenblasová, Jaroslava*: Nationalitäts- und Sozialstruktur des Hofes Rudolfs II. im Prager Milieu an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. In: *Berichte und Beiträge des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Ostmitteleuropa e.V.* 1999, 20-37. – *Dies.*: Der Hof Kaiser Rudolfs II. Eine Edition der Hofstaatsverzeichnisse 1576-1612. Prag 2002, 111-114 (*Fontes Historiae Artium IX*).

³⁹ So *Pešek*: Prag um 1600, 121 (vgl. Anm. 38).

⁴⁰ Bei beiden Kirchen ist eine maßgebliche Initiative von Seiten lutherischer böhmischer Adliger bekannt, zu denen Personen wie Wilhelm von Lobkowitz d. Ä. oder Joachim Andreas Graf von Schlick zu zählen sind, vgl. *Eberhard*: Voraussetzungen und strukturelle Grundlagen 100 (vgl. Anm. 1). – *Ders.*: Die deutsche Reformation in Böhmen. In: *Rothe*,

Vor diesem Hintergrund gewinnt auch das Zitat der Fassade von SS. Trinità dei Monti an Bedeutung, einer Kirche, die als ‚église royale‘ sowohl den Ruhm als auch die konfessionellen Ansprüche des französischen Königshauses in Rom verkünden sollte.⁴¹ Außerdem könnte eine architektonische Bezugnahme auf das französische Königshaus – zu dieser Zeit schärfster Konkurrent der Habsburger – auch aus außenpolitischen Gründen intendiert gewesen sein.

Auf einer zweiten Ebene dürften die außerhalb Böhmens an der Finanzierung beteiligten Lutheraner mit dem Neubau dieser „evangelischen Domkirche“⁴² brisante konfessionspolitische Aussagen verbunden haben: Für die lutherischen Landesherren und Stadträte aus dem Reich bot der Kirchenbau eine willkommene Gelegenheit, dem in Prag residierenden Kaiser ein Zeichen ihres Bekenntnisses entgegen zu setzen.⁴³ Verstärkt wurden diese Absichten schließlich durch die konfes-

Hans (Hg.): Deutsche in den böhmischen Ländern. Köln, Weimar 1992, 103-123 (Studien zum Deutschtum im Osten 25/1). – Eberhard, Winfried: Entwicklungsphasen und Probleme der Gegenreformation und katholischen Erneuerung in Böhmen. In: Römische Quartalsschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte 84 (1989) 235-257, hier 239-242. – Hoensch, Jörg K.: Geschichte Böhmens. Von der slavischen Landnahme bis zur Gegenwart. München 1997, 202-205. – Zeeden, Ernst Walter: Konfessionsbildung. Studien zur Reformation, Gegenreformation und katholischen Reform. Stuttgart 1985, 100-110 (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit 15), zählt verschiedene obrigkeitliche Mittel zur konfessionellen Stabilisierung auf. Die Kirchenarchitektur kommt bei ihm nicht vor, ist aber meines Erachtens mit in Betracht zu ziehen.

⁴¹ Lietzmann: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 217 (vgl. Anm. 12). – Es darf dabei natürlich nicht übersehen werden, dass die französischen Könige andere konfessionspolitische Absichten hatten als die Protestanten in Prag und im Reich. Entscheidend ist jedoch die Funktion der Kirchenfassade als Projektionsfläche für die jeweiligen Interessen. Wie die Fassade der Kirche SS. Trinità dei Monti diese Funktion auch später erfüllte, zeigt eine im Stich überlieferte Festdekoration der Kirchenfront, die aus Anlass der Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich durch Ludwig XIV. errichtet worden war. Abgebildet in: Hroch, Miroslav/Skýbová, Anna: Ecclesia militans. Inquisition im Zeitalter der Gegenreformation. Leipzig 1985, 189. – Auch die zur Kirche hinaufführende ‚Spanische Treppe‘, die im Auftrag der französischen Könige errichtet wurde, erfüllte diplomatische Funktionen, vgl. Lotz, Wolfgang: Die Spanische Treppe – Architektur als Mittel der Diplomatie. In: Warnke: Politische Architektur in Europa 175-223 (vgl. Anm. 6).

⁴² Dieser Begriff, der auf Wolfgang Lippmann zurückgeht, trifft die Bedeutung dieser Kirche nicht, die kein Gotteshaus einer höheren konfessionellen Verwaltungsinstitution darstellte. Er scheint zunächst nur geeignet, um auf ihre überregionale Bedeutung hinzuweisen, vgl. Lippmann: Architektur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges 273 (vgl. Anm. 5).

⁴³ Der sächsische Kurfürst stellte nicht nur finanzielle Mittel zur Verfügung, sondern sandte auch mehrere Geistliche, unter ihnen den späteren Oberhofprediger Matthias Hoë von Hoënegg, nach Prag. Hoë von Hoënegg, Matthias: Christlicher vnd Ehrlicher Abschied von Prag. Das ist eine kurtze Predigt, darinnen jetztgedachter D. Hoe sein Valet vnd Urlaub von der Pragerischen Deutschen Kirchen [...] genommen. Leipzig 1613. – Scheuffler, Johannes: Der Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen. In: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus 20 (1899) 51-82, hier 67f. – Hrejsa: U Salvátora 12-15 (Vgl. Anm. 12). – Eckert, Alfred: Die Prager deutschen evangelischen Pfarrer der Reformationszeit. Kirnbach 1972, 13 f. – Zur politischen Ikonologie der Kirche gibt es auch Überlegungen bei Reeckmann, Kathrin: Anfänge der Barockarchitektur in Sachsen. Johann Georg Starcke und seine Zeit. Köln, Weimar, Wien 2000, 276-281. –

sionell abgrenzende Tendenz der Weihpredigt der Dreifaltigkeitskirche von 1613, die bereits kurze Zeit später gedruckt vorlag.⁴⁴ Bei einem weiteren Ausbau dieses argumentativen Weges werden die zwei politischen Ebenen – einerseits die landespolitischen Interessen der protestantischen böhmischen Stände, andererseits die reichspolitischen Ambitionen der lutherischen Landesherren und Stadträte, die sich im Prozess der kollektiven Mittelbeschaffung für den Kirchenbau niederschlugen – genauer zu unterscheiden sein.⁴⁵ Für beide Interessensphären stellte die Landeshaupt- und Residenzstadt Prag eine geeignete Bühne dar. Die gemeinsamen konfessionspolitischen Ansprüche, auf welche die zitierende Fassade in Prag anspielen sollte, konnten architektonisch allerdings nicht mehr formuliert werden, da die geplante Zweiturmfront bis zur Vertreibung der Lutheraner 1622 nicht vollendet wurde.

Wenn man architektonischen Formen die Fähigkeit zuspricht, derartige religionspolitische Aussagen transportieren zu können, dann mag das erstaunen vor dem Hintergrund der eingangs getroffenen Aussage, dass sich protestantische und katholische Kirchenbauten um 1600 in ihrer baulichen Gestalt weitgehend annähern konnten – ein Sachverhalt, der sich in Böhmen während des gesamten 16. Jahrhunderts beobachten lässt und für den die Prager Dreifaltigkeitskirche ein herausragendes Beispiel darstellt.⁴⁶ Allerdings muss man meines Erachtens genauer unterscheiden zwischen den programmatischen und den pragmatischen Absichten, die die Bauherren mit den von ihnen errichteten Gebäuden verbanden. Neben dem für die Aufnahme des Altars unentbehrlichen Chorraum benötigten sowohl Lutheraner als auch Katholiken ein weites Langhaus, das während der Predigt vielen Gläubigen Platz bieten sollte.⁴⁷ Bevorzugt verwendet wurden die Raumformen der Wandpfeilerhalle mit flachen Kapellennischen und eingezogenem Chor bzw. der drei-

Anlässlich der Spendensammlung für den Prager Kirchenbau in Süddeutschland gratulierte der Ulmer Stadtrat Veit Gangelhaller den Vorstehern der Prager Kirchengemeinden „wegen dessen daselbstnen wieder aufgefundenen Lichts des Evangelii“, vgl. *Hrubý*: *Sbírký na německé luterské kostely* 95 (vgl. Anm. 13).

⁴⁴ In dieser Predigt wurde die neue Kirche bewusst in Opposition zum Kloster Strahov gestellt, siehe *Winter*: *Encoenia evangelica prima* (vgl. Anm. 15). – *Lietzmann*: *Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria* 218 (vgl. Anm. 12). – *Merten*: *Sakralarchitektur* 192 (vgl. Anm. 18).

⁴⁵ Was analog für die St. Salvatorkirche der Altstadt zu gelten hat.

⁴⁶ Wolfgang Lippmann hat in einem anderen Zusammenhang den Gedanken eines überkonfessionellen Kirchenbaus für Böhmen in die Diskussion gebracht, der jedoch mit breiteren Studien, die die gesamten Sakralbauaktivitäten des 16. und frühen 17. Jahrhunderts im Königreich Böhmen im Blick haben sollten, weiter zu untermauern wäre. *Lippmann*: *Der Salzburger Dom* 46 f. (vgl. Anm. 5). – Im Gegensatz zu anderen Regionen erlebte das mehrkonfessionelle Böhmen während des gesamten 16. Jahrhunderts eine umfangreiche Kirchenbauaktivität, vgl. *Kotrba*: *Die nachgotische Baukunst* (vgl. Anm. 18). – *Krčálová*, *Jarmila*: *Kostely české a moravské renesance* [Kirchen der böhmischen und mährischen Renaissance]. In: *Umění* 29 (1981) 1-37. – *Wagner*, *Jaroslav*: *Renesanční kostely v severovýchodních Čechách* [Renaissancekirchen in Nordostböhmen]. In: *Zprávy památkové péče* 13 (1953) 239-245.

⁴⁷ *Lippmann*: *Architektur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges* 47 f. (vgl. Anm. 5). – *DaCosta Kaufmann*: *Court, Cloister and City* 221 f. (vgl. Anm. 5). – Zu den räumlichen Vorstellungen bei den beiden Konfessionen siehe *Hipp*: *Studien zur „Nachgotik“* 401-515 (vgl. Anm. 5).

schiffigen Halle mit seitlichen Emporen, die in Böhmen bei allen Konfessionen zu finden sind.⁴⁸ In diesem Punkt standen funktionale Überlegungen im Vordergrund und führten zu den erwähnten architektonischen Parallelen, denn die Predigt bildete bei Katholiken wie Protestanten im Rahmen der Konfessionsbildung eine wichtige Schnittstelle zwischen Kirchenobrigkeit und Gemeinde.⁴⁹

Letztlich blieb die Wahl der Raumform von der Entscheidung der Auftraggeber abhängig, und es konnte, wie im Falle der Kirche in Neuburg an der Donau, dazu kommen, dass man von der Form der Wandpfeilerhalle abwich, da die Nischen zwischen den Pfeilern zu sehr an die „alten päpstlichen Kirchen“ erinnern und beim Anhören der Predigt hinderlich sein würden.⁵⁰ In Prag stellte die Form der Wandpfeilerhalle für die Auftraggeber offensichtlich keinen Grund zur Planänderung dar, sondern muss vielmehr als intentional angesehen werden. In den flachen Nischen schuf man hier weitere Sitzplätze für die Gemeindeangehörigen, denn in der Kirche herrschte eine nach Ständen getrennte Sitzordnung. Die Angehörigen des Herrenstandes hatten ihren Sitz in den Oratorien, die Hofbeamten und Gesandten nahmen in der Mitte des Langhauses Platz, und das einfache Volk saß an den Seiten und in der Nähe der Eingänge.⁵¹ Die Grundrissform, wie sie für die Dreifaltigkeitskirche verwendet wurde, erscheint bereits um 1575 auf einem Blatt mit Mustergrundrissen für jesuitische Kirchen (Abb. 6, Nr. 1). Dieses Blatt wird Giovanni de Rosis zugeschrieben, dem consiliarius aedilicius der Societas Jesu. Neben fünf anderen Lösungen schlug er für die Ordenskirchen die Form einer dreijochigen Wandpfeilerhalle mit eingezogenem halbrunden Chorpolygon und Doppelturmfassade vor.⁵² In Böhmen fand dieser Kirchentyp nicht nur bei der lutherischen Dreifaltigkeitskirche,

⁴⁸ Außerhalb Böhmens zeigt auch der Vergleich der lutherischen Kirche in Klagenfurt mit der Jesuitenkirche in Regensburg, dass beide Gotteshäuser von ähnlichen Grundrissdispositionen ausgehen, vgl. *Zimmer*: Hofkirche und Rathaus 49 f. (vgl. Anm. 5). – Gerade für Böhmen wäre es interessant, genauer zu untersuchen, in welchem Umfang um 1600 Sakralbauten rezipiert wurden, die bereits während des 16. Jahrhunderts errichtet worden waren. Ansätze dazu bei *Merten*: Sakralarchitektur 193 f. (vgl. Anm. 18).

⁴⁹ Die konfessionspolitische Dimension der Predigt in der katholischen Kirche geben zwei Gemälde wieder, die den päpstlichen Nuntius Cornelio Musso als Prediger Ferdinands I. bzw. Petrus Canisius als Prediger Rudolfs II. zeigen. Abgebildet in: *Baumstark* (Hg.): Rom in Bayern 513, 515 (vgl. Anm. 2).

⁵⁰ *Zimmer*: Hofkirche und Rathaus 32 f. (vgl. Anm. 5). – *Lippmann*: Architektur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges 273 (vgl. Anm. 5).

⁵¹ *Lietzmann*: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 215 (vgl. Anm. 12).

⁵² *Terhalle*, Johannes: ... ha della Grandezza de padri Gesuiti. Die Architektur der Jesuiten um 1600 und St. Michael in München. In: *Baumstark* (Hg.): Rom in Bayern 83-146, hier 112 (vgl. Anm. 2). Dieses Blatt ist in einem Exemplar in der Biblioteca Estense in Modena erhalten. – Es soll aber auch nicht übersehen werden, dass es in Böhmen mit der Kirche St. Peter und Paul in Kralowitz (Kralovice) bereits einen herausragenden Wandpfeilerbau gab, dessen Wirkung auf die spätere Sakralarchitektur im Lande jedoch als gering erachtet wurde, siehe *Merten*, Klaus: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Kralowitz (Kralovice bei Plass). In: *Bohemia* 8 (1967) 134-143. – *Krčálová*, Jarmila: Kostel sv. Petra a Pavla v Kralovicích a Bonifác Wolmut [Die Kirche St. Peter und Paul in Kralowitz und Bonifaz Wolmut]. In: *Umění* 20 (1972) 297-317.

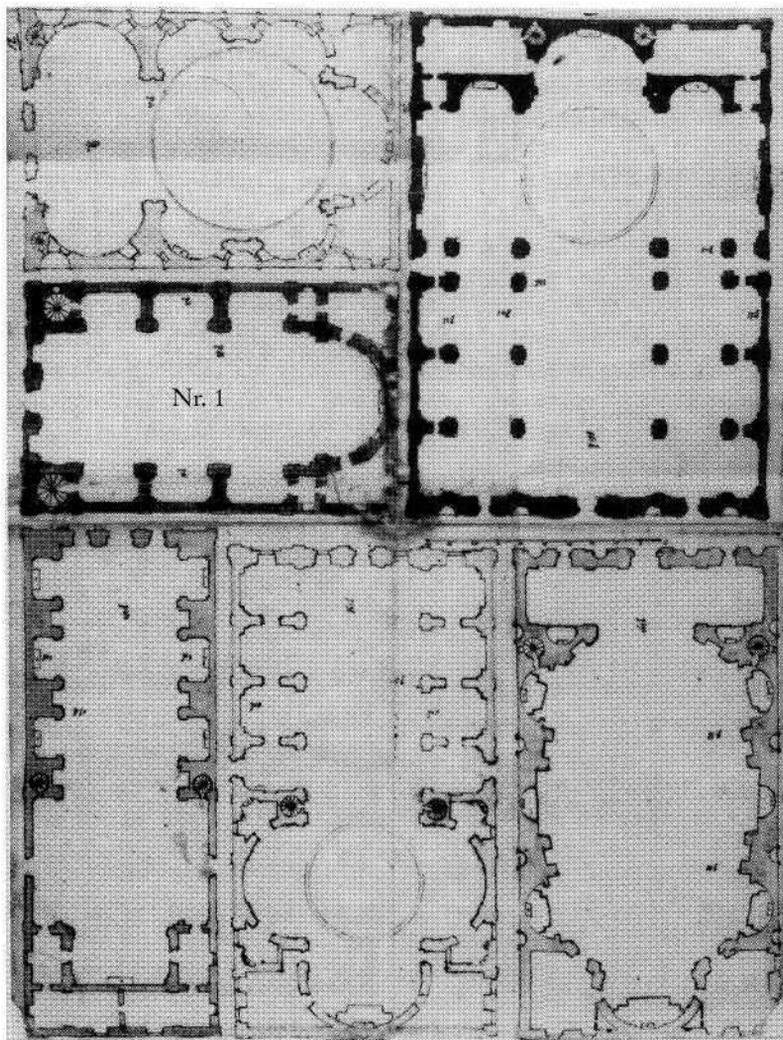


Abb. 6: Giovanni de Rosis, Blatt mit sechs Idealentwürfen (Biblioteca Estense, Modena).

sondern auch – wie noch zu zeigen sein wird – bei der zeitgleich errichteten katholischen Wallfahrtskirche in Altbunzlau (Stará Boleslav) Verwendung.

Derartige funktionsbedingte Gemeinsamkeiten, die sich vor allem in den Bauformen der Kirchenräume niederschlugen, stellen nur eine Seite der Sakralbaukunst um 1600 dar. Wollten Auftraggeber ihren Kirchenbau für eine Argumentation im Sinne der konfessionellen Abgrenzung nutzen, dann bildete den Ort für derartige Aussagen meist die Hauptfassade. So weisen die jesuitische Kirche St. Michael in

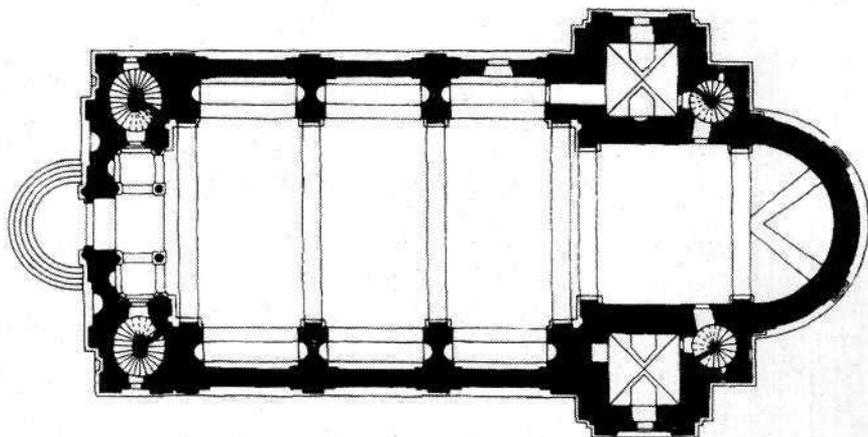


Abb. 7: Altbunzlau (Stará Boleslav), Grundriss der Wallfahrtskirche.

München und die lutherische Pfarrkirche der Prager Kleinseite im Raumtyp zwar zahlreiche Parallelen auf. Völlig verschieden hingegen zeigen sich ihre Hauptfassaden und die in ihnen manifestierten Aussagen. In beiden Fällen dient die Fassade als Zeichen des konfessionellen Hegemonialanspruchs, in Prag durch das Zitat einer ähnlich intendierten römischen Fassade,⁵³ in München durch ein Figurenprogramm, in dem neben der Figur des Hl. Michael die bayerischen Herzöge als Bewahrer des katholischen Glaubens gezeigt werden.⁵⁴ Dabei setzte man sich sowohl in Prag als auch in München der Gefahr aus, dass die Argumentation mit architektonischen Mitteln missverstanden werden konnte.

Es sei an dieser Stelle noch auf ein weiteres Phänomen im Zusammenhang mit der Architektur der Prager Dreifaltigkeitskirche verwiesen. Kurze Zeit nach ihrer Einweihung begann man im nordwestlich von Prag gelegenen Altbunzlau eine katholische Kirche als Zeichen der Neubelebung der Wallfahrt zu einem der bedeutendsten böhmischen Marienheiligtümer zu errichten (Abb. 7).⁵⁵ Als Bauherren traten dabei Johann Schweikhard von Kronberg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz,

⁵³ Ich bin mir bewusst, dass die vorgestellte These, ein Fassadenzitat sei in der Lage, politische Aussagen zu transportieren, aufgrund fehlender zeitgenössischer Quellen zur Wahrnehmung solcher Architekturen fragwürdig erscheinen muss. Für die These spricht jedoch die Unmittelbarkeit des Zitats und darüber hinaus die Tatsache, dass die Formen der Fassade in ihrer Entstehungszeit, im Gegensatz zum Raumtyp, noch nicht zum weitverbreiteten Vokabular der mitteleuropäischen Sakralarchitektur zählten. An anderer Stelle wird diese Argumentation weiter zu untermauern sein, wobei auch die Tradition des Standorts – die Dreifaltigkeitskirche wurde anstelle der älteren Hus-Kapelle errichtet – eine Rolle spielen muss.

⁵⁴ Schneider, Sabine M.: Bayerisch-römisches Siegeszeichen. Das Programm der Münchner Michaelskirche und seine zeitgenössische Rezeption aus der Perspektive der Einweihungsschrift. In: *Baumstark* (Hg.): Rom in Bayern 171-198 (vgl. Anm. 2).

⁵⁵ Ducreux, Marie-Elizabeth: Symbolický rozměr poutě do Staré Boleslavi [Die symbolische Dimension der Wallfahrt nach Altbunzlau]. In: *ČCH* 95 (1997) 585-620, hier 586, 597.

sowie Erzherzog Leopold von Österreich, Fürstbischof von Straßburg und Passau in Erscheinung.⁵⁶ Großzügige finanzielle Unterstützung erfuhr das Bauvorhaben auch durch Kaiserin Anna, die Gemahlin Kaiser Matthias' II. Dabei kopierte man in Altbunzlau die Bauformen der Prager Dreifaltigkeitskirche nahezu.⁵⁷ Das hat zu der Annahme geführt, dass der Architekt der Prager Kirche identisch sein müsse mit dem Architekten, der für die Planung der Altbunzlauer Marienkirche verantwortlich gewesen war. Bekannt ist allerdings nur der Name des ausführenden Baumeisters Jacopo de Vaccani, dessen Planautorschaft nicht für wahrscheinlich gehalten wurde. Die Altbunzlauer Kirche weist nicht nur eine nahezu identische Form der Wandpfeilerhalle auf, in der lediglich funktionalen Anforderungen entsprechend die Kapellennischen tiefer angelegt wurden, sondern zeigt auch in der Gestaltung des Außenbaus eine weitgehende Übernahme der Gliederungselemente und Fensterformen der Dreifaltigkeitskirche. Allerdings verzichtete man auf das Zitat der Westfassade und plante stattdessen zwei Chorflankentürme. Hinter dieser auffallenden Abwandlung des ansonsten weitgehend übernommenen Prager Vorbilds standen vermutlich anders intendierte programmatische Überlegungen der habsburgischen Bauherren, denen die in der – letztlich nur teilweise ausgeführten – Prager Fassade enthaltenen konfessionspolitischen Anspielungen nicht auf den katholischen Kirchenneubau übertragbar erschienen sein dürften.⁵⁸

Die bereits konstatierte weitgehende Kongruenz katholischer und protestantischer Kirchenbauten in Mitteleuropa führte schließlich dazu, dass Kirchen in Regionen, die nach 1620 von der katholischen Konfessionalisierung erfasst wurden, problemlos für den katholischen Kult umgenutzt werden konnten. Auch dafür stellt die Dreifaltigkeitskirche ein bemerkenswertes Beispiel dar. Nach der Schlacht am Weißen Berg übergab Kaiser Ferdinand II. sie im Jahr 1624 dem Karmeliterorden und löste damit ein Versprechen ein, das er vor der Schlacht geleistet hatte.⁵⁹ Die Kirche wurde nun in Erinnerung an den Sieg der kaiserlich-katholischen Truppen unter dem Titel St. Maria de Victoria neu geweiht. Die Klosterchronik der Prager Karmeliter betont, dass das ihnen überlassene Gotteshaus bereits völlig den ordensinternen Bauvorschriften entsprach.⁶⁰ Umbauten drängten zunächst nicht. Der

⁵⁶ Merten, Klaus: Drei Risse der Wallfahrtskirche in Altbunzlau von Nikodemus Tessin d. J. im Nationalmuseum in Stockholm. In: *Konsthistorisk Tidskrift* 38 (1969) 47-57, hier 47.

⁵⁷ Skalecki: Deutsche Architektur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges 50 (vgl. Anm. 18). – Dazu auch Anm. 8 im vorliegenden Text.

⁵⁸ Anhaltspunkte zur Form der Flankentürme der Altbunzlauer Kirche, die erst im späten 17. bzw. 18. Jahrhundert vollendet wurden, bieten die Planzeichnungen des Nikodemus Tessin d. J., die vermutlich nach den ursprünglichen Visierungen angefertigt wurden. Klaus Merten, der diese Pläne publiziert hat, geht davon aus, dass die Abwandlung der Prager Fasadentürme zu Chorflankentürmen ihre Ursache in traditionellen katholischen Kirchentypen hat. Es wäre jedoch überlegenswert, ob hinter dieser Lösung nicht eher ikonologische Bedenken der habsburgischen Auftraggeber standen, denen die Adaption der Fassade der Kirche SS. Trinità, die eng mit dem französischen Königshaus verbunden war, aus politischen Gründen unmöglich gewesen sein dürfte.

⁵⁹ Lietzmann: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 222 (vgl. Anm. 12).

⁶⁰ Ebenda. – Skalecki: Deutsche Architektur im Dreißigjährigen Krieg 173 (vgl. Anm. 18).

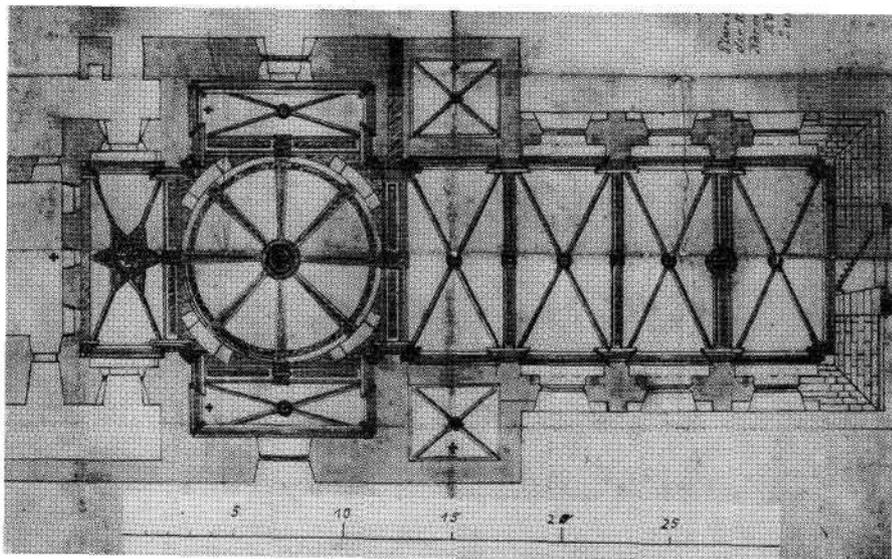


Abb. 8: Köln, Grundriss der ehemaligen Klosterkirche „Im Dau“.

ideale Kirchenplan der Karmeliter, der nach dem Vorbild der Kölner Klosterkirche „im Dau“ angelegt und für alle weiteren Neubauten nördlich der Alpen verbindlich wurde, sah bereits eine Wandpfeilerkirche mit flachen Kapellennischen vor (Abb. 8).⁶¹ Erst nachdem der Orden seine Stellung in Prag konsolidiert und reiche Spenden erhalten hatte, passte man schließlich die vormals lutherische Pfarrkirche den Bedürfnissen einer Klosterkirche an. Der Umbau ging mit einer Umorientierung des Gotteshauses einher (Abb. 9).⁶² Man brach den bestehenden Chorraum ab und errichtete auf der gegenüberliegenden Seite des Langhauses ein neues tieferes Presbyterium mit Mönchschor. Entsprechend wurde anstelle des früheren Chorraums zwischen 1636 und 1642 eine neue Fassade aufgeführt. Das Langhaus hingegen ließ man unverändert und nahm sowohl beim Presbyterium als auch bei der Anlage der neuen Fassade die Formvorgaben des älteren lutherischen Kirchenbaus wieder auf. So erreichte man die Wirkung eines homogenen Bauwerks, dessen Umbaugeschichte nicht erkennbar ist.

⁶¹ Lietzmann, Hilda: Die Kölner Klosterkirchen der Unbeschuhten Karmeliten „im Dau“ und „St. Maria vom Frieden“. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 35 (1972) 198-227. – Skalecki: Deutsche Architektur im Dreißigjährigen Krieg 171-180 (vgl. Anm. 18).

⁶² Es ist umstritten, ob diese Umorientierung der Kirche, deren Hauptfassade bis dahin gegen den Hang des Laurenziberges (Petřín) gerichtet gewesen war, tatsächlich programmatische oder eher bautechnische Ursachen hatte, wie sie Lietzmann für wahrscheinlich hält. Sie betont, dass ein tieferer Chorneubau auf der Ostseite umfangreiche Substruktionen notwendig gemacht hätte. Lietzmann: Die Deutsch-Lutherische Dreifaltigkeits-, die spätere Ordenskirche St. Maria de Victoria 223 f. (vgl. Anm. 12).

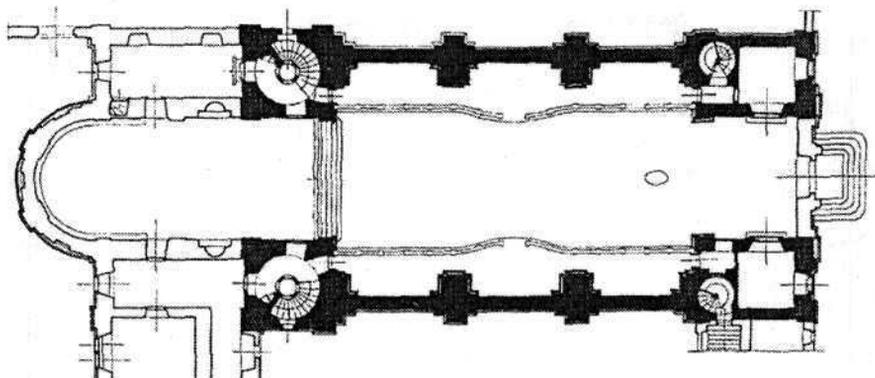


Abb. 9: Prag, Kleinseite, Grundriss der Kirche St. Maria de Victoria.

Zurecht wurde der Einfluss der Dreifaltigkeitskirche auf die barocke Architektur in Böhmen und den benachbarten Regionen betont. Das zeigt nicht zuletzt die Wiedergabe des Grundrisses im so genannten Dientzenhoferschen Skizzenbuch, einer Sammlung beispielhafter Grundrisslösungen.⁶³ Auf diese Weise wirkte dieser lutherische Kirchenbau noch lange Zeit nach der Vertreibung und Konversion der dazugehörigen Pfarrgemeinde in der katholischen Konfessionskultur des Landes nach. Die Geschichte der Dreifaltigkeitskirche macht deutlich, wie sich im mitteleuropäischen Kirchenbau um 1600 durch Aneignung und Übernahme eine Situation weitgehender Annäherung herausbilden konnte, wobei die ähnlichen Architekturformen als Zeichen grundsätzlich verschiedener religionspolitischer Inhalte verstanden werden müssen.

*„Aller Heyden Götter seynd Teuffel“ – Die Überführung des Altarbildes
„Mariä Verkündigung“ aus der Prager Jesuitenkirche St. Salvator
in die lutherische Dreifaltigkeitskirche*

Nachdem in Prag die aufständischen protestantischen Stände die Regierung übernommen hatten, wurden im Mai 1619 die Jesuiten aus der Stadt und dem gesamten Königreich Böhmen vertrieben.⁶⁴ Die Bannung des Ordens wurde in der vom Generallandtag im Juli 1619 verabschiedeten Confoederatio Bohemica nochmals bestätigt und dabei festgelegt, dass „alle ihre Collegia, Gueter, Gefälle und Einkommen dem Lande zum besten anheimfallen“.⁶⁵ Auch die Kirchen und deren

⁶³ Vlček, Pavel: „Dientzenhoferův skicár“ a česká architektura 1640-1670 [Das „Dientzenhofersche Skizzenbuch“ und die böhmische Architektur 1640-1670]. In: Umění 37 (1989) 473-497. – Vlček/Havlová: Praha 1610-1700, 14-39 (vgl. Anm. 18).

⁶⁴ Ledvinka/Pešek: Praha 324 (vgl. Anm. 7). – Hausenblasová, Jaroslava/Šroněk, Michal: Gloria et Miseria. 1618-1648, Prague during the Thirty Years War. Prague 1998, 42-57.

⁶⁵ Toegel, Miroslav (Hg.): Documenta Bohemica Bellum Tricennale Illustrantia. Bd. 2. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Der Kampf um Böhmen. Prag 1972, 151-165, hier 153f. – Zur Entstehung der Confoederatio Bohemica siehe Bahlcke, Joachim: Regionalis-

Ausstattungen unterstanden nun der Verfügung der protestantischen Ständeregierung. Noch im selben Jahr entnahm man in Prag ein Altarbild aus der Hauptkirche der böhmischen Jesuiten St. Salvator, überführte es in die lutherische Dreifaltigkeitskirche auf der Kleinseite, und stellte es auf dem Altar auf, der am dritten Adventssonntag 1619 (7./17. Dezember) geweiht wurde.⁶⁶ An diesem Vorgang, der in der Forschung bisher kaum Beachtung fand, lassen sich die Strategien der konfessionellen Auseinandersetzungen in Prag vor dem Dreißigjährigen Krieg verfolgen.⁶⁷ Zunächst mag es so anmuten, als ob es trotz konfessioneller Demarkationen für die Lutheraner problemlos möglich gewesen wäre, ein Altarbild aus einer katholischen Kirche in ihrem eigenen Gotteshaus aufzustellen. Doch stellt gerade dieser symbolisch aufgeladene Vorgang der Aneignung eines Bildes eine bewusste Form der Abgrenzung dar.⁶⁸

Das im Herbst 1619 aus der Jesuitenkirche in die lutherische Dreifaltigkeitskirche gebrachte Gemälde ist meines Erachtens mit der heute in der Prager Nationalgalerie aufbewahrten „Verkündigung an Maria“ von Hans von Aachen identisch, einem der Hauptwerke der Malerei im rudolfinischen Prag (Abb. 10).⁶⁹ Dieses Gemälde wird seit langem mit dem in Quellen erwähnten Altarbild „Mariä Verkündigung“ identifiziert, welches der kaiserliche Geheimrat Johannes Barvitius im Jahr 1613 für einen

mus und Staatsintegration im Widerstreit. Die Länder der Böhmisches Krone im ersten Jahrhundert der Habsburgerherrschaft (1526-1619). München 1994, 400-457 (Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur und Geschichte 3).

⁶⁶ Ein zweites Altarbild mit der Darstellung der Geburt Christi wurde in die lutherische Pfarrkirche der Altstadt St. Salvator gebracht. Über seine Verwendung im lutherischen Kirchenraum ist jedoch bisher nichts bekannt, vgl. *Khevenhueller*, Franz Christoph: *Annales Ferdinandei* [...] oder wahrhaftige Beschreibung Kaeyfers Ferdinandi des Andern [...] Thaten. Bd. 9. Leipzig 1724, 661. – *Merten*: *Sakralarchitektur* 193 (vgl. Anm. 18). – Die von ihrer Ausstattung berühmte Jesuitenkirche nutzte man schließlich ab Januar 1620 für den reformierten Gottesdienst, vgl. *Lundorp*, Michael Caspar: *Österreichischer Lorberkrantz oder Kayserlicher Victori*. Frankfurt/M. 1625, 238 f.

⁶⁷ Zur Versetzung der Altarbilder siehe *Hrejsa*: *U Salvátora* 59 f. (vgl. Anm. 12). – *Merten*, Klaus: *St. Salvator im Clementinum – ehemals böhmische Jesuitenkirche – und die Wälsche Kapelle in der Altstadt Prag*. In: *Bohemia* 8 (1967) 144-162, hier 152, Anm. 56. – *Ders.*: *Sakralarchitektur* 193 (vgl. Anm. 18). – *Hausenblasová/Šroněk*: *Gloria et Miseria* 188 (vgl. Anm. 64).

⁶⁸ Zur Bedeutung symbolischer Handlungen in der frühen Neuzeit siehe *Soeffner*, Hans-Georg: *Zur Soziologie des Symbols und des Rituals*. In: *Oelkers*, Jürgen/Wegenast, Klaus (Hgg.): *Das Symbol – Brücke des Verstehens*. Stuttgart, Berlin, Köln 2001, 63-81.

⁶⁹ *Národní galerie Praha* [Nationalgalerie Prag]. Öl/Lwd., 237 × 177 cm, Inv.-Nr.: VO 272 (Dauerleihgabe der Theologischen Fakultät Cyril und Method Litoměřice/Leitmeritz). – Erst 1956 konnte Jaromír Neumann das Bild identifizieren, das inzwischen nach Leitmeritz gelangt war, vgl. *Neumann*, Jaromír: *Aachenovo Zvěstování Panny Marie* [Das Bild Verkündigung an Maria von Hans von Aachen]. In: *Umění* 4 (1956) 119-132. – Jaromír Neumann und Eliška Fučíková haben festgestellt, dass das Bild bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in situ blieb und hochverehrt wurde. Diese Feststellung lässt sich nun dahingehend modifizieren, dass das Bild 1619 seinen Standort verließ und in die protestantische Dreifaltigkeitskirche überführt wurde, nach der Schlacht am Weißen Berg aber bald (1621?) wieder in die jesuitische Kirche St. Salvator zurückkehrte.



Abb. 10: Hans von Aachen, Verkündigung an Maria, 1613 (Nationalgalerie Prag).

Nebenaltar der Kirche St. Salvator gestiftet hatte.⁷⁰ In seinem 1641 erstmals publizierten Werk „Annales Ferdinandeï“ schreibt Franz Christoph Khevenhueller:

[...] und ist aus der Jesuiter Kirchen der Altar mit dem Englischen Gruß, so Herr Barvitius machen lassen, in die neue lutherische Kirchen auf der kleinen Seiten übersetzt [...] worden.⁷¹

Johannes Barvitius und Hans von Aachen waren spätestens seit 1602 miteinander bekannt, als der Maler im diplomatischen Dienst des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg mit Barvitius zusammengetroffen war.⁷² Als Geheimrat Rudolfs II. gehörte Barvitius zu den einflussreichsten Politikern am kaiserlichen Hof.⁷³ Durch seine Stiftung trat er in Prag jedoch zu einem Zeitpunkt in Erscheinung, der nicht gerade als Höhepunkt seiner Hofkarriere bezeichnet werden kann. In den letzten Wochen der Regierung Rudolfs II. hatte der Geheimrat die politischen Pläne des Kaisers auszuführen gehabt, die vor allem gegen dessen Bruder Matthias gerichtet gewesen waren.⁷⁴ Nach dem Tode Rudolfs dürfte seinem Nachfolger Matthias der frühere Geheimrat gerade wegen dieser Verstrickung in die feindliche Politik seines Bruders suspekt gewesen sein, und da es üblich war, dass ein nachfolgender Regent den Hof- und Beamtenapparat seines Vorgängers nicht übernahm, hatte Barvitius allen Grund, um seine einträgliche Stellung zu fürchten. In dieser Situation stiftete er das Altarbild für die Jesuitenkirche St. Salvator. Diese Stiftung konnte ihm zwar nicht die Gunst des Kaisers garantieren, aber er durfte darauf

⁷⁰ Schmidl, Johann, SJ: *Historiae Societatis Jesu Provinciae Bohemiae*. Bd. 2. Praga 1749, 688. – *DaCosta Kaufmann*, Thomas: *The School of Prague*. Chicago, London 1988, 40, 63, Nr. 1.80. – *Fučíková*, Eliška: [Katalogeintrag: Die Verkündigung]. In: Prag um 1600. Kunst und Kultur am Hofe Kaiser Rudolfs II. Ausstellungskatalog Kulturstiftung Ruhr Essen 1988. Freren 1988, 224. – *Hausenblasová/Šroněk*: *Gloria et Miseria* 188 (vgl. Anm. 64). – *Jacoby*, Joachim: *Hans von Aachen 1552-1615*. München, Berlin 2000, 87-89 (Monographien zur deutschen Barockmalerei), dort umfangreiche Literaturangaben.

⁷¹ Hier wurde die Neuausgabe von 1724 verwendet, vgl. *Khevenhueller*, Franz Christoph: *Annales Ferdinandeï* 661 (vgl. Anm. 66). – Daran schließen an *Kroess*, Alois: *Geschichte der böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu*. Bd. 2/1. Beginn der Provinz, des Universitätsstreites und der katholischen Generalreformation bis zum Frieden von Prag 1635. Wien 1927, 8. – *Kramář*, Vincenc: *Zpustošení Chrámu svatého Víta v roce 1619* [Die Plünderung des Veitsdoms im Jahre 1619]. Bearb. v. Michal Šroněk. Praha 1998, 95 Anm. 92 (*Fontes Historiae Artium* 4). – Ähnlich gibt die Überführung des Altarbildes an *Schmidl*, Johannes: *Historiae Societatis Jesu Provinciae Bohemiae*. Bd. 3. Praga 1754, 211. – An ihn schließt an *Merten*: *St. Salvator im Clementinum* 152 (vgl. Anm. 67).

⁷² Schreiben des kaiserlichen Kammermalers Hans von Aachen an Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg, 1602 August 17 Prag. Zitiert in *Lietzmann*: *Herzog Heinrich Julius* 96 f. (vgl. Anm. 35).

⁷³ Daneben trat er als Humanist und Mäzen am Hofe auf und unterstützte unter anderem die Forschungen Johannes Keplers, vgl. *Evans*, Robert J. W.: *Rudolf II. and his World*. Oxford 1973, 153. – Khevenhueller bezeichnet Barvitius als einen Cicero der lateinischen Sprache. Dieser stammte aus Köln, war zunächst am Hof des bayerischen Herzogs Maximilian, später an den kaiserlichen Höfen Rudolfs II., Matthias' II. und Ferdinands II. tätig gewesen. Obwohl er sich wegen seines hohen Alters aus dem Hofdienst Ferdinands II. zurückziehen wollte, war er bis zu seinem Tod im Dezember 1620 für den Kaiser tätig, vgl. *Khevenhueller*: *Annales Ferdinandeï* 1180 (vgl. Anm. 66).

⁷⁴ *Lietzmann*: *Herzog Heinrich Julius* 67 f. (vgl. Anm. 35).

hoffen, von Seiten der jesuitischen Berater bzw. der katholischen Partei am Hofe Matthias' II. für eine erneute Aufnahme in den Hofstaat empfohlen zu werden.

Mit der Darstellung der Verkündigung an Maria wählte Barvitiuz zudem ein zentrales Thema der nachtridentinischen Frömmigkeit aus.⁷⁵ Der zum Ave-Maria-Gebet erweiterte Gruß des Erzengels hatte als Teil des Rosenkranzes durch die vom Kaiserhaus im Rahmen der katholischen Konfessionsbildung in Böhmen eingesetzten Jesuiten eine weite Verbreitung gefunden und diente dem Orden bei seiner Missionsarbeit.⁷⁶ So empfahl der Gründer der Prager Niederlassung, Petrus Canisius, in seinem 1577 erschienenen mariologischen Traktat „Mariale“ die Erweiterung des englischen Grußes zum Gebet nachdrücklich empfohlen.⁷⁷ Bereits 1568 war das Ave Maria durch Papst Pius V. im römischen Brevier festgeschrieben worden, und nach dem Sieg der katholischen Truppen über die Türken bei Lepanto wurde das Rosenkranzfest als Zeichen der Dankbarkeit eingeführt.⁷⁸ Auch auf der Diözesansynode 1605 in Prag war die Bedeutung des abendlichen Rosenkranzgebetes, mit dem an das abendliche Erscheinen des Erzengels Gabriel erinnert werden sollte, ausdrücklich bekräftigt worden.⁷⁹ Gerade im konfessionell gemischten Böhmen muss dieser Neubelebung der Marienfrömmigkeit, in deren Zusammenhang die Stiftung des Verkündigungsbildes steht, eindeutig eine konfessionsbildende Funktion für den Katholizismus zugesprochen werden.⁸⁰

⁷⁵ Zur Frömmigkeit im nachtridentinischen Katholizismus siehe Bireley, Robert: Neue Orden, Katholische Reform und Konfessionalisierung. In: Reinhard/Schilling (Hgg.): Die katholische Konfessionalisierung 145-157 (vgl. Anm. 1). – Ganzer, Klaus: Das Konzil von Trient und die theologische Dimension der katholischen Konfessionalisierung. In: Ebenda 50 f. – Venard, Marc: Volksfrömmigkeit und Konfessionalisierung. In: Ebenda 258-270. – Jürgensmeier, Friedhelm: „Multa ad pietatem composita“ – Bestand und Wandel. Katholische Frömmigkeit zwischen 1555 und 1648. In: Schilling/Bussmann (Hgg.): 1648. Textbd. 1, 237-243 (vgl. Anm. 5). – Baumgarten, Jens: Sprache-macht-Bilder oder Bildmacht-Sprache? Die jesuitische Theologie der „visibilitas“ zwischen ästhetischer Individualisierung und politischer Disziplinierung. In: Deventer, Jörg/Rau, Susanne/Conrad, Anne (Hgg.): Zeitenwenden. Herrschaft, Selbstbehauptung und Integration zwischen Reformation und Liberalismus. Münster, Hamburg, London 2002, 235-254.

⁷⁶ Vgl. Anm. 72 im vorliegenden Text. – Zur jesuitischen Mission siehe Immenkötter, Herbert: Was der Papst, der gesandt hat, anzielt. Petrus Canisius in Ingolstadt, München, Augsburg und Dillingen. In: Baumstark (Hg.): Rom in Bayern 49-54 (vgl. Anm. 2). – Beissel, Stephan: Geschichte der Verehrung Marias im 16. und 17. Jahrhundert. Freiburg i. Br. 1910, 9-16. – Noch immer hilfreich ist Esser, Thomas: Die Geschichte des Englischen Grußes. In: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 5 (1884) 88-116.

⁷⁷ Beissel: Geschichte der Verehrung Marias 8 (vgl. Anm. 76). – Haub, Rita: [Katalogeintrag Petrus Canisius: Marientraktat, „Mariale“]. In: Baumstark (Hg.): Rom in Bayern 525 f. (vgl. Anm. 2). – Ein posthumes Porträt Canisius' vom Anfang des 17. Jahrhunderts weist diesen deutlich als Verteidiger der Marienverehrung aus, die im nachtridentinischen Katholizismus nicht unumstritten war. Abgebildet in: Baumstark (Hg.): Rom in Bayern 521 (vgl. Anm. 2).

⁷⁸ Ritz, Gisliind: Der Rosenkranz. In: 500 Jahre Rosenkranz. Ausstellungskatalog Erzbischöfliches Diözesanmuseum Köln. Köln 1975, 51-101, hier 54-56.

⁷⁹ Zu diesem abendlichen Rosenkranzgebet, das auch den Namen „Engel des Herrn“ bekam, wurde mit dem Angelus-Läuten aufgerufen, vgl. Beissel: Geschichte der Verehrung Marias 31-35 (vgl. Anm. 76).

⁸⁰ Zeeden: Konfessionsbildung 100-110 (vgl. Anm. 40). – Diese Funktion erkannten auch die Protestanten und nutzten sie für polemische Angriffe. So wurde auf einem nach dem

Als Altarbild im jesuitischen Kirchenraum stellte das von Barvitijs gestiftete Gemälde ein Angebot zur Bildmeditation dar, wie sie Ignatius von Loyola in seinen Exerzitien für die Ordensangehörigen vorgeschrieben und für die Gläubigen empfohlen hatte.⁸¹ Die Vorstellung eines vertrauten Bildes sollte den Gläubigen helfen, sich in ihr Gebet zu vertiefen, wozu besonders die in der Abgeschiedenheit von Seitenkapellen aufgestellten großen Altarbilder geeignet erschienen. In der künstlerischen Umsetzung durch Hans von Aachen folgte das Gemälde den nachtridentinischen Bildvorstellungen, wie sie Kardinal Gabriele Paleotti in seinem Traktat „Discorso intorno alle imagini“, formuliert hatte.⁸² Wie Ignatius hatte auch Paleotti die Funktion des Bildes im katholischen Kirchenraum vor allem unter dem Aspekt der Erinnerung der Gläubigen an die biblischen und Martyriengeschichten gesehen. Seiner Überzeugung nach hatten Bilder die Fähigkeit, komplexe Glaubensinhalte, die aus Büchern mit großem Zeitaufwand zusammengetragen werden müssten, der Gemeinde in konzentrierter Form vorzuführen. Dazu sei es aber unumgänglich, alle weltlichen Dinge aus ihnen herauszuhalten.⁸³ Die Jesuiten als Hausherrn der Salvatorkirche, in der das Gemälde aufgestellt werden sollte, waren angehalten, auf diese Forderung der Konzilsdekrete streng zu achten.⁸⁴ Während bei früheren Verkündigungsdarstellungen die Szene meist in einer häuslichen Umgebung stattfand, hat sie Hans von Aachen in einen abgedunkelten Raum versetzt, in dem lediglich ein Körbchen mit Nähutensilien am unteren linken Bildrand darauf hinweist, wo Maria die Heimsuchung des Engels erlebte.⁸⁵ Als Vorstufen für diese Bildidee können ein Gemälde Peter Candids von 1587⁸⁶ und eine Verkündigungsdarstellung Hans' von Aachen selbst von circa 1605⁸⁷ angesehen werden (Abb. 11 und 12). In der Bildlösung Candids ist das Interieur zu einem kleinen Ausblick reduziert, während Maria vor dunklem Hintergrund an einem altarartigen Pult kniet. Bei der Verkündigung Hans' von Aachen findet die Szene bereits vor einem völlig dunklen Hintergrund statt, ein Effekt, der schließlich im Prager Bild von 1613 durch eine dramatische Beleuchtung der Figuren noch gesteigert wurde.⁸⁸ Auch durch die Zen-

Ständeaufstand erschienenen Flugblatt Kardinal Melchior Khlesl an einem Kreuz aufgehängt dargestellt. Als Attribut hält er in den Händen einen Rosenkranz. Abgebildet in: *Bahlcke*: Regionalismus und Staatsintegration 413 (vgl. Anm. 65).

⁸¹ *Mühlen*: Imaginibus honos 163 f. (vgl. Anm. 2).

⁸² Dieser Traktat war 1594 als lateinische Ausgabe in Ingolstadt erschienen, vgl. *Schneider*: Bayerisch-römisches Siegeszeichen 173 f. (vgl. Anm. 54). – *Jedin*: Das Tridentinum 331-339 (vgl. Anm. 2).

⁸³ *Schneider*: Bayerisch-römisches Siegeszeichen 173 (vgl. Anm. 82).

⁸⁴ *Mühlen*: Imaginibus honos 162 (vgl. Anm. 2).

⁸⁵ Mit ähnlichen Mitteln arbeiteten jesuitische Missionsprediger, die in schwachbeleuchteten Räumen die Hl. Messe zelebrierten, vgl. *Schneider*: Bayerisch-römisches Siegeszeichen 172 (vgl. Anm. 82).

⁸⁶ München, St. Michael, Öl/Lwd., 320 × 225 cm. – Bereits unmittelbar nach seiner Aufstellung erfuhr dieses Bild eine hohe Verehrung, siehe *Baumstark*, Reinhold: [Katalogeintrag: Verkündigung an Maria]. In: *Ders.* (Hg.): Rom in Bayern 487-489 (vgl. Anm. 2).

⁸⁷ Öl/Lwd., 121 × 87 cm, Bayerische Staatsgemäldesammlung München, Inv.-Nr. 1244. – *DaCosta Kaufmann*: The School of Prague Nr. 171 (vgl. Anm. 70). – *Jacoby*: Hans von Aachen 86 f. (vgl. Anm. 70).

⁸⁸ Dass bei dem Bild nicht an Caravaggio als Inspirationsquelle gedacht werden muss, hat



Abb. 11: Peter Candid, Verkündigung an Maria, 1587 (St. Michael, München).



Abb. 12: Hans von Aachen, Verkündigung an Maria, 1605
(Bayerische Staatsgemäldesammlung, München).

trierung des Lesepultes ist die Bildidee entscheidend weitergeführt worden. Das Pult erscheint auf dem Prager Bild in Form eines Altartisches und erinnert so den Gläubigen nicht nur an die Menschwerdung Christi im Akt der Verkündigung, sondern hält als Parallelhandlung auch seinen Opfertod vor Augen, dessen bei der Hl. Messe am Altar gedacht wird.⁸⁹

Angesichts dieser hier nur skizzierten Eigenschaften, die das Bild zu einem Musterbeispiel nachtridentinischer Altarbildkunst werden lassen, mag es umso mehr verwundern, dass eine Überführung des Gemäldes in den lutherischen Kirchenraum problemlos möglich gewesen sein soll. Das dürfte auch dem Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche, Caspar Wagner, bewusst gewesen sein, der zur Weihe des Altarbildes eine umfangreiche Rechtfertigungspredigt ausarbeitete.⁹⁰ Erst durch den Kommentar erhielt das Gemälde der Verkündigung seine Funktion im lutherischen Kirchenraum und diente zur Erläuterung und Illustration der von der Kanzel verkündeten Worte.⁹¹ In seiner Predigt erklärte Wagner der Gemeinde:

was wir [die Lutheraner] vom Altar vnd Bildern in vnsern Kirchen halten / vnd wie gar wir es nicht mit vnserem Gegentheil den Bapisten halten / so die Heiligen anrufen / vnd jhre Bildnissen nicht nur zur Kirchenzierd / vnd Gedächtniß der Historien haben: Sondern jhnen sonderbahre Krafft vnd Tugend / Wunder vnd grosse Zeichen zu thun / zu eignen vnd zu schreiben.⁹²

Zu Beginn wies Wagner darauf hin, dass die Überführung des Bildes durch Wilhelm Popel von Lobkowitz d. Ä. veranlasst worden war, der das Verkündigungsbild der Kirche der Hl. Dreifaltigkeit „geschenkt vnd verehert“ habe, wofür ihm der Pfarrer die Barmherzigkeit Gottes wünschte.⁹³ Dieser Hinweis ist von besonderem Wert, da er den Blick auf eine der herausragenden Persönlichkeiten der protestantischen Konfessionalisierung in Prag lenkt. Wilhelm von Lobkowitz d. Ä., der zunächst verschiedene Verwaltungsämter in Böhmen sowie die Funktion eines Defensors des Konsistoriums der protestantischen Stände innegehabt hatte, übte nach dem Ständeaufstand, an dem er aktiv beteiligt gewesen war, zunächst das Amt

bereits Joachim Jacoby herausgestellt. Vielmehr sollten die Verbindungen Hans' von Aachen zur zeitgenössischen venezianischen und Bologneser Malerei überprüft werden, was allerdings Gegenstand einer eigenen Studie wäre.

⁸⁹ *Jacoby*: Hans von Aachen 64, 88 (vgl. Anm. 70).

⁹⁰ *Wagner*, Caspar: Das Ave Maria, Geprediget / erkläret / vnd Schrifftmessig außgelegt / Zu Christlicher Einweihung / oder Heiligung des newen Altars / darauff der Engel Gabriel / vnd die heilige hochgelobte Jungfraw Maria / neben andern schönen Biblischen Figuren und Bildern / auff's aller kunstreichest abgemahlet / in der Evangelischen Deutschen Kirchen / zur heiligen Dreyfaltigkeit / der kleinern Stadt Prage. Leipzig 1620, Bl. 3r-3v.

⁹¹ Das entspricht der lutherischen Bildauffassung, wonach das Bild dem Wort untergeordnet wurde und erst durch die Beischrift oder Erklärung seinen Sinn erhielt, vgl. *Hofmann*, Werner: Der Bann der Bilder. In: *Ders.*: Anhaltspunkte. Studien zur Kunst und Kunsttheorie. Frankfurt/M. 1989, 69-78, hier 69-73. – *Cottin*, Jérôme: Das Wort Gottes im Bild. Eine Herausforderung für die protestantische Theologie. Göttingen 2001, 255-257. – In einer anderen zeitgenössischen Predigt der Prager Lutheraner diente ein Gemälde auf ähnliche Weise zur Erklärung der Predigtworte, vgl. *Garth*: Christliche Einweihung 107 (vgl. Anm. 15).

⁹² *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 4r. (vgl. Anm. 90).

⁹³ *Ebenda* Bl. 6r. – Zur Person Wilhelm Popels von Lobkowitz d. Ä. vgl. *Wurzbach*, Constant von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 15. Wien 1866, 335 f.

des Landesdirektors aus, bevor er 1619 von Friedrich V. zum Oberlandhofmeister ernannt wurde.⁹⁴ In dieser Funktion konnte er, wie in der Confoederatio Bohemica festgeschrieben worden war, über das beschlagnahmte Eigentum der Jesuiten verfügen. Bereits vor dem Ständeaufstand hatte er sich energisch für die Lutheraner in Prag engagiert und sowohl die Grundsteinlegung der Lutherischen Pfarrkirche in der Altstadt als auch der Kleinseitner Dreifaltigkeitskirche vollzogen.⁹⁵ Darüber hinaus ist seine Beteiligung am calvinistischen Bildersturm in der St.-Veits-Kathedrale überliefert, bei dem er sich das am Grab Kaiser Rudolfs II. aufgestellte goldene Kruzifix ausgebeten und mitgenommen haben soll.⁹⁶ Durch die Überführung des Verkündigungsbildes aus der jesuitischen Salvatorkirche in die Dreifaltigkeitskirche fügte Lobkowitz d. Ä. nun der Ausstattung dieses Gotteshauses das noch fehlende Altarbild hinzu, da nach dem Tode Herzog Heinrich Julius' zu Braunschweig und Lüneburg der von diesem gestiftete Altar nicht mehr nach Prag geliefert worden war.

Dem Pfarrer Caspar Wagner oblag es, diesen Schritt, für dessen Ergebnis der Begriff Beutekunst kaum übertrieben scheint, zu legitimieren. Doch würdigte Wagner nicht die künstlerischen Qualitäten des Gemäldes, zu denen er nur kurz anmerkte, „dass die Invention sehr gut“ sei.⁹⁷ Vielmehr konzentrierte er sich völlig darauf,

⁹⁴ *Hausenblasová/Šroněk*: Gloria et Miseria 42-57, 60 (vgl. Anm. 64). – *Wurzbach*: Biographisches Lexikon, Bd. 15, 335 (vgl. Anm. 93). – *Khevenhueller*: Annales Ferdinandeí 32 (vgl. Anm. 66).

⁹⁵ *Preis*, Horst: Die Entwicklung der lutherischen Gemeinde in Prag-Altstadt und ihre Salvatorkirche. In: *Schreiber*: Spenderbuch 149-155, hier 150 (vgl. Anm. 13).

⁹⁶ *Khevenhueller*: Annales Ferdinandeí 661 f. (vgl. Anm. 66). – Vincenc Kramář hat vermutet, dass es sich dabei um das so genannte Mailänder Kruzifix Kaiser Rudolfs II. gehandelt haben könnte, vgl. *Kramář*: Zpustošení 47 (vgl. Anm. 71). – Wilhelm von Lobkowitz d. Ä. wurde nach der Schlacht am Weißen Berg zunächst vom kaiserlichen Kommissar Karl von Liechtenstein zusammen mit Humprecht Czernin von Chudenitz sowie den beiden Bürgermeistern der Alt- und Neustadt, Johann Kirchmaier von Reichwitz und Georg Siegler von Choczenitz, sowie dem Ratsherrn Franz Osterstok von Ostfeld in eine Kommission gewählt, deren Aufgabe darin bestand, den Jesuiten ihr Eigentum zurückzuerstatten. Wilhelm von Lobkowitz konnte auf diese Weise vielleicht sogar die Rückführung des Altarbildes in die Kirche St. Salvator veranlasst haben, vgl. *Kroess*: Geschichte der böhmischen Provinz 32 (vgl. Anm. 71). – Als auf Drängen Ferdinands II. den am Aufstand von 1618 Beteiligten der Prozess gemacht wurde, verurteilte man Wilhelm von Lobkowitz schließlich zu lebenslanger Haft auf der Burg Zbítov, vgl. *Wurzbach*: Biographisches Lexikon, Bd. 15, 336 (vgl. Anm. 93). – *Khevenhueller*: Annales Ferdinandeí 1312 (vgl. Anm. 66). – Die Mitschrift seines Verhörs vom 29. März 1621 über die Vorkommnisse in der Landtafelstube am 23. Mai 1618 hat sich in der Bibliothek des Nationalmuseums Prag erhalten. Publiziert in: *Toegel* (Hg.): Documenta Bohemica 293 f. (vgl. Anm. 65). – Zahlreiche Hinweise zu Wilhelm von Lobkowitz bietet auch *Skála ze Zhoře*, Pavel: Historie Česká od defenestrace k Bílé Hoře [Böhmische Geschichte vom Fenstersturz bis zur Schlacht am Weißen Berg]. Hg. v. Josef Janáček. Praha 1984. Er berichtet unter anderem, dass Lobkowitz d. Ä. die Überführung von Teilen eines Altars aus der St.-Veits-Kathedrale in die lutherischen Kirchen veranlasst habe. *Ebenda* 216. Vielleicht liegt dabei eine Verwechslung mit dem hier geschilderten Vorgang der Überführung des Altarbildes aus der Jesuitenkirche vor.

⁹⁷ *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 10v. (vgl. Anm. 90). – Zur Form der Aufstellung gibt Wagner weitere Hinweise. Er sagt, dass außer dem Bild der Verkündigung noch andere „schöne Biblische Figuren und Bilder auff's aller kunstreichest abgemahlet“ zur Altargestaltung

die Darstellung dem lutherischen Bildverständnis entsprechend auszulegen und der Gemeinde zu zeigen, warum das Thema der Verkündigung an Maria in der Dreifaltigkeitskirche seine Berechtigung habe. Grundsätzlich sah Wagner Bilder im Kirchenraum nicht als notwendig an:

Wer demnach die Bilder nicht haben will / der habe sie nicht / ist doch niemand darzu gezwungen / Er verachte aber / oder verdamme auch darumb die nicht / die sie ohne Sünde haben / so wol als andere eusserliche Kirchen-Ceremonien. Vnnd wer der Heiligen Bilder hat / der hab vnd behalte sie in GOTTes Namen / Er verdamme aber auch deßwegen die nicht / die sie nicht haben.⁹⁸

Ihren Besitz stellte er letztlich frei und schloss hierin unmittelbar an die Position Martin Luthers an, der während des Wittenberger Bilderstreites 1522/1525 seine wichtigsten Aussagen über die Funktion von Bildern im Kirchenraum getroffen hatte.⁹⁹ Luther rechnete die Bilder zu den *Adiaphora*, also zu den Dingen, deren Besitz frei gestellt sei. Nicht die Bilder seien zu zerstören, sondern die Gewohnheit, sie anzubeten, denn es sei nicht die Schuld der Bilder, dass viele Gläubige ihre Heilserwartungen mit ihnen verbinden würden.¹⁰⁰

Wagner übernahm diese Gedanken Luthers und sagte, dass es weder gut noch schlecht sei, Bilder in der lutherischen Kirche zu haben:

Es seynd viel Evangelische vnd gut Lutherische Kirchen / darinnen man gar keine Bilder / noch Crucifixe hat / [...] vnd seynd auch viel / darinnen man sie hat / gehet aber darumb keiner Kirchen / an dem wahren Gottesdienst weder ab noch zu.¹⁰¹

Auch die Bibel enthalte Bilder, und es komme lediglich darauf an, „superstition vnd Aberglauben“ zu vermeiden. Dabei stellte sich die Situation, in der sich Caspar Wagner befand, völlig anders dar als die Martin Luthers ein Jahrhundert zuvor. Denn die Prager Lutheraner hatten nicht wie die Wittenberger eine mit Gemälden und Figuren gefüllte Kirche vorgefunden, die sie zu bereinigen gedachten bzw. in der sie

gehörten. Sie sind möglicherweise mit den Gemälden (Abendmahl, Jüngstes Gericht, Kreuzigung, Errichtung der Ehernen Schlange) eines Malers aus dem Umkreis der Werkstatt Hans' von Aachen identisch, die vor kurzem in einem Nebenraum der Kirche St. Maria de Victoria entdeckt wurden und die mit Sicherheit zur früheren lutherischen Ausstattung zu zählen sind. Den Hinweis verdanke ich Eliška Fučíková (Prag). Weiter spricht Wagner davon, dass über dem Gemälde die lateinischen Worte des Ave Maria und unter dem Gemälde ein Zitat aus dem Johannesevangelium (Joh. 1.14,16) in goldenen Buchstaben angebracht war. *Ebenda* 9v.

⁹⁸ *Ebenda* 3r.

⁹⁹ Zentrale Texte stellen die Invokavit-Predigten (1522) und die Predigt „Wider die himmlischen Propheten“ (1525) dar. Auszugsweise zitiert bei *Belting*, Hans: Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst. München 1990, 607 f.

¹⁰⁰ Grundlegend zum lutherischen Bildverständnis *Stirm*, Margarete: Die Bilderfrage in der Reformation. Gütersloh 1977 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 45). – *Belting*: Bild und Kult 510–523 (vgl. Anm. 99). – *Ders.*: Macht und Ohnmacht der Bilder. In: *Blickle*, Peter / *Holenstein*, André / *Schmidt*, Heinrich Richard / *Sladeczek*, Franz-Josef (Hgg.): Macht und Ohnmacht der Bilder. Reformatorischer Bildersturm im Kontext der europäischen Geschichte. München 2002, 11–32 (Historische Zeitschrift. Beihefte. Neue Folge 33). – *Cottin*: Das Wort Gottes 251–299 (vgl. Anm. 91).

¹⁰¹ *Wagner*: Das Ave Maria Bl 3v. (vgl. Anm. 90).

das Beibehalten der Bilder hätten rechtfertigen müssen. Sie hatten sich vielmehr ein zeitgenössisches, den Vorgaben der katholischen Konfessionskultur entsprechendes Altarbild in ihren Kirchenraum geholt und versuchten, diesen Schritt nun zu legitimieren.¹⁰² Stellte sich hier eine grundsätzlich verschiedene Ausgangslage dar, so bildeten dennoch die Ausführungen Martin Luthers die wichtigste Grundlage für die Wagnersche Predigt.

In seiner Bildkritik hatte sich Luther vor allem gegen die hochverehrten Gnadenbilder gewandt, denen man auf unzulässige Weise wundertätige Kräfte zugesprochen habe.¹⁰³ Im pfarrkirchlichen Bereich konnte sich Luther dagegen zu keinem eindeutigen Bilderverbot durchringen. Er schrieb, man möge „ein kruzifix odder ein heiligenbild [...] odder ein Marienbilde [im Kirchenraum] lassen“, stellte jedoch Richtlinien auf, wie man mit diesen Bildern umzugehen und welche Funktion man ihnen zuzubilligen habe.¹⁰⁴ Sie sollten dem Betrachter zum Gedächtnis dienen und Zeugnis vom Evangelium ablegen, keinesfalls aber angebetet werden.¹⁰⁵ Besonders für das Marienbild hatte Luther eine eigene Interpretationsweise.¹⁰⁶ Er sah in der Darstellung der Gottesmutter das Bild eines von Gott begnadeten Menschen, der aus seiner Niedrigkeit herausgehoben worden sei. Ein solches Bild dürfe nicht zur Anbetung Mariens führen, sondern zur Anbetung Gottes.¹⁰⁷ Letztlich müsse man die Darstellung der Gottesmutter wie auch der Heiligen als Historien-

¹⁰² Aus der Zeit um 1600 sind eher Fälle der Übertragung älterer Altarretabel aus aufgelösten Klosterkirchen bzw. die Verteilung überzähliger Retabel aus Stadtkirchen auf andere protestantischen Kirchen bekannt, wie z.B. in Sachsen und der Oberlausitz, vgl. *Mai*, Hartmut: Der Einfluß der Reformation auf Kirchenbau und kirchliche Kunst. In: *Jungbans*, Helmar (Hg.): Das Jahrhundert der Reformation in Sachsen. Berlin 1989, 153-177, hier 168-170. – Diese älteren Marienaltäre, die in den protestantischen Kirchenräumen verblieben waren, wurden zum Teil neu gefasst und mit erläuternden Worten versehen. Als Beispiel sei der Marienaltar in der Zittauer Frauenkirche von 1619 genannt, der eine spätgotische Madonnenfigur enthält, die von Flügelreliefs flankiert wird, auf welchen die Verkündigungsszene dargestellt ist. An der Predella dieses Altars wurde die Ermahnung für die Gläubigen angebracht „Maria honoranda, non adoranda“, vgl. *Wenzel*, Kai/*Winzeler*, Marius: Kunst und Architektur in der Oberlausitz 1526 bis 1635. In: *Bahlcke*, Joachim/*Dudeck*, Volker (Hgg.): Welt - Macht - Geist. Das Haus Habsburg und die Oberlausitz 1526-1635. Zittau, Görlitz 2002, 129-152, hier 134.

¹⁰³ *Stirm*: Die Bilderfrage in der Reformation 69-71 (vgl. Anm. 100). – Eine solche Bildverehrung sollte wenige Jahre nach der Predigt Caspar Wagners in dem als Karmeliterkirche neugeweihten ehemaligen Gotteshaus der Kleinseitner Lutheraner mit der Figur des Prager Jesuskindes etabliert werden.

¹⁰⁴ Zit. nach *ebenda* 70.

¹⁰⁵ Der Reformator verwendete in seinen Predigten wiederholt ältere Heiligenbilder, um an ihrem Beispiel die historischen Irrtümer bzw. nicht der Heiligen Schrift entsprechenden falschen Vorstellungen zu zeigen. *Ebenda* 74-89, 120 f.

¹⁰⁶ Grundlegend zum lutherischen Marienverständnis *Tappolet*, Walter (Hg.): Das Marienlob der Reformatoren. Martin Luther, Johannes Calvin, Huldrych Zwingli, Heinrich Bullinger. Tübingen 1962. – *Düfel*, Hans: Luthers Stellung zur Marienverehrung. Göttingen 1968 (Kirche und Konfession 13). – Siehe auch die Katalogeinträge von *Koepplin*, Dieter in: *Bott*, Gerhard (Hg.): Martin Luther und die Reformation in Deutschland. Ausstellungskatalog Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1983. Frankfurt/M. 1983, 360, 373 f.

¹⁰⁷ *Stirm*: Die Bilderfrage in der Reformation 79 (vgl. Anm. 100). – Dieser Vorstellung folgt Wagner an mehreren Stellen seiner Predigt.

bilder verstehen, mit denen lediglich der Gnade Gottes gedacht werden dürfe. „Wohl halte ich Bilder aus der Schrift und von guten Historien für fast nützlich“, schrieb Luther, weil sie wie der Bibeltext an die göttlichen Heilstaten erinnern könnten.¹⁰⁸ Auch hieran schloss Wagner als lutherischer Dogmatiker an, indem er von „dem Gemälde vnd Historia vom Engelischen Gruß“ sprach.¹⁰⁹

Es scheint, als hätten sich die auf den Konzilsdekreten aufbauenden katholischen und die lutherischen Funktionsvorstellungen für Bilder im Kirchenraum an dieser Stelle weitgehend angenähert. Dagegen sprechen jedoch die in beiden Konfessionen völlig verschiedenen rituellen Vorstellungen, die mit den Bildern verbunden wurden.¹¹⁰ Auf sie konzentrierte sich Wagner im Hauptteil seiner Predigt und trennte dabei die katholischen Riten deutlich vom lutherischen Bekenntnis. Schon das Zeremoniell der Altarweihe schilderte er als grundsätzlich verschieden: „[wir] bedürffen aber darzu keines Weihwassers / oder anderen Bächtistischen Ceremonien, die in diesem fall bey jhnen vblich vnnnd gebräuchlich seyn“.¹¹¹

Im weiteren Verlauf legte Wagner die Bedeutung des „Ave Maria“ im lutherischen Sinne aus und verwarf die katholische Verwendung dieses Grußes als Gebet.¹¹² „Wir sollen vnd wollen aber das Ave Maria darzu nicht missbrauchen / vnd mit Mönchen ein Gebet draus machen / die heilige hochgelobte Mutter Gottes dadurch zu verehren vnd anzuruffen“.¹¹³

Für seine Auslegung gliederte Wagner den Englischen Gruß, wie er im Lukasevangelium überliefert ist, in seine drei Teile auf: in die Proposition („Ave Maria, Gegrüst seystu Holdselige“), die Konfirmation des Grußes („DOMINUS tecum, der Herr ist mit dir“) und schließlich die Deklaration („Benedicta Tu, inter Mulieres: Du bist die gesegnete vnter den Weibern“).¹¹⁴ Die Erweiterung dieses Grußes zum Gebet, die der Jesuit Petrus Canisius empfohlen hatte, lehnte Wagner strikt ab. „Lassen vns demnach kein Gebet machen / da kein Gebet nicht ist: sondern halten das liebe Ave Maria, für einen Gruß des Engels / das es auch ist.“¹¹⁵ Sowohl die von Elisabeth an anderer Stelle des Lukasevangeliums gesprochenen Worte „und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes“ (Lk 1,42), als auch die Bitte „Du heilige Mutter Gottes / bitt für vns arme Sünder / jetzt / vnd in der zeit oder stund vnsers todes“¹¹⁶

¹⁰⁸ Zit. nach *Belting*: Bild und Kult 609 (vgl. Anm. 99).

¹⁰⁹ *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 10r. (vgl. Anm. 90).

¹¹⁰ Vgl. Anm. 2 im vorliegenden Text.

¹¹¹ *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 7r (vgl. Anm. 90). – Auf ähnliche Weise unterschied der Pfarrer der lutherischen Salvatorkirche der Prager Altstadt, Helwig Garth, in seiner Weihpredigt 1613 die Kirchweihe der Lutheraner streng vom katholischen Ritus. *Garth*: Christliche Einweyhung 12 f. (vgl. Anm. 15).

¹¹² Auch das ist eine alte Forderung Luthers, vgl. *Düfel*: Luthers Stellung zur Marienverehrung 142 f. (vgl. Anm. 106).

¹¹³ *Ebenda*.

¹¹⁴ Lk 1,42. – *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 8r. (vgl. Anm. 90). – Hier schließt Wagner direkt an Ausführungen Martin Luthers an, die dieser im Zusammenhang mit seiner Bibelübersetzung getroffen hatte, vgl. *Düfel*: Luthers Stellung zur Marienverehrung 147-155 (vgl. Anm. 106).

¹¹⁵ *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 8v. (vgl. Anm. 90).

¹¹⁶ *Ebenda* Bl. 8r.

trennte er als „nicht schriftmessig“ ab. In seiner weiteren Kritik konzentrierte er sich auf die Gebetspraxis der katholischen Kirche:

[So] sollte es mir desto angenehmer vnd lieber seyn von dem Engelischen Gruß zu lehren vnd zu predigen [...] weil aus dem Munde vnsers Gegentheils nichts mehr vnd öfter gehöret wird / als eben das Ave Maria, vnd wir vns / weiß nicht was für einer Impietet, vnd Vngottseligkeit müssen beschuldigen lassen / wann wir die liebe Jungfraw Maria mit jhnen nicht anbeten / noch Gott gebührende Ehr erzeigen wollte. [...] Im Bapstumb wird ein großer Excess hierinn begangen [denn es wird] aus dem Gruß des Engels / ein Gebet für die Menschen / zu der H. Jungfraw Maria gemacht / daß sie Abends vnd Morgens bey dem Glockenklinge [...] Sprechen sollen / mit versprechung Bäpstischer Indulgenz vnd Ablaß auff 20. Tage / wo man solches frue vnd spat fleißig thun werde.¹¹⁷

Damit reagierte Wagner nicht nur unmittelbar auf die oben erwähnten Empfehlungen der Prager Diözesansynode von 1605, das abendliche Angelusgebet zu pflegen, sondern schloss gleich eine allgemeine Kritik am katholischen Rosenkranzgebet mit ein, „das ist fünff Pater noster zu sprechen / vnd zwischen einem jeden zehen Ave Maria“.¹¹⁸ Aufschlussreich für das Verständnis konfessioneller Abgrenzungsstrategien ist dabei, dass er die katholische Kirche als „vnsere Gegentheile“ bezeichnete.

Die Predigt Wagners spiegelt die Einstellung der lutherischen Konfession zu den Bildern und ihrer Funktion im Kirchenraum deutlich wider. Gerade um 1600 hatte die Haltung der Lutheraner in dieser Frage nochmals konkrete Gestalt angenommen. Um die konfessionelle Abgrenzung gegenüber den Calvinisten und Kryptocalvinisten strikter ziehen zu können, geriet in dieser Zeit die lutherische Bilderfreundlichkeit fast zu einem Bekenntnis.¹¹⁹ Die Antwort auf die Überführung des Verkündigungsbildes in die Dreifaltigkeitskirche kam dementsprechend auch nicht von Seiten der in Prag verbliebenen Katholiken, sondern von den Calvinisten, die in der Woche nach der Kleinseitner Bildweihe mit einem von Friedrich V. legitimierten Bildersturm die Kathedrale St. Veit „bereinigten“.¹²⁰ Der königliche Hofprediger Abraham Scultetus rechtfertigte die Tat in einer Predigt am vierten Adventssonntag

¹¹⁷ *Ebenda* Bl. 7v., 13r.

¹¹⁸ *Ebenda* Bl. 13r.

¹¹⁹ *Mai*: Der Einfluß der Reformation 154 (vgl. Anm. 102).

¹²⁰ *Ledvinka/Pešek*: Praha 325 (vgl. Anm. 7). – *Hausenblasová/Šroněk*: Gloria et Miseria 61 (vgl. Anm. 64). – Grundlegend zur Verwüstung des Domes *Kramář*: Zpustošení 29-138 (vgl. Anm. 71), wo unter anderem der hochinteressante Bericht des Bauschreibers und Lutheraners Julius Hübel über den Bildersturm wiedergegeben wird. – Eine Antwort auf den calvinistischen Bildersturm in Prag mit einer umfangreichen Widerlegung der vorgebrachten Argumente kam aus Wittenberg, siehe *Baldwin*, Friedrich: Gründlicher Gegenbericht auf Abr. Sculteti vermeinten schriftmässigen Bericht von Götzenbildern. Sampt einem Bedencken von den Bildern, Herrn D. Lutheri. Wittenberg 1620. – Sergiusz Michalski hat den Prager Bildersturm von 1619 als dritten in einer Reihe von „Hofkirchenstürmereien“ ausgemacht, dem die Säuberung des Berliner Doms 1615 und der Güstrower Schlosskapelle 1618 vorausgingen und die alle auf Anregung des Heidelberger Theologen Abraham Scultetus stattfanden. *Michalski*, Sergiusz: Das Phänomen Bildersturm. Versuch einer Übersicht. In: *Scribner*, Bob/Warneke, Martin (Hgg.): Bilder und Bildersturm im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Wiesbaden 1990, 69-124, hier 113 f. (Wolfenbütteler Forschungen 46).

1619 (12./22. Dezember), in der er auf das calvinistische Bildverständnis verwies und den Missbrauch der Bilder durch die Katholiken wie auch durch die Lutheraner scharf verurteilte:

Darumb haben die jenigen vbel gethan / welche im Bapstthumb [...] das Gebot von den Bildern auß den zehen Geboten aufgemustert haben. Daher eine solche Blindheit entstanden / daß noch heutiges tages viel / auch wol vnter den Evangelischen in dem Wahn stecken / es sey doch ein fein Ding vmb die Götzen / man könne Gott dadurch ehren / sich dabey viel guter Historien erjnnern / vnd zugleich die Kirchen damit schmücken vnd zieren.¹²¹

Vielleicht hatte Scultetus hier unmittelbar an die Kleinseitner Lutheraner gedacht. Die nahezu zeitgleichen Vorgänge der Überführung eines katholischen Altarbildes in eine lutherische Pfarrkirche, der Neuweihe des Bildes und des calvinistischen Bildersturms in St. Veit spiegeln nicht nur die gegensätzlichen Bildauffassungen in den Konfessionskulturen der beiden protestantischen Lager wider, sondern auch die unterschiedlichen Taktiken der konfessionellen Abgrenzung und Definition.¹²²

Die Predigt Caspar Wagners ist in ihrer engen Anlehnung an frühreformatorische Vorstellungen als herausragende Quelle anzusehen, nicht nur für die Lutherrezeption in Böhmen, sondern auch für das lutherische Bildverständnis 100 Jahre nach der Reformation. Charakteristisch für die angespannte Situation am Vorabend des Krieges ist dabei, dass sowohl die lutherische Weihpredigt als auch die calvinistische Bilderstumpredigt schnell in Druck gegeben wurden. Noch bevor der Dreißigjährige Krieg sich in ersten militärischen Auseinandersetzungen äußerte, war zwischen den konfessionellen Parteien in Böhmen wie auch im Reich ein medialer Feldzug ausgebrochen, den man über unzählige Flugschriften austrug.¹²³

Für die Kunstgeschichte bietet der Predigttext Caspar Wagners schließlich noch einen wertvollen Hinweis auf die ursprüngliche Gestalt des Altarbildes Hans' von Aachen. Wagner schildert, dass er, als er das Bild zum ersten Mal sah, sich gewundert habe,

was der Maler / oder aber sein Angeber / müssen für Gedancken gehabt haben / da vber dem Englischen Gruß / Creator Mundi, Gott der Schöpfer abgemahlet / mit der Weltkugel / vnd dreyen Engelsköpfen / sitzend vnd das Häupt sampt dreyen Fingern an der rechten Hand auff- vnd empor hebend [...].¹²⁴

¹²¹ *Scultetus*, Abraham: Kurtzer Aber schriftmässiger Bericht von den Götzenbildern. An die Christliche Gemein zu Prag als aus königlicher Mayestät gnädigstem Befelch die Schloßkirche von allem Götzenwerck gesäubert worden. Prag 1620, Bl. 3v.

¹²² Der sächsische Gesandte am Prager Hof berichtete nach Dresden, dass die Drucklegung der Predigt Caspar Wagners vom Konsistorium verboten worden war, wohl um den Konflikt zwischen den Lutheranern und dem calvinistischen Hof zu entschärfen. Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Geheimes Archiv, Loc. 9173/2, 20. Buch Unruhe in Böhmen betr., Bl. 345r-v. Die Predigt wurde schließlich bei Friedrich Lanckisch in Leipzig gedruckt.

¹²³ *Harms*, Wolfgang: Das illustrierte Flugblatt als meinungsbildendes Medium in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In: *Schilling/Bussmann* (Hgg.): 1648. Textbd. 2, 323-327, mit weiterführenden Literaturangaben (vgl. Anm. 5).

¹²⁴ *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 10v. (vgl. Anm. 90). Hervorzuheben ist, wie Wagner die Entstehungsumstände dieses Bildes, die er nicht kannte, einschätzt, wobei er sich wundert, was der Maler oder sein „Angeber“ sich bei dieser Bildkomposition gedacht hätten.

Während die Engelsfiguren in der Gloriole der Taube heute noch zu sehen sind, ist die Figur Gottvaters vermutlich durch Beschneidung der Leinwand verloren gegangen.¹²⁵ Kompositorisch schloss Hans von Aachen an seine Umsetzung des Themas der Verkündigung von 1605 an, wo über der Hauptszene die Figur Gottvaters erscheint, allerdings ohne die von Wagner für das Prager Bild beschriebene Weltkugel in der Hand.¹²⁶

Bliebe abschließend noch die Frage, inwieweit Caspar Wagner und auch die Mitglieder der Dreifaltigkeitsgemeinde sich über die Herkunft und die ursprünglichen Stiftungszusammenhänge des Altarbildes im Klaren waren. Der Predigttext gibt darauf keine genaue Antwort, doch lässt er vermuten, dass Wagner sehr wohl wusste, woher das Bild stammte. An einer Stelle seiner Predigt, die als polemischer Dialog angelegt ist, sagte er:

Bey diesem Altar ist das abgöttisch Meßopfer verrichtet worden: Ergo so kan vnnd sol man jhn gantz vnd gar nicht haben. Nein / als lest sichs ja nicht schließen. Denn was gehet vns die Bäpstische Meß an?¹²⁷

Auch wenn Wagner nicht bewusst den früheren Standort des Bildes ansprach und natürlich auch die Stiftung durch Johannes Barvitiuss nicht erwähnte, sondern das Bild als Geschenk Wilhelms von Lobkowitz d. Ä. bezeichnete, so scheint ihm der ursprüngliche Kontext des Bildes bekannt gewesen zu sein, was schließlich auch die ausführliche Rechtfertigungspredigt notwendig werden ließ. Die inhaltlich auf die katholische Gebetspraxis ausgerichtete Predigt konzentrierte sich auf die kultische Funktion, die das Bild 1613 bis 1619 als Marienaltar der jesuitischen Hauptkirche besessen hatte. Durch seine Worte führte Wagner das Gemälde der „Verkündigung an Maria“ als Exempel der in seinen Augen abwegigen katholischen Lehre vor und erläuterte der Gemeinde, wie im lutherischen Bekenntnis mit einem solchen Bild umzugehen sei.

Die Schlacht am Weißen Berg im November 1620 beendete die Zeit der protestantischen Herrschaft in Böhmen. Unmittelbar nach dem Einmarsch der kaiserlichen Truppen in die Stadt wurde den Jesuiten ihr konfisziertes Eigentum wieder zurückgegeben.¹²⁸ Nicht genau zu klären ist, wann das Altarbild der „Verkündigung an Maria“ wieder in die Salvatorkirche zurückgekehrt ist, wo es schließlich bis zum späten 18. Jahrhundert verblieb.¹²⁹ Man kann aber davon ausgehen, dass die Rück-

¹²⁵ Bereits Jacoby vermutete, dass das Gemälde am oberen Rand beschnitten sei, was sich durch den neu entdeckten Hinweis in der Predigt nun erhärten lässt. *Jacoby*: Hans von Aachen 88 (vgl. Anm. 70). – Die Unterlagen der jüngsten Restaurierung enthalten dazu leider keine Angaben. Für diese Auskunft danke ich Anna Třeštková von der Nationalgalerie Prag.

¹²⁶ *Jacoby*: Hans von Aachen 86 f. (vgl. Anm. 70).

¹²⁷ *Wagner*: Das Ave Maria Bl. 18r. (vgl. Anm. 90).

¹²⁸ Zu diesem Zweck hatte Ferdinand II. bereits im Oktober 1620 dem Truppenführer Graf Buquoy die Anweisung gegeben, den Rektor des Prager Jesuitenkollegs bei der Rückgabe des Vermögens des Kollegs zu unterstützen, vgl. *Toegel* (Hg.): *Documenta Bohemica* 256 (vgl. Anm. 65).

¹²⁹ *Neumann*: *Aachenovo Zvěstování* 119 (vgl. Anm. 69).

führung wenige Jahre, vielleicht sogar schon wenige Monate nach der Schlacht am Weißen Berg erfolgt sein muss.¹³⁰

Fazit

Der vorliegende Text hatte sich zum Ziel gesetzt, Ideen für eine veränderte Sichtweise auf die Funktionen von Sakralarchitektur und Malerei im Prozess der Konfessionalisierung am Beispiel der Stadt Prag zu entwickeln. Dabei ist gezeigt worden, dass eine Erforschung des böhmischen wie auch des gesamten mitteleuropäischen Kirchenbaus um 1600 sich nicht mehr auf die Suche nach Architektenpersönlichkeiten und möglichen Vorbildbauten beschränken sollte, sondern die Fragestellungen dahingehend erweitert werden müssen, ob und wie religionspolitische Absichten und Motive der Bauherren als architekturbeeinflussende Faktoren zu berücksichtigen sind. Die Vorstellungen der Bauherren lenkten die Planungen in bestimmte, andere Kirchenbauten rezipierende Richtungen. Dass es dabei in Fragen der Gestaltung bei den verschiedenen Konfessionsparteien zu identischen Lösungen kommen könnte, ist nur ein Aspekt dieses Phänomens, da man die Gemeinsamkeiten durch begleitende Argumentationen, wie sie in Predigten vorgetragen wurden, wieder aufhob und die zunächst ähnlichen Mittel dadurch einer strengen Abgrenzung diente. Das betrifft sowohl die Sakralarchitektur als auch die Kirchenausstattungen. Die Überführung des Altarbildes der „Verkündigung an Maria“ von Hans von Aachen stellt sicher einen Sonderfall dar. Sie zeigt aber, dass es grundsätzlich möglich war, ein zeitgenössisches katholisches Altarbild, in dem sich die Bildvorstellungen der tridentinischen Konzilsdekrete widerspiegeln, im lutherischen Kirchenraum aufzustellen, sofern eine Predigt diesen Vorgang vor der Gemeinde legitimierte. Oder anders gesagt: eine Annäherung an das *Decorum* des katholischen Kirchenraums war möglich, sofern die konfessionelle Standortbestimmung nicht auf sich warten ließ. Vermutlich gehören diese Phänomene einem Prozess der Grenzziehung an, durch den sich, wie Heinz Schilling festgestellt hat, die protestantische und die katholische Konfessionskultur in den Idiomen ihrer Sakralarchitektur und Ausstattung nach dem Dreißigjährigen Krieg schärfer voneinander trennen sollten.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: *Hegemann*, Hans W.: Die deutsche Barockbaukunst Böhmens. München 1943, 58.

Abb. 2: *Ebenda* 59.

Abb. 3: *Zimmer*, Jürgen: Iosephus Heinzius architectus cum antiquis comparandus. Příspěvek k poznání rudolfinské architektury mezi lety 1590-1612 [Ein Beitrag zur Erforschung der rudolfinischen Architektur in den Jahren 1590-1612]. In: *Umění* 17 (1969) 227.

¹³⁰ Kroess nimmt an, dass bereits bei der Neuweihe der jesuitischen Salvatorkirche am ersten Adventssonntag 1621 die Altarbilder „Mariä Verkündigung“ und „Geburt Christi“ wieder an ihrem früheren Platz waren. *Kroess*: Geschichte der böhmischen Provinz 33 (vgl. Anm. 71). – Hausenblasová und Šroněk versetzen die Rückgabe der Bilder allerdings in das Jahr 1627. *Hausenblasová/Šroněk*: Gloria et Miseria 188 (vgl. Anm. 64). In beiden Fällen fehlen nähere Quellenangaben.

- Abb. 4: *Hausenblasová, Jaroslava/Šroněk, Michal*: Urbs Aurea. Praha císaře Rudolfa II. [Das Prag Kaiser Rudolfs II.]. Praha 1997, 99.
- Abb. 5: *Zimmer, Jürgen*: Iosephus Heinzius architectus cum antiquis comparandus 231 (vgl. Abb. 3).
- Abb. 6: *Terhalle, Johannes*: ... ha della Grandezza de padri Gesuiti. Die Architektur der Jesuiten um 1600 und St. Michael in München. In: *Baumstark, Reinhold* (Hg.): Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten. Ausstellungskatalog Bayerisches Nationalmuseum München 1997. München 1997, 111.
- Abb. 7: *Merten, Klaus*: Drei Risse der Wallfahrtskirche in Altbunzlau von Nikodemus Tessin d. J. im Nationalmuseum in Stockholm. In: *Konsthistorisk Tidskrift* 38 (1969) 48.
- Abb. 8: *Lietzmann, Hilda*: Die Kölner Klosterkirchen der Unbeschuhten Karmeliten „im Dau“ und „St. Maria vom Frieden“. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 35 (1972) 204.
- Abb. 9: *Vlček, Pavel/Havlová, Ester*: Praha 1610-1700. Kapitoly o architektuře raného baroka [Prag 1610-1700. Kapitel zur Architektur des Frühbarocks]. Praha 1998, 20.
- Abb. 10: Prag um 1600. Kunst und Kultur am Hofe Kaiser Rudolf II. Ausstellungskatalog Kulturstiftung Ruhr Essen 1988. Bd. 1. Freren 1988, Farbtafel 18.
- Abb. 11: *Baumstark* (Hg.): Rom in Bayern 489 (vgl. Abb. 6).
- Abb. 12: *Jacoby, Joachim*: Hans von Aachen 1552-1615. München, Berlin 2000, Farbtafel 24 (Monographien zur deutschen Barockmalerei).

DIE JUDEN IN DER BÖHMISCHEN LITERATUR DES 16. BIS 18. JAHRHUNDERTS

Bereits seit geraumer Zeit befasst sich die Forschung mit dem Bild der Juden und des Judentums in literarischen Werken. Deutsche Literaturwissenschaftler, die zum Teil jüdischen Forschern aus dem Umfeld der „Wissenschaft vom Judentum“ nahe standen, waren unter den Ersten, die sich mit dem Verhältnis der älteren deutschen Literatur zu den Juden beschäftigten. Die Erforschung der Beziehung zwischen christlicher Mehrheit und jüdischer Minderheit gehörte und gehört auch weiterhin zu den schwierigen und sensiblen historischen Themen. Die heute schon als klassisch zu bezeichnenden Arbeiten von Ludwig Geiger, Oskar Frankl, Georg Liebe und anderen tragen den Stempel ihrer Entstehungszeit am Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts.¹ So bemühte sich beispielsweise Ludwig Geiger, ein Verteidiger der jüdischen Assimilation, in seinen Studien die lange Tradition der jüdisch-christlichen Symbiose auf literarischem Gebiet nachzuweisen.²

Angesichts der Shoa erhielt die Geschichte der Juden und insbesondere das Verhältnis der christlichen Gesellschaft zu dieser in der modernen Forschung eine völlig neue Dimension. Es entstanden selbstständige, auf die Erforschung des Antisemitismus ausgerichtete Institutionen – wie z.B. das Institut für deutsche Geschichte in Tel Aviv oder das Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin. Größere Aufmerksamkeit wurde darüber hinaus dem Studium antijüdischer Werke insbesondere aus der Reformationszeit zuteil, da diese eine Quelle für den Antisemitismus des 19. Jahrhunderts bildeten und auch die Vorläufer der nationalsozialistischen Demagogen inspirierten. Die Grenzen dieser Forschungen zeigte Heiko A. Obermann im Jahre 1981 in seiner Arbeit „Wurzeln des Antisemitismus“ auf, in der er eine ganze Reihe von Mythen über die Einstellungen Martin Luthers, Erasmus' von Rotterdam und Johannes Reuchlins zu den Juden widerlegte und zugleich den historischen Kontext ihres Denkens betonte.³

¹ Geiger, Ludwig: Die Deutsche Literatur und die Juden. Berlin 1910. – Frankl, Oskar: Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Mährisch-Ostrau 1905. – Liebe, Georg: Das Judentum in der deutschen Vergangenheit. 2. Auflage, Jena 1924.

² Die Interpretation der jüdischen Frage in den Arbeiten von Heinrich Graetz, Ludwig Geiger und Guido Kisch fasst Schoeps zusammen. Schoeps, Julius H.: Der Reuchlin-Pfefferkorn-Streit in der jüdischen Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Herzog, Arno/Schoeps, Julius H. (Hgg.): Reuchlin und die Juden. Sigmaringen 1993, 202-213.

³ Obermann, Heiko A.: Wurzeln des Antisemitismus. Christenangst und Judenplage im Zeitalter von Humanismus und Reformation. Berlin 1981. – Obermanns Schlussfolgerungen fanden Zustimmung in dem Sammelband Kremers, Heinz/Siegele-Wenschkewitz, Leonore/Klappert, Bertold (Hgg.): Die Juden und Martin Luther – Martin Luther und die Juden. Geschichte – Wirkungsgeschichte – Herausforderung. Neukirchen 1985.

Seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat sich zudem das Themenfeld deutlich erweitert. Auch bis dahin weniger erforschte Zeitabschnitte wie das 17. Jahrhundert sowie sporadische Bekundungen des Philosemitismus aus dieser Zeit erfuhr nun verstärkte Aufmerksamkeit.⁴ Berücksichtigung finden ferner auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts sowie die mit der zeitgenössischen Diskussion verbundene Frage der jüdischen Emanzipation.⁵ Nicht zuletzt wurden Handbücher der wichtigsten literarischen Werke zur jüdischen Thematik mit bibliographischen Übersichten verfasst.⁶

Die tschechische Historiographie und Literaturwissenschaft hat dem Bild des Judentums in der tschechischen Literatur dagegen bislang keine ausreichende Aufmerksamkeit zuteil werden lassen. Eine Ausnahme bildet die zweibändige Darstellung Oskar Donaths aus dem Jahre 1930, in der die literarischen Werke von Schriftstellern des 19. Jahrhunderts analysiert werden und die Alexej Mikulášek kürzlich als veraltete Neuausgabe herausbrachte.⁷ Zu nennen sind ferner die Studien von Čeněk Zibrť⁸ und Alexandr Putík⁹ zu einzelnen Aspekten des Themenfeldes sowie die Arbeiten von Bedřich Nosek¹⁰ und Jiří Kuděla.¹¹

⁴ Zur Auswahl sei verwiesen auf *Friedrich*, Martin: Zwischen Abwehr und Bekehrung. Die Stellung der deutschen evangelischen Theologie zum Judentum im 17. Jahrhundert. Tübingen 1988 (Beiträge zur historischen Theologie 72). – *Schoeps*, Hans Joachim: Philosemitismus im Barock. Religions- und geisteswissenschaftliche Untersuchungen. Hildesheim 1998. – *Migoń*, Krzysztof: Recepcja książki orientalistycznej na Śląsku do końca XVIII wieku [Die Rezeption des orientalistischen Buches in Schlesien bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts]. Wrocław, Warszawa, Kraków 1969 (Monografie z dziejów nauki i techniki 62).

⁵ *Och*, Gunnar: Imago judaica: Juden und Judentum im Spiegel der deutschen Literatur 1750-1812. Würzburg 1995. – *Kars*, Gustav: Das Bild des Juden in der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Freiburg 1988 (Hochschulproduktionen Germanistik, Linguistik, Literaturwissenschaft 10). – *Dittmar*, Peter: Christliche Restauration und Antijudaismus. Aspekte der Kunst der deutschen Romantik. In: *Erb*, Rainer (Hg.): Antisemitismus und jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss. Berlin 1987, 329-364. – *Dittmar*, Peter: Die Darstellung der Juden in der populären Kunst zur Zeit der Emanzipation. München, New York 1992.

⁶ *Bunte*, Wolfgang: Juden und Judentum in der mittelniederländischen Literatur (1100-1600). Frankfurt/M. u. a. 1989 (Judentum und Umwelt 24). – *Schreckenberger*, Heinz: Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte und ihr literarisches und historisches Umfeld (13.-20. Jh.). Frankfurt/M. u. a. 1994 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 23, Theologie 497). – *Rengstorf*, Karl Heinrich/*Kortzfleisch*, Siegfried von (Hgg.): Kirche und Synagoge. Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden. Darstellung mit Quellen. München 1988.

⁷ *Donath*, Oskar: Židé a židovství v české literatuře 19. století [Die Juden und das Judentum in der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts]. 2 Bde., Praha 1930. – *Mikulášek*, Alexej: Antisemitismus v české literatuře 19. a 20. století [Der Antisemitismus in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts]. Praha 2000.

⁸ *Zibrť*, Čeněk: Ohlas obřadních písní velikonočních v lidovém podání [Der Wiederhall östlicher Festlieder in der volkstümlichen Tradierung]. Praha 1928, 78-82. – *Ders.*: Staročeské židovské zařikadlo šestinedělky z roku 1603 [Altböhmische jüdische Beschwörungsformel für die Wöchnerin aus dem Jahr 1603]. In: Česko-židovský kalendář 28 (1908) 146-147.

⁹ *Putík*, Alexandr: The Prague Jewish Community in the Late 17th and Early 18th Centuries. In: *Judaica Bohemiae* 35 (1999) 4-170.

¹⁰ *Nosek*, Bedřich/*Sadek*, Vladimír: Georgio Diodato and David Oppenheim. In: *Judaica Bohemiae* 6 (1970) 5-27.

In der vorliegenden Studie wird auf der Grundlage einer detaillierten Analyse böhmischer und mährischer Druckwerke untersucht, wie sich das Interesse am Judentum in der böhmischen Gesellschaft vom 16. bis ungefähr zur Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelte. Der Ausgangspunkt wurde bewusst auf die Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg gelegt. Die Veränderungen, die sich im Denken über das Judentum vollzogen, werden dabei vor allem anhand der Darstellung der alttestamentarischen Geschichte der Juden, hebräistischer Themen, der Entwicklung von Rechtsnormen, der Historiographie, von Gelegenheitsdrucken, Reiseberichten und Reiseführern sowie selbstverständlich auch am Beispiel antijüdischer Polemiken nachvollzogen. Das Ziel dieses Beitrages, in dem aufgrund des beschränkten Platzes nur auf einige grundlegende Charakteristika der böhmischen Druckproduktion eingegangen werden kann, ist es, die Unterschiede herauszuarbeiten, die zwischen der böhmischen Entwicklung und der Entwicklung in den Nachbarländern – vor allem aber in Deutschland – bestanden. Von einem Blick auf Böhmen kann auch die internationale Forschung profitieren, deren Ergebnisse um eine Facette bereichert werden.¹²

Tschechische wie nichttschechische Autoren von Werken zur jüdischen Thematik gingen zunächst einmal von den gleichen Voraussetzungen aus, da die Wahrnehmung der Juden durch die nichtjüdischen Zeitgenossen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts spezifischen ‚Regeln‘ unterlag. Die Stereotype kollektiven Bewusstseins verbanden sich dabei ganz selbstverständlich mit der gelebten kulturellen Tradition und der Alltagsrealität. Das bedeutet, dass ‚der Jude‘ als Angehöriger des ausgewählten biblischen Volkes und zugleich als ein von Gesellschaft und Kirche abgelehnter und minderwertiger Mensch angesehen wurde. Das Bild der Juden in den literarischen Werken war dabei keineswegs ein reales Abbild der Wirklichkeit, und durfte dies auch gar nicht sein. Bei der Ausformung dieses Bildes wirkten literarische Traditionen, religiös-historische Vorstellungen sowie das subjektive Empfinden der christlichen Gemeinschaft mit. Zur Stabilisierung der so entstandenen Vorstellungen trug auch die Abgrenzung gegenüber dieser andersartigen Gruppe von Mitbürgern und religiösen Feinden bei.¹³ Die Verankerung stereotyper

¹¹ Kuděla, Jiří: Zeitgenössische Reaktionen auf die Josephinische Toleranz der Juden in Böhmen und Mähren. Prager und Wiener Diskussion über die Toleranz der Juden zwischen 1781 und 1782. In: *Judaica Bohemiae* 22 (1997) 115-144.

¹² Ausführlich zu dieser Problematik *Veselá-Prudková*, Lenka: *Židé a česká společnost v zrcadle literatury (od středověku k počátkům emancipace)* [Die Juden und die böhmische Gesellschaft im Spiegel der Literatur (vom Mittelalter bis zu den Anfängen der Emanzipation)]. Praha 2003. – Die *Judaica* für diese Studie wurden auf der Grundlage der folgenden beiden tschechischen Bibliographien analysiert *Tobolka*, Zdeněk/*Horák*, František (Hgg.): *Knihopis českých a slovenských tisků od doby nejstarší až do konce XVIII. století* [Beschreibendes Verzeichnis tschechischer und slowakischer Drucke von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts]. 10 Bde., Praha 1925-1967, künftig: *Knihopis*. – Das handschriftliche Material verzeichnet die Bibliografie cizojazyčných bohemikálních tisků 1501-1800 [Bibliographie der fremdsprachigen bohemikalen Drucke aus den Jahren 1501-1800], die von der Bibliothek der Akademie věd ČR [Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik] erstellt wurde (künftig *Ciz. boh.*).

¹³ *Wenzel*, Edith: „Do worden die Judden alle geschant“. Rolle und Funktion der Juden in

Vorurteile und des Aberglaubens über die jüdische Religion und Kultur wurde zu einem dauerhaften Erbe des Mittelalters, das bis weit in die Neuzeit hinein von einem Werk auf das nächste tradiert wurde. Dennoch nahm die Entwicklung in den böhmischen Ländern einen Weg, der sich in vielen Details von dem der Nachbarländer unterschied. Diese Abweichungen, die darauf zurückzuführen sind, dass bestimmte Sujets mit zeitlicher Verspätung übernommen wurden oder einige in den böhmischen Ländern weniger aktuelle Themen ganz außer Acht gelassen wurden, hingen stets mit der eigenständigen historischen Entwicklung der böhmischen Länder zusammen.

Die frühe Neuzeit wurde aus mehreren Gründen als Ausgangspunkt der vorliegenden Studie gewählt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts veränderten sich unter dem Einfluss von Humanismus und Reformation die bis dahin fest verankerten stereotypen mittelalterlichen Vorstellungen vom Judentum. Damit öffnete sich der Raum für ungewöhnliche Betrachtungsweisen und Ansichten, die freilich überwiegend die Bewertung der hebräischen Sprache und die Geschichte des Alten Testaments betrafen und nur in Ausnahmefällen ein humanes Herangehen und eine christliche Toleranz gegenüber den Juden mit sich brachten. Zugleich hatte der Buchdruck bereits einen markanten Einfluss auf die Entwicklung des Verhältnisses der christlichen Gemeinschaft zu den Juden. Natürlich bildete er nicht die einzige Quelle, aus der sich die Auffassungen und Vorstellungen über die Juden in der frühen Neuzeit speisten, hier kamen auch andere Einflüsse zum Tragen wie z.B. Predigten, das Theater und persönliche Kontakte. Es erwies sich jedoch als entscheidend, dass der Buchdruck von seinen Anfängen an ein Medium war, von dem nicht nur starke Einflüsse auf das Denken und die Meinung breiter Leserschichten ausgingen, sondern das selbst von seinen Lesern abhängig war, auf deren Bedürfnisse und Wünsche es eingehen musste. Daher ist die gedruckte Literatur ein geeignetes Material zur Erforschung zeitgenössischer Haltungen, Ansichten und Einstellungen.

Bereits im 15. Jahrhundert war für die böhmischen Länder das Fehlen von eigenständigen Werken einheimischer Provenienz zur Judenfrage typisch. So hatten zum Beispiel schon die hussitischen Reformatoren einigen traditionell antijüdischen Vorurteilen die Schärfe genommen, und nicht einmal die Angehörigen der Orden, allen voran die Dominikaner und Franziskaner, aus deren Reihen die Autoren missionarisch und antijüdisch ausgerichteter Schriften zumeist stammten, fanden im utraquistischen Böhmen günstige Bedingungen für ihr Wirken vor. Das Desinteresse an der Publikation solcher Werke hielt im traditionalistischen böhmischen Milieu auch im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts an, in einer Zeit also, in der die jüdische Problematik in den Nachbarländern erneut in den Vordergrund trat, und zwar bereits unter voller Beteiligung des Buchdrucks. Reuchlins öffentliche Verteidigung der jüdischen Literatur löste eine stürmische Diskussion aus, die rasch die eigentlichen Grenzen der jüdischen Frage sprengte.¹⁴ Ausschlaggebend aber war, dass diese

spätmittelalterlichen Spielen. München 1992 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 14).

¹⁴ Zu Reuchlin vgl. zuletzt Zika, Charles: Reuchlin und die okkulte Tradition der Renaissance. Sigmaringen 1998 (Pforzheimer Reuchlinschriften 6).

Diskussion die hebräische Sprache vom Beigeschmack ‚verbotener Früchte‘ befreite und den Weg für ihr Studium freimachte. Die „hebräische Periode“, wie Manfred Welti den Geist dieser Zeit bezeichnete, wirkte in den deutschen Ländern zumindest bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts.¹⁵ Aufgrund der – im Vergleich zu Deutschland – verspäteten Entfaltung des Buchdrucks in den böhmischen Ländern konnte diese Diskussion in böhmischen Druckwerken keinen Niederschlag finden. Im utraquistischen Böhmen vollzog sich das Vordringen des Luthertums in einem komplizierten Prozess. Daher erreichte auch die zweite Welle von Diskussionen um das Judentum, die im deutschen Buchdruck zu Beginn und während der Reformation in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stattfand, und in der es unter anderem um die Frage der Konvertierung der Juden zur reformierten Kirche sowie um deren rechtliche Stellung in der Gesellschaft ging, das böhmische Milieu nicht. Unter den böhmischen Autoren erwähnte Václav Hájek z Libočan (Wenzel Hájek von Libotschan) im Jahre 1541 in seiner „Kronika česká“ (Böhmische Chronik) den „Talmud-Streit“ als erster, wobei er die ganze Angelegenheit als persönliche Kontroverse zwischen Reuchlin und Pfefferkorn interpretierte.¹⁶

Während der gesamten ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts fanden die hebräischen Studien, die die westliche Welt der Christenheit gerade in dieser Zeit ‚entdeckte‘, in den böhmischen Ländern noch nicht das erforderliche Hinterland. Es ist bezeichnend, dass Francisco Skaryna, ein vorübergehend in Prag wirkender Weißrusse, zu den Ersten gehörte, die die gesellschaftlich festgelegten Grenzen in dieser Hinsicht durchbrachen. Er brachte in den Jahren 1517-1519 in der böhmischen Landesmetropole seine berühmte weißrussische Bibel heraus.¹⁷ Skaryna, der die biblischen Texte zudem selbst übersetzt und in Einleitungen und Anmerkungen mit Kommentaren versehen hatte, knüpfte bei dieser Gelegenheit Kontakte zum jüdischen Milieu in Prag, möglicherweise auch zur dortigen hebräischen Druckerei. Der weißrussische Drucker wandte sich mit linguistischen Fragen an die Prager Juden, wovon in Skarynas Drucken zahlreiche, die aschkenasische Ausdrucksweise der damaligen jüdischen Bewohner Prags bewahrende Hebräismen zeugen.¹⁸ Eine weitergehende Rezeption hebräischen Gedankenguts lässt sich in den Arbeiten böhmischer Druckereien erst ab den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts nachweisen.

In der Produktion böhmischer Drucker spielte die ‚Judenfrage‘ in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts zum ersten Mal eine nennenswerte Rolle. Zu dieser Zeit verband sich die Anschuldigung, die Juden seien mit den Türken ein Bündnis eingegangen, mit wachsenden Ängsten vor einem jüdischen Einfluss auf die Glaubens-

¹⁵ Welti, Manfred: Die europäische Spätrenaissance. Basel 1998, 54.

¹⁶ Dazu Peters, Hans: Jacobus Hoogstraeten gegen Johannes Reuchlin. Ein Beitrag zur Geschichte des Antijudaismus im 16. Jahrhundert. Mainz 1995 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 165).

¹⁷ Faksimilové vydání bible F. Skaryny: Biblija. [Faksimile der Bibel F. Skarynas: Bibel]. 3 Bde., Minsk 1990-1991. – Sokolová, Františka: Francisko Skoryna v díle českých slavistů [Francisko Skoryna in den Werken tschechischer Slawisten]. Praha 1992.

¹⁸ Šupa, Sergej: Hebrajisija elementy u praskich vydannjach F. Skaryny [Hebräische Elemente in den Prager Ausgaben F. Skarynas]. In: Zapisy. Belaruskij instytut navuki i mastactva 21 (1994) 68-75.

lehre der mährischen Sekten der Wiedertäufer und der Christen allgemein. Die Politik Ferdinands I. (1526-1564) gegenüber den Juden gestaltete sich völlig widersprüchlich: Auf der einen Seite bestätigte der Herrscher die Rechte und Privilegien seiner jüdischen Untertanen, auf der anderen Seite ging er wiederholt scharf gegen diese vor. Im Jahre 1541 kam Ferdinand I. der Forderung der Prager nach Ausweisung der Juden aus der Stadt nach, zehn Jahre später erneuerte er die Verfügung, laut der die Juden verpflichtet waren, einen gelben Kreisring an ihrer Kleidung zu tragen. Im Jahre 1557 drohte er den böhmischen Juden schließlich mit erneutem Landesverweis. Als militanter Katholik unternahm Ferdinand I. in Zusammenarbeit mit den Jesuiten den Versuch einer massenhaften Missionierung der Juden.¹⁹

Die Spannungen im Verhältnis zur jüdischen Bevölkerung schlugen sich auch in den gedruckten Schriften der Zeit nieder. Im Jahre 1528 gab der Pilsener Drucker Jan Pekk die erste antijüdische Schrift in den böhmischen Ländern heraus: „List rabi Samuele k rabi Izákovi“ (Das Schreiben Rabbi Samuels an Rabbi Isaak), das zu einer Reihe von Schriften gehörte, die eine lange, bis in das 14. Jahrhundert zurückreichende Geschichte hatte.²⁰ Das Samuel-Schreiben, dessen Verfasser der Dominikanermönch Alfonsus Bonihominis war, wandte sich formal an die Juden, faktisch jedoch war es für christliche Leser bestimmt. Diesen ‚falschen Lesern‘ sollten solche und ähnliche Werke Argumente für einen Dialog über religiöse Fragen mit den Juden bieten, zugleich sollten sie die Christen in ihrem eigenen Glauben bestärken. Letztlich lasen vor allem Christen diese Polemiken, während an den Argumenten der jüdischen Seite lediglich die Juden selbst interessiert waren. Wenngleich das „Schreiben Rabbi Samuels“ in den böhmischen Ländern bereits seit dem Mittelalter bekannt war, hatte sich der Pilsener Drucker von deutschen Editionen inspirieren lassen. Doch unterschieden sich die zahlreichen böhmischen Ausgaben des „Briefes“ von den außerhalb des Landes publizierten dadurch, dass die Herausgeber im Vorwort stets den Vorwurf erhoben, die Juden würden vor den Christen Texte verbergen, die bewiesen, dass Jesus tatsächlich der Messias war. Die häufige Wiederholung dieses Topos auch in anderen böhmischen Drucken aus dem 16. Jahrhundert lässt darauf schließen, dass diese Fiktion den Vorstellungen des neuzeitlichen böhmischen Lesers sehr nahe stand.

Im Jahre 1537 gab der Hofprediger Ferdinands I. und spätere Wiener Bischof, Johannes Faber aus Leutkirch, eine Sammlung seiner Predigten gegen Andersgläubige im Druck heraus. Diese gedruckte Form der Predigten, die er ein Jahr zuvor in der Prager Metropolitankirche gehalten hatte, erschien zeitgleich in Prag, Augs-

¹⁹ Pěkný, Tomáš: *Historie Židů v Čechách a na Moravě* [Geschichte der Juden in Böhmen und Mähren]. Praha 1993. – Seibt, Ferdinand (Hg.): *Die Juden in den böhmischen Ländern. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 27.-29. November 1981*. München, Wien 1983 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 11).

²⁰ Maier, Samuel ben: *List rabi Samuele k rabi Izákovi* [Schreiben Rabbi Samuels an Rabbi Isaak]. (Jan Pekk) Plzeň 1528 (Knihopis Nr. 15.206-15.213). – Limor, Ora: *The Epistle of Rabbi Samuel of Morocco: A Best-Seller in the World of Polemics*. In: *Contra Iudaeos. Ancient and Medieval Polemics between Christians and Jews*. Tübingen 1996, 177-194. (Texts and studies in medieval and early modern Judaism 10).

List Rabbi Samuele k Rabbi Izákovi poslan
 Zie Geziš Nazaretský pravým Misyassim a spasytelm gšt
 protož nomagų jidce na žádného gubeho očekawat.

Pronesenie velmi skryteho tajemství žydow
 šeho štrce žyda Teodozija / o Krystu Gziššy
 že by synem Božím byl.



Sanguis eius supra nos et super filios nostros Mathai xxvij.

Abb. 1: Unterredung zwischen Rabbi Isaak und Rabbi Samuel in der Synagoge. Quelle: Maier, Samuel ben: List rabbi Samuele k rabbi Izákovi [Schreiben Rabbi Samuels an Rabbi Isaak]. (Jan Pekk) Plzeň 1528.

burg und Wien.²¹ Diese parallele Veröffentlichung hatte eindeutig einen ideologischen Untertext: In den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts kulminierten die Ängste des habsburgischen Hofes vor dem Einfluss von Häretikern und Andersgläubigen. Während in Deutschland bereits die Reformation wirkungsmächtig ihr Haupt erhob, war Österreich die nur kurz zurückliegende Belagerung Wiens durch osmanische Heere noch in lebendiger Erinnerung. Außerdem hatte in unmittelbarer Nähe, in Mähren, die Sekte der Wiedertäufer regen Zulauf, und die Angehörigen der so genannten Sabbater, die ein Ableger der Wiedertäufer waren, übernahmen einige Gewohnheiten des jüdischen Ritus sowie Elemente der jüdischen Glaubenslehre. Die Angst vor dem Anwachsen judaisierter Sekten bildete während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Anlass für alle antijüdischen Maßnahmen des Staates.²²

Selbst Martin Luther agierte in den dreißiger Jahren gegen die mährischen Sabbater und es ist kein Zufall, dass er sich in eben dieser Zeit intensiv mit der Frage des Bündnisses zwischen Juden und Türken im gesamteuropäischen Maßstab auseinandersetzte. Die Hysterie, die der Veröffentlichung von Luthers Auffassungen folgte, begünstigte 1541-1542 die Bemühungen der böhmischen Stände, die Juden aus Böhmen zu vertreiben. Als ökonomische Argumente in den Verhandlungen über diese Forderung nicht mehr ausreichten, verbreitete sich in Prag in Windeseile das Gerücht von der angeblichen Spionagetätigkeit der Juden zu Gunsten der feindlichen Türken – daraufhin erschien die Vertreibung der Juden sogleich viel denkbarer. Der Topos von einem Bündnis zwischen Juden und Türken findet sich bereits in der mittelalterlichen Literatur. Beide Völker, deren religiöse Gewohnheiten in den Vorstellungen der Christen häufig miteinander verschmolzen, verkörperten einen gemeinsamen Feind, dem unterstellt wurde, er wirke von außen und treibe zugleich im Inneren der Gesellschaft sein Unwesen. Die nicht allzu erfolgreichen Kämpfe an den Landesgrenzen trugen zu einem Gefühl der Bedrohung der ganzen Gesellschaft bei; von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt zur Beschuldigung jener ‚Feinde‘, die in der unmittelbaren Umgebung lebten. Ohne Zweifel spielten bei diesen Anschuldigungen Flugschriften und gedruckte Nachrichten eine große Rolle. 1542, genau in dem Jahr, in dem in Prag die fieberhaft geführten Verhandlungen über die Ausweisung der Juden ihren Höhepunkt fanden, gab der Prager Drucker Bartoloměj (Bartholomäus) Netolický Nachrichten mit aktuellen Informationen vom türkischen Schlachtfeld heraus. Darin wurden die jüdischen Bewohner von Buda beschuldigt, aus Habgier ein Bündnis mit den Osmanen geschlossen zu haben. Es hieß, sie hätten die Gelegenheit ausgenutzt und nach dem Fall der Stadt die Vorratskeller der Bürger geplündert.²³

²¹ *Faber aus Leutkirch*, Johannes: Sermo ... adversus infideles. (Jan Had) Praha 1537. – Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts. Stuttgart 1986, F 230-232.

²² *Herzman*, Jan: The Conflict between Jewish and non-Jewish Population in Bohemia before the 1541 Banishment. In: *Judaica Bohemiae* 6 (1970) 39-54.

²³ *Noviny nové o Turku a o Budínu* [Neueste Nachrichten über den Türken und über Buda]. (Bartoloměj Netolický) Praha 1542 (Knihopis Nr. 6456). – *Rataj*, Tomáš: České země ve stínu púlmesíce. *Obraz Turka v rané novověké literatuře z českých zemí* [Die böhmischen

Eine theoretische Basis für die behaupteten Zusammenhänge zwischen der jüdischen und der islamischen Religion lieferte der altutraquistische Theologe Bartoloměj (Bartholomäus) Dvorský mit dem polemischen Traktat „Proti Alchozanu totiž zákonu tureckému a saracenskému“ (Wider Alchozan, nämlich das türkische und sarazenische Gesetz), das in dem spannungsgeladenen Jahr 1542 erschien.²⁴ Ganz im Geiste des Gedankens: „Wer nicht glaubt, der ist verloren“ beschimpfte Dvorský hier die Bekenner des Islam wie der jüdischen Religion gleichermaßen. Gemeinsame Angriffe auf Juden und Türken wurden seit dieser Zeit zu einem festen Bestandteil der Rhetorik einheimischer Prediger, auch die meisten späteren Autoren breiter angelegter antijüdischer Schriften bedienten sich dieser Argumentationsfigur.²⁵

In der katholischen Publizistik der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts wurden erneut Forderungen laut, die Kontakte zwischen Juden und Christen auf ein Minimum zu reduzieren. Die katholische Kirche betrachtete es als ihre Aufgabe, die Juden zu isolieren, womit sie gleichzeitig zu einer stärkeren Akzentuierung deren angeblicher Andersartigkeit beitrug, was einige Unruhe hervorrief. Allerdings waren in den böhmischen Ländern des 16. Jahrhunderts die Voraussetzungen für die Verbreitung solchen Gedankenguts recht beschränkt. Da die Organisation der katholischen Kirche nicht funktionierte, konnten die strengen kanonischen Vorschriften hier erst gar nicht im Druck erscheinen. Für einen gewissen Ersatz sorgte allerdings Brykcí z Licska (Brikcius von Licska), ein mit dem Katholizismus sympathisierender utraquistischer Rechtsgelehrter. In seinem Handbuch des Stadtrechts aus dem Jahre 1536 empfahl er die Einhaltung der bereits mehr als zwei Jahrhunderte alten Vorschriften, die die gesellschaftliche Ausgrenzung der Juden untermauerten und darauf abzielten, deren Kontakte mit Christen strikt einzuschränken.²⁶

Auch in der „Kroniká česká“ (Böhmische Chronik) des Václav Hájek z Libočan, eines katholischen Freundes von Licska, wurden die Juden als sittenloses, die Umwelt verderbendes Volk diffamiert.²⁷ Hájek beließ es in seiner Chronik an keiner Stelle bei einer kurzen Beschreibung der Ereignisse, die ihm die jeweilige Originalquelle bot, sondern erweiterte seine Version stets um ausschmückende Details bzw.

Länder im Schatten des Halbmondes. Das Bild der Türken in der böhmischen Literatur der frühen Neuzeit]. Praha 2002.

²⁴ Dvorský, Bartoloměj: Proti Alchozanu totiž zákonu tureckému a saracenskému [Wider Alchozan, nämlich das türkische und sarazenische Gesetz]. (Jan Severýn z Kapí Hory) Praha 1542 (Knihopis Nr. 2154).

²⁵ Schreiner, Stefan: Polnische antisemitische Polemik im 16./18. Jahrhundert und ihr Sitz im Leben. In: Gnosisforschung und Religionsgeschichte. Festschrift für Kurt Rudolph zum 65. Geburtstag. Marburg 1994, 515-527. – Kopecký, Milan: K české reformační postilografii [Zur böhmischen Reformationstopilographie]. In: Sborník prací Filosofické fakulty brněnské university, řada literárněvědná (D) 16 (1969) 39-50.

²⁶ Brykcí z Licska: Práva městská [Städtische Rechte]. (Alexandr Plzeňský) Litomyšl 1536 (Knihopis Nr. 1348).

²⁷ David, Zdeněk V.: Židé v Kronice české Václava Hájka z Libočan [Die Juden in der Böhmischen Chronik des Wenzel Hájek von Libotschan]. In: Folia Historica Bohemica 16 (1993) 53-67. – Ders.: Hájek, Dubravius, and the Jews: A Contrast in Sixteenth-Century Czech Historiography. In: Sixteenth Century Journal 27 (1996) 4, 997-1013.

um seine eigene Interpretation des Geschehens. In einem positiven Licht erschienen die Juden in Hájeks Chronik lediglich an einer einzigen Stelle, und zwar bei einem Ereignis, das in die frühesten Anfänge der böhmischen Geschichte – in das Jahr 995 – zurückführt. In vielen Passagen seines Werks griff Hájek nicht allein das Verhalten der Juden scharf an, sondern kritisierte generell deren angebliche Charaktereigenschaften; an anderen Stellen wiederum machte er sie für den Verfall der deutschen Länder verantwortlich. Hájek gab sich andererseits nicht mit dem üblichen Quellenkanon zufrieden (d.h. mit älteren böhmischen Chroniken und nichtböhmischen historischen Werken), sondern griff für seine Schilderungen der jüdischen Geschichte auch auf Spezialstudien wie z.B. die Schrift „Fortalium Fidei contra Judeos, Saracenos et alios christianae fidei inimicos“ zurück, einen Text des Franziskanertheologen Alfons de Spina aus dem 15. Jahrhundert, der zu seiner Entstehungszeit zu den exponiertesten Werken antijüdischer Propaganda zählte.²⁸ Es ist kein Wunder, dass in Hájeks Chronik, die mit eindeutig politisch-religiösem Akzent verfasst wurde und in einer Zeit erschien, in der die gesellschaftliche Atmosphäre deutlich angespannt war (1541), antijüdische Stimmungen eingingen. Jedoch hatte gerade Hájeks negative Schilderung der Rolle der Juden in der böhmischen Geschichte weitreichende Folgen. Die Chronik wurde nicht allein zu einem dankbaren Objekt des Leserinteresses nachfolgender Generationen, sondern darüber hinaus auch zu einer unmittelbaren Quelle für Historiker der Barockzeit sowie für Autoren anti-jüdischer Pamphlete, und zwar noch im 18. Jahrhundert.

Wenngleich negativ ausgerichtete Schriften in dieser Zeit eindeutig überwogen, gab es doch auch andere Stimmen. Einen Gegenpol zu den herrschenden Tendenzen bildeten zum Beispiel die persönlichen Eindrücke in der Reisebeschreibung des Martin Kabátník aus dem Jahre 1539.²⁹ Die tolerante und zugleich nüchterne Betrachtungsweise des Reisenden, der der Böhmisches Brüderunion angehörte, enthielt reiche Informationen über das Leben und die gesellschaftliche Stellung der in Palästina und den angrenzenden Gebieten ansässigen Juden. Beschreibungen des jüdischen Lebens im Nahen Osten fanden sich auch in den späteren Reiseschilderungen Oldřich Prefáts (1563) und Christoph Harants (1608), denen freilich Kabátníks Unmittelbarkeit, und im Falle Harants auch die Toleranz fehlte.³⁰

²⁸ *Schreckenberg*: Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte 536-540 (vgl. Anm. 6).

²⁹ *Kabátník*, Martin: Cesta z Čech do Jeruzaléma a Egypta [Reise von Böhmen nach Jerusalem und Ägypten]. (Alexandr Plzeňský) Litomyšl 1539 (Knihopis Nr. 3642, eine weitere Ausgabe Knihopis Nr. 3643-3647).

³⁰ *Prefát z Vlkánova*, Oldřich: Cesta z Prahy do Benátek a odtud potom po moři až do Palestiny [Reise von Prag nach Venedig und von dort über das Meer bis nach Palästina]. (Jan Kozel st.) Praha 1563 (Knihopis Nr. 14.353). – *Harant z Polžic a Bezdrůžic*, Kryštof Vilém: Putování aneb cesta z Království českého do Benátek ... [Die Pilgerschaft oder die Reise aus dem Königreich Böhmen nach Venedig ...]. (Daniel Adam z Veleslavína-dědici) Praha 1608 (Knihopis Nr. 2903). – Deutsche Fassung: Der christliche Ulysses, oder weitversuchte Cavallier, fůrgestellt in der denckwürdigen Bereisung sowol deß Heiligen Landes als vieler andrer morgenländischer Provintzen welche im Jahr 1598 růhmlich vollenbracht endlich Christoph Wilhelm Harant zum Druck befördert von Christoph Harant. (Ender) Nürnberg 1678.

Ein neues Genre für die Druckereien stellten historische Werke dar, die Themen aus dem Altertum oder dem Alten Testament gewidmet waren, und hinter denen meist ein reformatorisches Interesse an der biblischen Geschichte stand. Die christliche Gesellschaft sah in den biblischen Ereignissen, die das jüdische Volk und seinen Staat betrafen, ein Vorbild für die spätere historische Entwicklung. Die Reformation löste ein vertieftes Studium des Alten Testaments aus, doch erst die humanistische Historiographie brachte neue Impulse für das theologische Herangehen an die Geschichte des Altertums. Die sich rasch entwickelnde Methodologie dieses Faches eröffnete den Historikern des 16. Jahrhunderts neue Möglichkeiten der chronologischen und quellenkritischen Erforschung der alttestamentarischen Geschichte. Keiner der Historiker stellte den Vorbildcharakter der jüdischen Geschichte für die weltgeschichtliche Entwicklung in Frage, keiner bezweifelte, dass Gott die Triebkraft der Geschichte sei, doch formal begann man den Text der Bibel immer stärker als Forschungsmaterial zu betrachten.³¹

Diese Entwicklung fand in böhmischen Drucken jedoch erst ab der Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Niederschlag. Breit konzipierte Werke aus Deutschland – z. B. Kosmographien und Chroniken – wurden einige Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in Prag in tschechischer Übersetzung vorgelegt. So veröffentlichte 1541 Alexandr Plzeňský (Alexander von Pilsen) die „Kroniky o všelikých znamenitých věcech“ (Chroniken sämtlicher denkwürdiger Dinge) des Johannes Carion; in der Überarbeitung und tschechischen Übersetzung Zikmunds von Púchov gab der Prager Drucker Jan Kosořský die „Cosmographia“ Sebastian Münsters heraus.³² Für Böhmen war dabei typisch, dass von Anfang an ausschließlich Werke allgemeiner Ausrichtung Akzeptanz fanden, etwa Weltchroniken, in denen die alte Geschichte der Juden nur einen Teilaspekt der Gesamtdarstellung und Interpretation bildete.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal für das böhmische Milieu stellt die Tatsache dar, dass die einheimischen Drucker verhältnismäßig lange, nämlich bis in die achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts, ausschließlich tschechische Übersetzungen von Autoren herausbrachten, die außerhalb Böhmens bereits Ansehen erlangt hatten. Gerade in diesen Schriften werden die Spannungen zwischen den Sympathien für das biblische Volk einerseits, dem polemischen und tadelnden Akzent andererseits, sehr deutlich. Fest steht, dass sich unter der Federführung christlicher Historiker die Darstellung des jüdischen Altertums gegen die Juden richtete, was vor allem für die Schilderung des tragischen Endes des jüdischen Staates durch den Historiker Josephus Flavius gilt, die sich die christliche Gesellschaft ganz und gar aneignete.

³¹ Beneš, Zdeněk: *Historický text a historická skutečnost. Studie o principech českého humanistického dějepísectví* [Historischer Text und historische Wirklichkeit. Eine Studie zu den Prinzipien der böhmischen humanistischen Geschichtsschreibung]. Praha 1993.

³² Carion, Johann: *Kniha kronik o všelikých znamenitých věcech od počátku světa zběhlých* [Buch der Chroniken sämtlicher denkwürdiger, vom Anfang der Welt an geschehener Dinge]. (Alexandr Plzeňský) Litomyšl 1541 (Knihopis Nr. 1463). – Münster, Sebastian: *Kozmografia česká* [Böhmische Kosmographie]. (Jan Kosořský z. Kosoř) Praha 1554 (Knihopis Nr. 5969).

In den deutschsprachigen Ländern waren bereits seit den zwanziger Jahren neue Übersetzungen Flavius' entstanden (an denen auch der aus Böhmen stammende Zikmund Hrubý von Jelení beteiligt gewesen war) und seine überarbeiteten Schriften wurden mit einem fachkundigen Kommentar versehen und mehrfach herausgegeben. Bei der Edition des Gesamtwerkes von Josephus Flavius im 16. Jahrhundert spielten Druckereien in Basel, Frankfurt am Main und Straßburg eine wichtige Rolle. Allein bis zum Jahr 1600 erschienen mehr als 30 Ausgaben seines Werkes in lateinischer, deutscher und erstmals auch in griechischer Sprache.³³ Für die Erstausgabe des Werkes des Josephus Flavius in den böhmischen Ländern zeichnete 1553 der Drucker Jan Günther aus Proßnitz (Prostějov) verantwortlich, der jedoch das wissenschaftliche Niveau der deutschen Editionen weit verfehlte.³⁴ Der erfahrene Drucker Jan Günther, auf dessen Bitte die Übersetzung angefertigt wurde, kam jenen Lesern entgegen, deren Lateinkenntnisse für die Lektüre des Originals nicht ausreichten, darüber hinaus belastete Günther den Text auch nicht mit einem Anmerkungsapparat. In seine Ausgabe nahm Günther den „Jüdischen Krieg“ (Válka židovská), die „Lebensbeschreibung des Josephus Flavius“ (Životopis Josepha Flavia), die „Antwort an Apion“ (Odpověď Apionovi) sowie die Schrift „Gegen die Makkabäer“ (Proti Makabejským) auf, deren Autorschaft Josephus Flavius zur damaligen Zeit irrtümlicherweise zugeschrieben wurde. Die umfangreichen „Jüdischen Altertümer“ (Židovské starožitnosti) fanden hingegen in der Proßnitzer Ausgabe keine Berücksichtigung – ihre tschechische Übersetzung steht im Grunde genommen noch immer aus. Obwohl Aquilins Übersetzung von dessen jüngerem Nachfolger Václav Plácel z Elbinku (Wenzel Plácel von Elbing) ‚geschmäht‘ wurde, fand der Text bei den Zeitgenossen ganz offenkundig ein positives Echo. Auf jeden Fall war die gesamte Auflage bereits in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts vergriffen.³⁵

Die Funktion des jüdischen Krieges als Vorbild für die gegenwärtige Welt hoben Werke, die von Josephus Flavius lediglich inspiriert worden waren, in noch stärkerem Maße hervor als dieser selbst. Die Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 n. Chr. stellte in Deutschland, England und den Niederlanden bereits im Mittelalter ein häufig verwendetes Motiv in Liedern und Legenden dar. In den böhmischen Ländern freilich finden wir freie Bearbeitungen des „Jüdischen Krieges“ erst seit Ende des 16. Jahrhunderts, dafür jedoch in größerer Zahl und zumeist als Originalwerke einheimischer Autoren. Die wachsende Zahl von Titeln mit dem Motiv des jüdischen Krieges in den Bibliotheken der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg sowie auf dem böhmischen Buchmarkt³⁶ lässt sich auf die Veränderungen der zeit-

³³ Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts. Stuttgart 1987, J. 955-991.

³⁴ *Flavius*, Josephus: O válce židovské knihy sedmery [Sieben Bücher über den jüdischen Krieg]. (Jan Günther) Prostějov 1553 (Knihopis Nr. 3627).

³⁵ *Anonymus*: Historia židovská [Jüdische Geschichte]. (Daniel Adam z Veleslavína) Praha 1592. fol. IIIr (Knihopis Nr. 3628).

³⁶ *Prudková*, Lenka: Recepte judaik v měšťanském prostředí na pozadí predbělohorské tiskářské produkce [Die Rezeption der Judaika im stadtbürgerlichen Milieu vor dem Hintergrund der Buchproduktion in der Zeit vor 1620]. In: *Miscellanea oddělení rukopisů a starých tisků* 15 (1998) 162-181.

genössischen Mentalität zurückführen. Der Manierismus mit seiner Expressivität und Skepsis hatte seine Ursachen in den Befürchtungen und der inneren Unzufriedenheit der böhmischen Gesellschaft. Von hier aus fiel es nicht schwer, die Parallele zu den tragischen Ereignissen in der jüdischen Geschichte zu ziehen, zumal die Analogie einen charakteristischen Zug des damaligen Denkens bildete. Die Ahnung, am Ende einer Epoche zu leben, nahm in den letzten Arbeiten zum jüdischen Krieg eine ganz konkrete Form an, was eindeutig in Zusammenhang mit der Unruhe und dem Angstgefühl der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg stand.

Noch vor diesem Ereignis jedoch brachte die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bei den gedruckten Schriften einige neue Tendenzen hervor, die zumindest zum Teil mit dem politischen Klima unter den Kaisern Maximilian II. (1564-1576) und Rudolf II. (1576-1611) zu tun hatten. In der Regierungszeit dieser beiden Herrscher kam es zu einer Beruhigung des angespannten Verhältnisses zwischen Juden und Christen. Maximilian II. widerrief nach seiner Thronbesteigung definitiv ein Dekret aus dem Jahre 1557, das die Juden diskriminiert hatte, und er unterstützte die ökonomische Entfaltung der jüdischen Gemeinden im Lande auf verschiedene Art und Weise. Einen symbolischen Ausdruck der Haltung Maximilians gegenüber seinen jüdischen Untertanen stellte sein offizieller Besuch des Prager Gettos im Jahre 1571 dar, bei dem ihn auch seine Gemahlin begleitete. Die kulturelle Blüte und die wirtschaftliche Prosperität des Prager Zentrums fanden ihren Höhepunkt unter Rudolf II. – zu dieser Zeit hatten die Juden den Hof und auch einen Teil des Adels, mit dem sie Handelsinteressen verbanden, auf ihrer Seite. Die günstige wirtschaftliche Situation, die größere Rechtssicherheit sowie der ungehinderte Handel und die von vielen Beschränkungen befreite Gewerbetätigkeit drückten sich auch in der kulturellen Sphäre aus. Eine rege Bautätigkeit veränderte das äußere Bild des Gettos, und das Wirken geistlicher Persönlichkeiten europäischen Formats – wie etwa des Rabbi Jehuda Liva ben Becalel oder des Historikers, Astronomen und Philosophen David Gans – sicherten Prag in der jüdischen Welt einen Ruhm, der bis heute nachwirkt.

Auch im Buchwesen, das seit den siebziger Jahren einen raschen Aufschwung erlebte, zeigten sich neue Tendenzen im Herangehen an die ‚Judenfrage‘.³⁷ Bücher einheimischer Druckereien belegen, dass die böhmische Gesellschaft bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann, hebräische Anregungen aufzunehmen. Zugleich lässt sich in den Drucken mit historisch-publizistischer oder juristischer Ausrichtung das wachsende Bemühen verfolgen, die Juden in die Rechtsordnung der böhmischen Ständegesellschaft zu integrieren. So sprach sich der kirchliche Würdenträger und Historiker Jan Dubravius in seiner Chronik der böhmischen Länder (1553) gegen kollektive Bestrafungen aus, die in der Vergangenheit den Juden gegenüber die Regel gewesen waren.³⁸ Der humanistische Rechtsgelehrte Pavel

³⁷ *Badurová, Aněžka/Bohatcová, Mirjam/Hejnic, Josef*: Frekvence tištěné literatury 16. století v Čechách a na Moravě [Die Frequentierung der gedruckten Literatur des 16. Jahrhunderts in Böhmen und Mähren]. In: *Folia Historica Bohemica* 11 (1987) 321-343.

³⁸ *Dubravius, Jan*: *Historiae regni Boemiae libri XXXIII.* (Jan Günther) Prostějov 1552 (Knihopis Nr. 2132).

Krystyán z Koldína (Pavel Krystyán von Koldín) unterschied in seiner Gesetzsammlung städtischer Rechte (1579) bei Konflikten zudem nicht mehr zwischen Juden und Christen.³⁹ Schließlich fand nicht einmal mehr die Vorstellung vom Wucher als einer für die Juden charakteristischen Verhaltensweise Unterstützung, die in ähnlichen Texten bisher gang und gäbe gewesen war.

Einfluss auf die öffentliche Meinung und die Debatten über die ‚Judenfrage‘ hatte auch der Verleger Daniel Adam z Veleslavína (Daniel Adam von Veleslavín). In seinem ersten Werk als Autor, dem „Kalendář historický“ (Historischer Kalender) aus dem Jahr 1572,⁴⁰ führte er zahlreiche standardmäßige Angaben zur böhmischen Geschichte sowie zu der Geschichte der ‚landfremden‘ Juden auf. Auch ließ er noch 1584 in der tschechischen Ausgabe von Georg Lauterbecks „Handbuch des Stadtrechts“ eine Passage stehen, die gegenüber den Juden (freilich den deutschen Juden) äußerst feindselig klang.⁴¹ Doch in der zweiten, erweiterten Auflage seines Kalenders (1590) war die Tendenz bereits eine völlig andere: Hier konzentrierte sich Veleslavín auf die jüngere Geschichte und in einigen Fällen ergänzte er die Angaben der Erstauflage um Informationen, die die ursprünglich negative Akzentuierung bei der Darstellung des Judentums deutlich abschwächten. Bezeichnend ist auch, dass Veleslavín Nachrichten über einige jüdische Feiertage und bedeutende Hebraisten in die zweite Auflage seines Kalenders aufnahm.

Im Jahre 1592 brachte er gleich drei dem Land Palästina gewidmete Werke heraus – eine „Historia židovská“ (Jüdische Geschichte), eine Schilderung Jerusalems von Christian Adrichomius sowie eine Beschreibung Palästinas von Heinrich Bünting.⁴² In der Zeit Veleslavíns handelte es sich hierbei um hochaktuelle Schriften. Beide Reisebeschreibungen der Orte biblischer Ereignisse waren nicht allein für wage-mutige Reisende bestimmt, sondern auch für jene, die nicht in diese entfernt gelegenen Landschaften reisen wollten oder konnten. Für diese Leser sollten solche Kompendien die räumliche Distanz überbrücken und zugleich das Verständnis für die biblischen Texte verbessern helfen. In ähnlicher Weise bildeten auch die jüdische Geschichte und vor allem die tragischen Ereignisse im ersten Jahrhundert n. Chr., wie sie in der „Historia židovská“ geschildert wurden, ein wichtiges Memento für Veleslavíns Zeitgenossen.⁴³ Ihr Verfasser brachte dem jüdischen Volk in mancherlei

³⁹ *Krystyán z Koldína*, Pavel: *Práva městská Království českého* [Die Stadtrechte des Königreichs Böhmen]. (Jiří Melantrich z Aventýna) Praha 1579 (Knihopis Nr. 4564, weitere Ausgabe Knihopis Nr. 4565-4571).

⁴⁰ *Adam z Veleslavína*, Daniel: *Kalendář historický* [Historischer Kalender]. (Jiří Melantrich z Aventýna) Praha 1578 (Knihopis Nr. 58, zweite Ausgabe 1590 Knihopis Nr. 59).

⁴¹ *Lauterbeck*, Georg: *Politia historica. O vrchnostech a správčích světských knihy patery* [Fünferley Bücher von der Obrigkeit und den weltlichen Verwaltern]. (Daniel Adam z Veleslavína) Praha 1584, 535 (Knihopis Nr. 4735).

⁴² *Historia židovská* [Jüdische Geschichte]. (Daniel Adam z Veleslavína) Praha 1592 (Knihopis Nr. 3628). – *Adrichomius*, Christianus: *Vypsání města Jeruzaléma i předměstí jeho* [Verzeichnis der Städte Jerusalems und seiner Vorstädte]. (Daniel Adam z Veleslavína) Praha 1592 (Knihopis Nr. 66). – *Bünting*, Heinrich: *Itinerarium Sacrae scripturae*. (Daniel Adam z Veleslavína) Praha 1592 (Knihopis Nr. 1361, Ausgabe aus dem Jahr 1609 Knihopis Nr. 1362).

⁴³ *Historia židovská* (vgl. Anm. 42). – *Prudková*, Lenka: *Veleslavínův tisk „Historie židov-*

Hinsicht Sympathie entgegen, als einziger Autor aus der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg griff er schließlich sogar – wenn auch zaghaft – auf jüdische Quellen zurück. In diesem Fall fand offenkundig die für beide Seiten günstige, schöpferische Atmosphäre der Regierungszeit Rudolfs II. ihren Niederschlag. So ist es auch kein Zufall, dass im Erscheinungsjahr der „*Historia židovská*“ im Prager Getto das außerordentlich bedeutsame Werk des David Gans entstand, das auch die böhmische Geschichte verzeichnete und das in der aschkenasischen Kultur für lange Zeit beispiellos blieb.⁴⁴ All das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch in der rudolfinischen Zeit gesellschaftliche Tabus gegenüber den Juden fortwirkten. Der Beschluss der Prager Synode von 1605, der Kontakte zwischen Juden und Christen mit allen Mitteln verhindern sollte, legt davon Zeugnis ab.⁴⁵

Die Fortschritte in der Schulbildung und die Entfaltung der humanistischen Gelehrsamkeit bewirkten, dass etwa seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts die Kenntnis des Hebräischen ihre Exklusivität verlor und seine Verwendung in Drucken keine Ausnahme mehr darstellte. Hebräische Schriftzeichen hielten auch in Werke der Gelegenheitspoesie und der religiösen Literatur Einzug. In diesem Bereich der Druckerkunst konnte der Prager Drucker Jiří Černý z Černého Mostu (Georg Černý von Černý Most, genannt Nigrin) lange Zeit seine Sonderstellung behaupten. Er gehörte zu den Druckern, die bereit und fähig waren, auch typographisch anspruchsvolle Forderungen ihrer Kunden zu erfüllen. Doch anders als die meisten seiner Berufsgenossen konnte Černý auch längere Texte in Hebräisch drucken; in späteren Jahren arbeitete er sogar mit zwei hebräischen Schriftsätzen gleichzeitig. Nigrins Motivation bildete wohl weniger ein besonderes Interesse am Hebräischen, als vielmehr sein Streben nach persönlichem Prestige und die Notwendigkeit, seine Druckerei finanziell abzusichern. Spezialdrucke mit hebräischen Zeichen oder Passagen wurden ausnahmslos auf Bestellung angefertigt, nicht auf Veranlassung des Druckers. Mit der Verwendung des Hebräischen in dichterischen Werken signalisierten die Autoren ihre überdurchschnittliche Gelehrsamkeit und den Zeitgenossen weit überlegene Bildung. So konnten sich Jakob Strabo, Jiří (Georg) Cropacius und andere, von denen Nigrin zwischen 1574 und 1590 Aufträge mit hebräischen Passagen erhielt, ihrer Hebräischkenntnisse rühmen.⁴⁶

Nicht zufällig lieferten die Druckerpressen gerade in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts die ersten Werke, die davon Zeugnis ablegten, dass die böhmische Gesellschaft hebräische Impulse aufgenommen hatte und eine bestimmte Gruppe von Intellektuellen bereits in der Lage war, das Hebräische aktiv anzuwenden.

ské“ z roku 1592 [Veselavíns Druck der „Jüdischen Geschichte“ aus dem Jahre 1592]. In: *Kniha a dějiny* 4 (1997) H. 2, 6-26.

⁴⁴ Gans, David ben Šelomo: Cemach David. Praha 1952. – *Šedimová, Jiřina*: Czech History as Reflected in the Historical Work by David Gans. In: *Judaica Bohemiae* 8 (1972) H. 2, 74-83.

⁴⁵ *Berka z Dubé*, Zbyněk: Synodus archidiocessana Pragensis. (Jiří Černý z Černého Mostu) Praha 1605.

⁴⁶ *Cropacius, Jiří*: Carmen ad filium Dei natum et resuscitatum. (Jiří Černý z Černého Mostu) Praha 1575. – *Strabo, Jakob*: Schola Zatecensis. (Jiří Černý z Černého Mostu) Praha 1575.

Gleichsam beiläufig häufte sich in den verschiedensten Kontexten die Erwähnung von Leuten, die die hebräische Sprache beherrschten und an der Prager Universität wurden die ersten hebräischen Dissertationen verteidigt.⁴⁷ Die letzten Aufträge Nigrins, die hebräische Typen erforderten (1587 und 1590) und die der Prior der Brünnner Kartäuser, Petrus Metropagita, bestellt hatte, zählen zu den Höhepunkten der typographischen Kunst seiner Werkstatt. Zugleich sind diese beiden linguistischen Arbeiten – „Malki melech lomed kohen Jahve“ und „Operis de Hebraica veritate“ – die einzigen orientalistischen Originalwerken, die im Böhmen der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg im Druck erschienen.⁴⁸

Mit dem Übergang zum 17. Jahrhundert und vor allem in dessen zweitem Jahrzehnt erlebten die hebräischen Studien in den böhmischen Ländern ihre Blütezeit. Nun wurde die zweite Generation, die mit dem Hebräischen in Kontakt gekommen war oder die Sprache sogar lernte, literarisch tätig. Anders als die Pioniere des Hebräischen hatten die Angehörigen dieser jüngeren Generation ihre Kenntnisse bereits an einheimischen Schulen erworben, sei es nun als Zuhörer freiwilliger Vorlesungen an der Universität oder als Besucher der Saazer Schule des Jakob Strabo. Allerdings nutzten die böhmischen Hebraisten auch zu dieser Zeit die Gelehrsamkeit und den Buchdruck, der sich gerade Ende des 16. Jahrhunderts im benachbarten Prager Getto dynamisch entfaltete, nur wenig. In den zeitgenössischen Drucken finden sich nahezu keine Spuren von Beziehungen der einheimischen Hebraisten zur damaligen jüdischen Gemeinschaft. Indessen scheuten solch bedeutende Persönlichkeiten wie etwa Johannes Buxtorf oder Valentin Schindler, der Autor des ersten vergleichenden Wörterbuches semitischer Sprachen, den weiten Weg aus dem Ausland nicht, um die Prager Juden aufzusuchen.⁴⁹ Das fachliche Niveau der böhmischen Hebraisten und ihre literarische Tätigkeit, die fast ausschließlich auf die pädagogische Praxis ausgerichtet war, konnte allerdings mit der Entwicklung außerhalb des Landes nicht Schritt halten. So trifft Manfred Weltis Beobachtung einer allgemeinen Rezeption hebräisch gedruckter Bücher durch christliche Leser auf die böhmischen Länder sicher nicht zu. Wie oben ausgeführt, gab es in Prag seit den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts zwar einige Drucker, die Lehrbücher des Hebräischen und humanistisch geprägte poetische Werke herausbrachten, die hebräische Typen erforderten.⁵⁰ Doch lassen sich diese Drucke, die in die Grundlagen der biblischen Sprache einführen sollten oder das Ziel hatten, einen

⁴⁷ Die Entwicklung der böhmischen Hebraistik schildern *Segert, Stanislav/Beránek, Karel*: Orientalistik an der Prager Universität. Erster Teil 1348-1848. Prag 1967.

⁴⁸ *Metropagita, Petrus*: Malki melech lomed kohen Jahve hoc est: De Christo rege, legislatore, sacerdote, deo, Psalmorum II. (Jiří Černý z Černého Mostu) Praha 1587. – *Ders.*: Operis de Hebraica veritate. (Jiří Černý z Černého Mostu) Praha 1590.

⁴⁹ *Burnett, Stephen G.*: From Christian Hebraism to Jewish Studies. Johannes Buxtorf (1564-1629) and Hebrew Learning in the Seventeenth Century. Leiden, New York, Köln 1996, 43.

⁵⁰ Neben Nigrin ist hier insbesondere Pavel Sessius zu nennen. Seine Position als Universitätsdrucker verschaffte ihm einen genauen Überblick über die Bestellungen aus dem Umfeld der Universität. Hebräische Schrifttypen tauchen in der Produktion der Druckereien von Sessius ab dem Jahr 1611 systematischer auf. Der größte Teil seiner Arbeiten erreichte jedoch nicht das graphische Niveau der einstigen Druckerei Nigrins.

מלכי
 סוף להוד סוף יחיה

HOC EST:

DE CHRISTO REGE, LEGIS-
 LATORE, SACERDOTE, DEO.

PSALMORVM II.
 ET CIX. VVLGATA EDITIO;
 GRAECI HEBRAICIQVE TEXTVS, NECNON
 nouæ ex vtroq; versionis & variarum Annotationum suf-
 fragijs à Nouatorum fugillationibus vindicata,
 & Paraphrastica methodo exposita:

Authore

F. PETRO METROPAGITA,

Cartusiano.

Cæsareæ Collegij Societatis 1587 Præf. catalogi msscriptus in libr. P.

Cum consensu & facultate Ordinarij
 & Superiorum Ordinis.



PRAGÆ, EX OFFICINA
 GEORGII NIGRINI.

Anno: M. D. XXCVII.

Abb. 2: Deckblatt der linguistischen Arbeit von *Metropagita*, Petrus: Malki melech lomed kohen Jahve hoc est: De Christo rege, legislatore, sacerdote, deo, Psalmorum II. (Jiří Černý z Černého Mostu) Praha 1587.

dichterischen Almanach hervorzuheben, nicht als Beleg für ein tiefer gehendes Studium der hebräischen bzw. jüdischen Literatur und des jüdischen Schrifttums ins Feld führen. Eine solche intensive Beschäftigung begann erst mit Mikuláš Albrecht z Kaménka (Nikolaus Albrecht von Kaménko), der im Jahre 1611 zum ersten ordentlichen Professor für Hebraistik an der Prager Universität berufen wurde. Nicht einmal in umfassend angelegten wissenschaftlichen Werken, die in den böhmischen Ländern erschienen, wurde der jüdischen Literatur breiterer Raum gewidmet. Als charakteristisch erwies sich zum Beispiel die Streichung von Passagen, in denen es um Juden ging, in der tschechischen Übersetzung und Korrektur von Sebastian Münsters „Cosmographia“.⁵¹ Darüber hinaus müssen wir uns bewusst machen, dass viele der Werke, die den Lesern Informationen über jüdische Feiertage, Gewohnheiten und Literatur vermittelten, programmatisch gegen die Juden gerichtet waren; hier wurden Sachverhalte oft zielgerichtet entstellt.

Die Zahl solcher antijüdischer Schriften und Pamphlete nahm bereits seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert in rasanter Weise zu, während zugleich die Angriffe auf die böhmischen Juden anhielten. Nicht allein in den böhmischen Ländern verschlechterten sich die Beziehungen zur jüdischen Bevölkerung erneut, in den benachbarten deutschen Territorien lässt sich in dieser Zeit die gleiche Tendenz beobachten.⁵² Bereits in den sechziger, und dann vor allem in den siebziger Jahren wuchs die Zahl judenfeindlicher Schriften in Böhmen. Invektiven gegen die Juden tauchten in der humanistischen Poesie auf, vereinzelt sind auch antijüdische Flugschriften und Pamphlete überliefert. Humanistische und in Latein verfasste Almanache konnten jedoch nur mit einer begrenzten Leserschaft rechnen und die beiden überlieferten antijüdischen Flugschriften wurden in deutscher Sprache gedruckt. Angesichts der Tatsache, dass diese vornehmlich außerhalb Böhmens erhalten blieben, darf darauf geschlossen werden, dass auch deren zeitgenössischer Absatz eher auf die nichtböhmischen Territorien zielte.⁵³

Als gewichtiger erwies sich indessen die Publikation umfangreicher antijüdischer Werke an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, wobei sich hier eine deutliche Zunahme der Aktivitäten von Katholiken bemerkbar machte. Es ist daher kein Zufall, dass alle drei Schriften katholischer Konvertiten in den böhmischen Ländern in einer Zeit erschienen, in der die katholische Kirche im Geiste des Tridentinums mit aller Macht um ihren Platz in der böhmischen Gesellschaft kämpfte. Sie wählte dabei eine bewährte Taktik und bemühte sich, mit Hilfe von Schriften von zum Katholizismus konvertierten Autoren auf die einheimische nichtjüdische Bevölke-

⁵¹ Münster: Kozmografia česká (vgl. Anm. 32).

⁵² Press, Volker: Kaiser Rudolf und der Zusammenschluß der deutschen Judenheit. Die sogenannte Frankfurter Rabbinerverschwörung von 1603 und ihre Folgen. In: *Haverkamp, Alfred/Heit, Alfred* (Hgg.): *Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Stuttgart 1981, 243-294 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 24).

⁵³ Ware beschreibung der Juden guten Tugent ... s. l., s. t. n. 1581. – Warhafftiger Bericht von zweyen Juden die zwei Weiber bestellt haben, das sie ihnen ein Christen Kind sollten bringen. (Michael Peterle) Prag 1574.

zung einzuwirken.⁵⁴ Auch aus diesem Grund stellte Philipp Auerbach, ein getaufter Jude und Schützling des Olmützer Bischofs Stanislav Pavlovský, den katholischen Glauben über alle anderen christlichen Bekenntnisse. Hinter den Editionen zweier Werke von Ferdinand Hess (1603 und 1604),⁵⁵ eines zum Christentum übergetretenen Juden deutscher Herkunft, die der Altstädter Notar Martin Kraus z Krausenthal (Martin Kraus von Krausenthal) ins Tschechische übertrug und bearbeitete, dürfen wir die Initiative des Altstädter Rates vermuten. Dieser hatte sich seit langer Zeit bemüht, die Rechtsgewalt über die Prager Juden zu erlangen, außerdem exponierte sich der Rat stets mit neuen Maßnahmen gegen die Juden. Das katholische Glaubensbekenntnis beeinflusste ohne Zweifel auch den böhmischen Adeligen Kryštof Harant z Polžic a Bezdržic (Christoph Harant von Poltschitz und Wesseritz), der in seiner Reisebeschreibung (1608) alle Juden kritisierte, die er während seiner Pilgerfahrt getroffen hatte.⁵⁶

Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges brachte zunächst keinerlei grundlegende Veränderungen für die rechtliche Stellung der böhmischen Juden mit sich. Zu einer schrittweisen Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen kam es erst in der Schlussphase des Krieges sowie nach dessen Ende. Im Jahre 1650 entschied der böhmische Landtag, die jüdischen Untertanen sollten sich in Zukunft nur noch dort ansiedeln dürfen, wo sie bereits vor dem Jahre 1618 gelebt hatten. Wenngleich diese Bestimmung einige Jahre später im Grunde genommen annulliert wurde, blieb bei den Juden das Bewusstsein ihrer unsicheren Existenz bestehen. Ihre Lebensverhältnisse wurden von Ereignissen wie der verheerenden Epidemie von 1680, der vernichtenden Feuersbrunst, die das Prager Getto zehn Jahre später heimsuchte, den von den Jesuiten initiierten antijüdischen Prozessen an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert sowie schließlich den systematischen Versuchen des Staates, die Zahl der Juden zu beschränken und deren Kontakte zur Mehrheitsbevölkerung so gering wie möglich zu halten, bestimmt und nachhaltig beeinträchtigt.

Die radikalen politischen und konfessionellen Umwälzungen nach der Schlacht am Weißen Berg sowie die wachsenden Spannungen zwischen Juden und Christen im Böhmen des 17. Jahrhunderts fanden auch in der gedruckten Literatur zu jüdischen Themen ihren Ausdruck. Diese durchlief zudem in der Barockzeit einen grundlegenden Veränderungsprozess. Eine ganze Reihe älterer Werke aus der Zeit vor 1620 fand sich auf dem Index verbotener Bücher wieder, weil ihre Autoren nicht katholischen Bekenntnisses waren.⁵⁷ Die inhaltliche Pluralität und die gewisse Toleranz gegenüber den Juden und ihrer Kultur wurden wieder empfindlich ein-

⁵⁴ *Auerbach*, Philipp: Jüdische Bekehrung zum Christentum. (Georg Handl) Olmütz 1597.

⁵⁵ *Hess*, Ernst Ferdinand: Flagellum Iudaeorum Bič židovský [Das Flagellum Iudaeorum oder die jüdische Geißel]. Praha, s. t. n. 1603 (2. Auflage 1604) (Knihopis Nr. 2977-2978). – *Ders.*: Speculum Iudaeorum, To jest Zrcadlo židovské [Speculum Iudaeorum, Dies ist der Judenspiegel]. Praha s. t. n. 1603 (2. Auflage 1604) (Knihopis Nr. 2979-2980).

⁵⁶ *Harant z Polžic a Bezdržic*: Putování aneb cesta z Království českého do Benátek (vgl. Anm. 30).

⁵⁷ So zum Beispiel die Mehrzahl der freien Bearbeitungen des Jüdischen Krieges von Josephus Flavius.

geschränkt. Das Hebräische sollte fortan wieder in erster Linie seine ursprüngliche Aufgabe erfüllen, d. h. der Missionierung unter den Juden dienen. Mit der barocken Auffassung der Welt hing auch die emotional beladene, bildhafte Ausschmückung antijüdischer Drucke zusammen. Im Unterschied zu den Werken aus der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg, die äußerst spärlich mit Bildern ausgestattet gewesen waren, waren sich die Autoren des 17. Jahrhunderts der Wirkung ikonographischer Beigaben zu den Drucken bewusst und fügten daher ihren Schriften suggestive Darstellungen kindlicher Opfer von Meuchelmorden oder der Lächerlichkeit preisgegebener bzw. schmachvoll hingerichteter Juden hinzu.

Von den historischen Abhandlungen aus der Zeit vor 1620 erfuhren vor allem die Chroniken katholischer Autoren wie die Václav Hájeks oder des Olmützer Bischofs Jan Dubravius Anerkennung. In der Übernahme und Überlieferung von Nachrichten, die die Juden betrafen, schlossen sich die Historiker der Barockzeit selbstverständlich eher Hájeks negativer Auffassung an,⁵⁸ von der ausgehend sie martyriologische Themen, die Motive von Ritualmorden sowie Hostienschändungen entwickeln konnten.

Bereits 1650 signalisierte die Schrift „Denkwürdige Beschreibung einer unerhörten Mordthat“ die Veränderungen im Herangehen an die ‚Judenfrage‘.⁵⁹ Der Holzschnitt auf der Titelseite (Abb. 3), der einen Juden mit einem Dolch in der Hand zeigt, vor dem ein Kind steht, lässt am Inhalt der Darstellung keinerlei Zweifel aufkommen. Das Porträt zeigt in stilisierter Form den Juden Noach aus Holleschau (Holešov), der unter Mithilfe eines Kaadener Juden ein fünfjähriges Kind heimtückisch ermordet haben soll. Seiner eigenen Beschreibung dieses Ereignisses stellte der Verfasser eine aus der Chronik Hájeks übernommene Darstellung aller schlimmen Taten voran, die die böhmischen Juden in der Vergangenheit angeblich verübt hatten, womit Zweifel der Leser an den Geschehnisse in Kaaden (Kadaň) ausgeräumt werden sollten. Das Ziel des Pamphlets – hinter dessen Herausgabe der städtische Rat von Kaaden stand – verriet ein abschließendes Gedicht über die Notwendigkeit der Vertreibung der Juden. Nach 1650 initiierten viele Städte eine solche Ausweisung ihrer jüdischen Bewohner und die Kaadener Ratsherren gehörten zu den Ersten, denen dies auch gelang. Zu einer raschen Umsetzung ihres Vorhabens trug vermutlich auch die Verbreitung der Fama von einem Ritualmord sowie das eben erwähnte, von dem Kaadener Stadtschreiber Matthias Tyschlar verfasste Pamphlet bei. Am Ende stand nicht allein die Hinrichtung der beschuldigten Personen, sondern zugleich auch eine Kollektivstrafe – die Vertreibung aller Juden aus der Stadt.

Die Veröffentlichung von antijüdischen Drucken erfolgte im 17. und 18. Jahrhundert weitaus durchdachter als zuvor, so erschienen stets mehrere Titel zu einem konkreten Fall. Auch verbarg sich zumeist ein eindeutiges Motiv hinter solch einer Kampagne. Das Ziel konnte die Vertreibung der Juden aus einer bestimmten Stadt ebenso wie die Gewinnung eines neuen böhmischen Heiligen sein. Die Zunahme

⁵⁸ Hier seien stellvertretend Bohuslav Balbín und Jan František Beckovský angeführt.

⁵⁹ *Tyschlar*, Matthias: Denkwürdige Beschreibung einer unerhörten Mordthat, welche ein Jude zu Caaden ... verübet ... s. l, s. t. n. 1650.



Abb. 3: Der Ritualmord von Kaaden 1650. Quelle: *Tyschlar, Matthias*: Denkwürdige Beschreibung einer unerhörten Mordthat, welche ein Jude zu Caaden ... verübet ... s. l, s. t. n. 1650.

antijüdischer Schriften war indessen kein allein böhmisches Phänomen. Die gleiche Entwicklung konstatierte Martin Friedrich für die protestantischen deutschen Territorien vor allem gegen Ende des 17. Jahrhunderts.⁶⁰ Während sich diese Aktivitäten in Deutschland eindeutig auf die gesteigerte Publikationstätigkeit von Juden zurückführen ließ, die zur evangelischen Kirche konvertiert waren, initiierten in den böhmischen Ländern primär Jesuiten bzw. den Prager Jesuiten nahe stehende Personen die Publikation judenfeindlicher Drucke. Die Jesuiten hatten sich zwar bereits seit ihrer Ankunft in Prag im Jahre 1556 in diesem Sinne engagiert – ihnen wurde die Aufsicht über die jüdischen Buchdruckereien übertragen, zudem wirkten sie als Missionare und Prediger – doch erst nach der Schlacht am Weißen Berg konnten sie ihre antijüdische Propagandatätigkeit voll entfalten.

Zum ersten Mal konnten die Prager Jesuiten die Macht des gedruckten Wortes Ende des 17. Jahrhunderts im Fall Simon Abeles voll einsetzen. Der zwölfjährige jüdische Junge Simon hatte angeblich insgeheim seinen Übertritt zum Christentum durch Annahme der Taufe bei den Jesuiten des Prager Klementinums vorbereitet. Im Februar des Jahres 1694 verstarb Simon jedoch ganz plötzlich im Hause seines Vaters Lazar in der Judenstadt. Auf eine anonyme Anzeige hin, Simon sei keines natürlichen Todes gestorben, wurde sein Leichnam exhumiert und eine ärztliche Untersuchungskommission bestätigte das gewaltsame Ende des Toten. Die Untersuchungsbehörden beschuldigten daraufhin Simons Vater Lazar und einen weiteren Juden namens Löbl Kurtzhandl des Mordes. Simons Vater nahm sich nach seiner Verhaftung im Gefängnis das Leben, Löbl wurde zum Tode verurteilt, ließ sich aber noch kurz vor der Hinrichtung auf Druck der Jesuiten taufen. Simon Abeles wurde zu einem Symbol des barocken Prag – unter dem Geläut sämtlicher Prager Glocken und unter Geleit der höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger wurde sein Leichnam in die Teynkirche überführt, die Jesuiten führten über mehrere Jahre hinweg eine Kampagne für die Heiligsprechung Abeles⁶¹.

Die Serie von Druckwerken zu diesem Ereignis, die in den Folgejahren erschien, setzte sich aus drei Genres zusammen: Zuerst gelangten kurze Pamphlete und Einblattdrucke an die Öffentlichkeit, die grundlegende Informationen zu dem Geschehen boten.⁶¹ Als der ganze Fall eine ausreichende Popularität erlangt und auch die Aufmerksamkeit der höchsten weltlichen und geistlichen Stellen auf sich gezogen hatte, initiierten die Jesuiten und andere an der Angelegenheit interessierte Personen die Veröffentlichung der Gerichtsakten in mehreren Sprachen und Versionen und sorgten zugleich für die Herausgabe von Werken, die die Glorifizierung des kleinen Simon zum Ziel hatten.⁶²

⁶⁰ Friedrich, Martin: Zwischen Abwehr und Bekehrung. Die Stellung der deutschen evangelischen Theologie zum Judentum im 17. Jahrhundert. Tübingen 1988 (Beiträge zur historischen Theologie 72).

⁶¹ Warhafftige Abbildung einer ... Mordthat. (s.t.n.) Prag 1694. – Gruntovní novina o hrozném mordu, který spáchal Lazar Abeles ... [Eine grundlegende Neuigkeit über den schrecklichen Mord, den Lazar Abeles begangen hat ...]. (s.t.n.) Litomyšl 1694 (Knihopis Nr. 6301).

⁶² Die bibliographischen Angaben zu den meisten Drucken, die sich auf diesen Fall beziehen und an dieser Stelle nicht im Einzelnen aufgeführt werden können, verzeichnete *Muneles*,

Die Veröffentlichung der Untersuchungsprotokolle besorgte der Jesuit Johann Eder, der bereits von Anfang an im Hintergrund der gesamten Angelegenheit agiert hatte und aus dessen Hand der unglückliche Löbl Kurtzhandl die Taufe empfangen hatte. Pater Johann Eder übte in den Jahren 1669-1674 das Amt des Präfekten der jesuitischen Druckerei in Prag aus und war sich somit bewusst, welchen großen Einfluss der Buchdruck auf die öffentliche Meinung hatte. Im Jahre 1696 gab er aus diesem Grund in der einheimischen Jesuitendruckerei eine lateinische Version der Untersuchungsprotokolle unter dem Titel „Virilis Constantia pueri duodennis Simonis Abeles“ heraus.⁶³ Zwei Jahre später (1698) veröffentlichte Eders Mitbruder, Bartholomäus Christelius, die Akten in deutscher Übersetzung, die dann bei dem Nürnberger Buchhändler Balthasar Joachim Endter erhältlich waren.⁶⁴ Im Jahre 1696 erhielten auch die tschechischsprachigen Interessierten die Möglichkeit eines Aktenstudiums: Der Prager Rechtsgelehrte Johann Wolfgang Ebelin, der an der Untersuchung des Falles aktiv beteiligt gewesen war und dafür im Jahre 1698 in den Adelsstand erhoben wurde, publizierte bei dem Prager Drucker Jiří Labaun den tschechischen Titel „Inquisitorní proces“ (Der Inquisitionsprozess).⁶⁵ Nahezu zeitgleich erschien auch die deutsche Übersetzung von Ebelins Version, an deren Distribution sich wiederum der Buchhändler Endter beteiligte.⁶⁶ Erst nachdem sich dieser deutsche Kaufmann, der überall in Europa über Kontakte verfügte und unter anderem in Prag eine Zeitung herausgab, vom guten Umsatz des Ebelinschen Werkes überzeugt hatte, ging er 1698 daran, dieses Werk in einem Nachdruck auch im heimatischen Nürnberg zu vertreiben. In den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts versuchte der Drucker Jiří Labaun, der sich bereits an der Publikation der Gerichtsprotokolle in der Hochphase des Skandals beteiligt hatte, den Fall Abeles erneut zu beleben. Seit dem Jahre 1723 führte Labaun die Prozessschilderungen Ebelins in seinem „Nový titulární kalendář“ (Neuer Titularkalender) fort, dessen Autor Jan František Novák war.⁶⁷ Drei Jahre später begann er zudem mit dem Nachdruck der deutschen Fassung im „Neuen Prager Titular- und Logiaments-Kalender“.⁶⁸ An einer Wiederbelebung des Interesses an dem traurigen Fall nahm damals zudem der Prager Verleger Kašpar Zachariáš Wussin (Kaspar Zacharias Wussin) regen Anteil, der im Jahre 1728 Ebelins Version der Gerichtsakten in deutscher Sprache erneut drucken ließ.⁶⁹

Otto: Bibliografický přehled židovské Prahy [Bibliographische Übersicht über das jüdische Prag] Praha 1952, Nr. 183, 184, 186, 187, 238a, 241, 247.

⁶³ Eder, Johann: Virilis Constantia pueri duodennis Simonis Abeles. (Jezuitská tiskárna) Praha 1696.

⁶⁴ Ders.: Mannhafte Beständigkeit des zwölfjährigen Knaben Simon Abeles. Übersetzt von Bartholomäus Christelio. (s. t. n.) Prag 1698.

⁶⁵ Ebelin, Johann Wolfgang: Inquisitorní proces [Der Inquisitionsprozess]. (Jiří Labaun) Praha 1696.

⁶⁶ Ders.: Processus inquisitorius. (Jan Mikuláš Hampel) Praha s. a.

⁶⁷ Novák, Jan František: Nový titulární kalendář [Neuer Titularkalender]. (Jiří Labaun) 8 Bde., Praha 1723-1731 (Knihopis Nr. 6218-6226).

⁶⁸ Ders.: Neuer Prager Titular- und Logiaments-Kalender. (Jiří Labaun) Prag 1726.

⁶⁹ Ebelin, Johann Wolfgang: Processus inquisitorius. (Kašpar Zachariáš Wussin) Prag 1728.

Parallel zur Veröffentlichung der Gerichtsdokumente, die durchaus den Eindruck eines gerecht geführten Gerichtsprozesses vermittelten, arbeiteten die Jesuiten intensiv an einem martyriologischen Bild des Simon Abeles. Im Jahre 1695 komponierte der aus Italien stammende Arzt Angelo Rotondo ein Oratorium, in dem der tragische Tod des jüdischen Jungen gepriesen wurde. Dieses Werk wurde mit Zustimmung des Prager Konsistoriums – namentlich angeführt wurde der Dekan im Kollegiatkapitel, Václav (Wenzel) Bílek von Bílenberg – in der Druckerei Jiří Labauns gedruckt; es war mit einer Widmung an Kaiser Leopold I. versehen.⁷⁰

Bílek von Bílenberg war es auch, der 1696 ein Wort für die Veröffentlichung eines anonymen Elogiums in der Prager Druckerei der Familie Hampel einlegte.⁷¹ Der unbekannte Autor der Lobpreisung mit dem Titel „Lilium inter spinas“ verglich Simons Tod symbolträchtig mit dem Verwelken einer Lilienblüte, als Parallele führte er den drei Jahrhunderte zurückliegenden Ritualmord an einem anderen Jungen gleichen Namens an – Simon aus Triest.⁷² Die Jesuiten, die zur Verbreitung ihrer Lehre mit Vorliebe Schultheatervorstellungen nutzten, brachten ferner ein Stück zur Aufführung, das Simons Tod in den Mittelpunkt stellte und 1738 in der Jesuitendruckerei unter dem Namen „Agnus inter haedos“ erschien.⁷³

Alle mit der Affäre verbundenen Drucke wiesen bestimmte gemeinsame Züge auf. In allen Werken wurde Simons Kindheit emotional geschildert, keiner der Autoren vergaß, Parallelen zum Tod des Simon aus Triest zu ziehen und alle Autoren hoben Simons Vorbild für die Konvertierung weiterer jüdischer Kinder in Prag hervor. An der Veröffentlichung dieser propagandistischen Literatur beteiligten sich mehrere Prager Drucker: Jiří Labaun und der Nürnberger Balthasar Joachim Endter ließen sich offenkundig vor allem von der Aussicht auf finanziellen Gewinn leiten, die Hampelsche Druckerei verfügte wohl über enge Kontakte zu den Jesuiten, deren eigene Druckerei im Klementinum schließlich ein natürliches Interesse an derartigen propagandistischen Schriften haben musste. Als wichtig erwies sich ferner auch die ikonographische Ausstattung der Drucke. Nahezu alle Versionen der Protokolle enthielten ein stilisiertes Bild des Mordes und des sich daran anschließenden Prozesses oder zumindest ein vermeintliches Porträt des zwölfjährigen Simon.

Die restriktiven Maßnahmen des Staates, deren Ziel es war, die jüdische Bevölkerung in den böhmischen Ländern so weit wie möglich von der Mehrheitsbevölkerung zu isolieren, fanden unter Karl VI. (1711-1740) ihren Höhepunkt.⁷⁴ Zur Steigerung der Spannungen in den christlich-jüdischen Beziehungen trugen zu Beginn des 18. Jahrhunderts zudem judenfeindliche Pamphlete bei, die Georgio Diodato, ein Kaufmann arabischer Abstammung, publizierte. Dieser in Damaskus geborene Araber, der später lange Zeit in verschiedenen europäischen Städten

⁷⁰ *Rotondo*, Christoforo Angelo: *Il neo-martire di Boemia ... descritto in due oratorii*. (Jiří Labaun) Prag 1695.

⁷¹ Der Eigentümer der Druckerei Johann Nikolaus, der ein Jahr zuvor gestorben war, wirkte in den Jahren 1675-1677 als Faktor bei den Jesuiten.

⁷² *Anonymus*: *Lilium inter spinas*. (Jan Mikuláš Hampel) Praha 1696.

⁷³ *Agnus inter haedos Simon Abeles*. (s. t. n.) Prag 1738.

⁷⁴ *Putík*: *The Prague Jewish Community 4-170* (vgl. Anm. 9).

verbrachte und sich dabei bereits als glühender Bekenner des Christentum gebärdete, ließ sich 1703 in Prag nieder, wo er polemische Schriften verfasste und herausgab, die sich gegen den Islam und partiell auch gegen die jüdische Religion wandten. Im Jahre 1713 schaltete er sich in einen Streit zwischen dem Prager Rabbiner David Oppenheimer und dem arabischen Händler Jakob Simon Toff ein, in dem es um Toffs finanzielle Forderungen an die jüdische Kasse in Europa ging. In dem Streit, der sich über mehrere Jahre hinzog, übernahm Diodato peu à peu die Führungsrolle. Nachdem Jakob Toff im Jahre 1711 unter direkter Einflussnahme Diodatos zum Christentum konvertiert war, verwandelte sich der ursprünglich persönliche Konflikt in eine öffentliche antijüdische Hetzkampagne, die mehrere Jahre dauerte.⁷⁵

„Hofdrucker“ der Pamphlete Diodatos wurde der Altstädter Drucker Jan Václav Helm (Johann Wenzel Helm), der in den Jahren 1714-1718 insgesamt sieben einschlägige Werke druckte.⁷⁶ Der Inhalt von Diodatos Werken erwies sich als nicht gerade originell. Die emotional eingefärbten Argumente, die oberflächliche Kritik an Islam und Judentum sowie deren Vergleich mit dem Christentum sollten den Leser von der Einzigartigkeit des katholischen Glaubens überzeugen. Beim Vergleich zwischen beiden Glaubensbekenntnissen nutzte Diodato mit Vorliebe den Dialog zwischen symbolischen Figuren: einmal waren dies Europa und Asien, ein andermal Mohammed, ein Christ und ein Jude, in einer weiteren Schrift wiederum Vater und Sohn. Sämtliche Büchlein Diodatos schmückten immer wiederkehrende Holzschnitte: ein Porträt des Autors (Abb. 4) und eine symbolische Darstellung dreier Gestalten – des Propheten Jeremias, Karls VI. sowie eines Arabers.

Im Lauf der Zeit, als der Streit mit dem Prager Rabbiner Oppenheimer an Schärfe zunahm, steigerte sich auch die Aggressivität der Schriften Diodatos. In seinem letzten, bereits in Leipzig im Jahre 1724 herausgegebenen Werk, nannte der Araber seinen Gegner Oppenheimer offen beim Namen.⁷⁷ Zu jener Zeit freilich zeichnete sich die Niederlage des Prager Kaffeehausbesitzers Diodato in der Auseinandersetzung bereits ab. Bei der amtlichen Untersuchung der ganzen Angelegenheit wurde Diodato verdächtigt, dem Luthertum anzuhängen, und als das bekannt wurde, begannen sich offenbar die Jesuiten, die in der Hetzjagd die Rolle der grauen Eminenz gespielt hatten, von Diodato abzuwenden. Auch die Prager Juden verteidigten sich entsprechend ihren Möglichkeiten – sie entfalteten einen starken ökonomischen Druck, der Diodatos Handelsaktivitäten zum Scheitern brachte. Den erfolglosen Unternehmer verließ zudem seine Frau, seine verleumderischen Pamphlete, die er weiterhin verfasste, blieben als handschriftliche Manuskripte unveröffentlicht.

⁷⁵ Den ganzen Fall ausführlich rekonstruiert haben *Nosek/Sadek*: Giorgio Diodato und David Oppenheim (vgl. Anm. 10).

⁷⁶ Dazu unter anderem *Diodato*, Giorgio: Im Nahmen dess allmächtigsten Gottes. (Jan Václav Helm) Prag 1716. – *Ders.*: Liebe der Wahrheit. (Jan Václav Helm) Prag 1717. – *Ders.*: Spiegel der Wahrheit. (Jan Václav Helm) Prag 1715. – *Ders.*: Kurtze Vorstellung und Erklärung derer drey vornehmsten ... Glauben. (Jan Václav Helm) Prag s. a. – *Ders.*: Der wahre Weegweiser. (Karel Jan Hraba) Prag 1719.

⁷⁷ *Diodato*, Giorgio: Anfang der Weissheit. (Andreas Zeidler) Leipzig 1724.

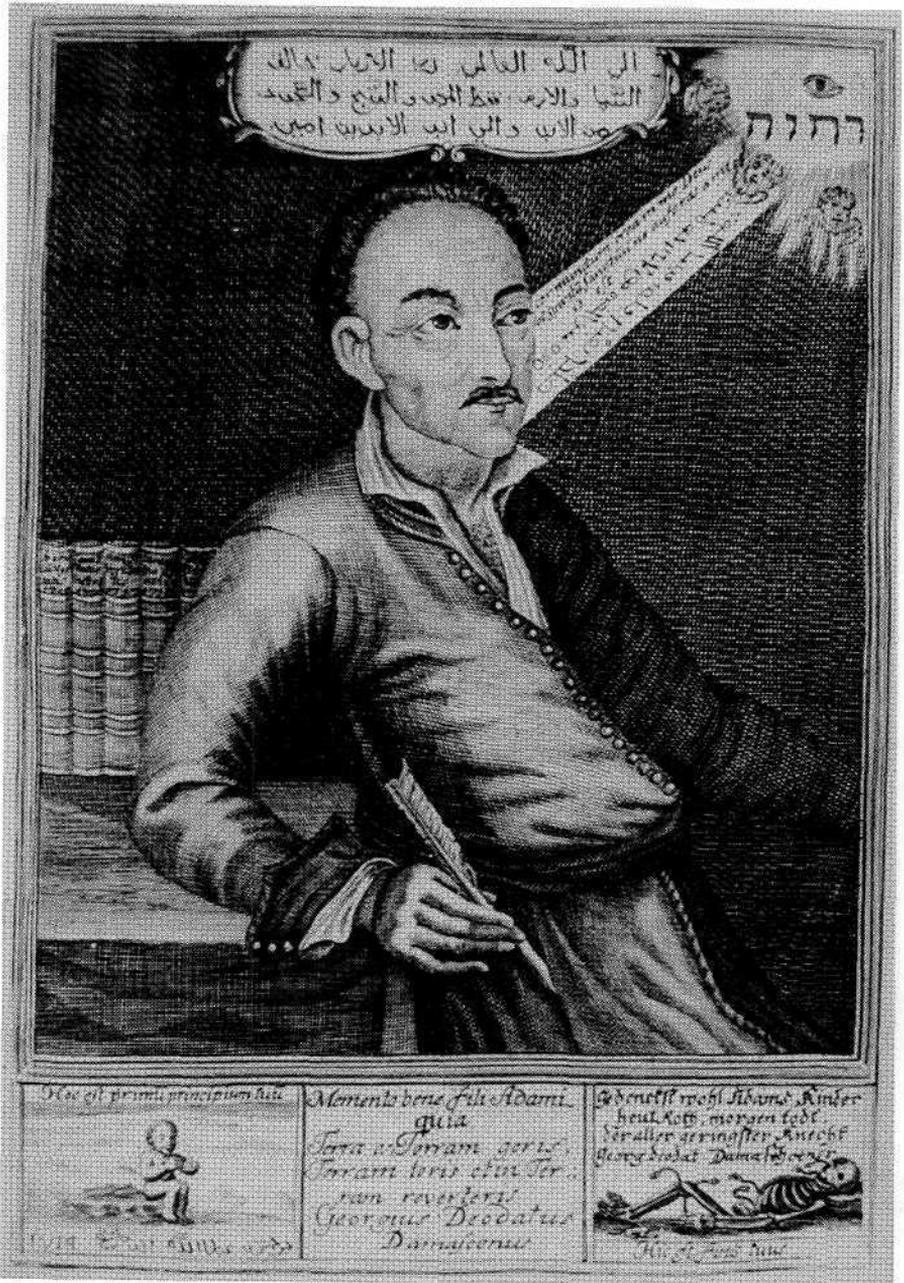


Abb. 4: Das Porträt Giorgio Diodatos, das er den meisten seiner Druckschriften beifügte.

Diodatos Schriften bezeugten, dass er das islamische Milieu kannte und über einige Kenntnisse der religiösen Literatur sowie der arabischen Sprache verfügte. Vertrautheit mit dem Judentum kann man ihm allerdings nicht attestieren. Giorgio Diodato arbeitete lediglich mit Informationen aus zweiter Hand, die er von dem jesuitischen Hebraisten Franz Haselbauer erhalten hatte. Von den engen Kontakten zwischen dem Kaffeehausbesitzer und dem Prager Jesuiten zeugt vor allem die Übereinstimmung der antijüdischen Argumente Diodatos mit den polemischen Texten des missionarisch orientierten Jesuiten. Das Bündnis zwischen beiden spiegelte sich jedoch auch auf praktischem Gebiet wider – eine der Schriften Haselbauers aus dem Jahre 1719 enthielt die Information, dass Interessenten die Schrift in Diodatos Kaffeehaus erwerben konnten.⁷⁸

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts spielten die Prager Jesuiten in den antijüdischen Hetzkampagnen eine führende Rolle. Bei der Herausgabe entsprechender Texte engagierten sie sich entweder selbst oder unterstützten Publikationsvorhaben exponierter Personen wie der Giorgio Diodatos. Bereitwillig trugen sie etwa im Fall des Simon Abeles dazu bei, Informationen auch auf den entsprechenden Buchmärkten in den Nachbarländern zu verbreiten.

Einer der Ersten, der sich bei seiner Überzeugungsarbeit unter den Juden einer psychologisch ausgefeilten Methode bediente, war der eben schon erwähnte Jesuit und Hebraist Franz Haselbauer. Seine Texte, die ab den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschienen, wandten sich nicht nur formal, sondern auch faktisch an die Juden und wurden in deren Sprache – dem Judendeutsch – veröffentlicht.⁷⁹ Haselbauer, der eine ganze Reihe hebraistischer Schriften publizierte, verkörperte einen neuen Typ des jesuitischen Missionars. Ihm war bewusst, dass weder über Druck, wie ihn die Jesuiten nach dem Tod des Simon Abeles ausübten, noch durch Propagandaschriften im Stile jener Diodatos die Konvertierung einer größeren Zahl von Juden zum Christentum erreicht werden konnte. Da ihm erzwungene Konvertierungen sinnlos erschienen, trat er für einen Dialog mit den Juden ein, der ihre eigenen Positionen berücksichtigte. Haselbauer hielt auch nichts von der billigen Rhetorik und den einseitigen Darstellungen, wie sie in den traditionellen antijüdischen Schriften gängig waren. Vielmehr nutzte er psychologische Überzeugungsstrategien: Zuerst schilderte er das Christentum in den Termini des jüdischen Glaubens und näherte sich damit der jüdischen Glaubenstradition an. Es ging ihm in erster Linie darum, die jüdischen Leser davon zu überzeugen, dass die Grundlagen des Christentums dem jüdischen Milieu entsprungen waren und das Christentum eine natürliche Fortsetzung des biblischen Monotheismus bildete. Seine Argumentation war freilich traditionell und stützte sich auf die christliche Interpretation der alttestamentarischen Texte.

⁷⁸ Haselbauer, Franz: Grundlicher Bericht von dem Christenthume. (Jesuitendruckerei) Prag 1719-1722, fol. Dd 8b: Zu finden bey Giorgio Diodato Damascener ...

⁷⁹ Ders.: Kurzer Inhalt des christlichen Gesetzes in 100 Unterweisungen allen Kindern Israels. (Jesuitendruckerei) Prag 1730. – Ders.: Christliche Kirchen-Gebete. (Jesuitendruckerei) Prag 1720. Eine weitere überlieferte Ausgabe stammt aus dem Jahre 1755.

Anders als Haselbauers Schriften, die in Böhmen recht bekannt waren, blieb das Werk des katholischen Priesters Elias Roblík, der in Groß Meseritsch (Velké Meziříč) in Mähren in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts wirkte, völlig unbekannt. Im Vorwort zu seiner umfangreichen Arbeit mit dem allegorischen Titel „Jüdische Augengläser“ bekannte Roblík, er sei von dem bekannten Werk des protestantischen Orientalisten Johann Andreas Eisenmenger „Entdecktes Judenthum“ (1711) inspiriert worden.⁸⁰ In der überarbeiteten Form Roblíks verloren Eisenmengers Argumente jedoch an Nachdrücklichkeit und Überzeugungskraft. Dem Text eigene Gedanken und Originalität zu verleihen, war Elias Roblík nicht im Stande. Vielleicht verzeichnete sein Buch, das in den Jahren 1741-1743 erschien, aus diesem Grund nicht annähernd so einen großen Erfolg wie die deutsche Vorlage.

Infolge der nachlassenden Unterstützung der Juden durch den Staat und unter dem Einfluss des Jesuitenordens häuften sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in der so genannten ‚Volksliteratur‘ antijüdische Ausfälle. Immer öfter dienten die Juden als Zielscheibe für Attacken aus den niederen Volksschichten, die auf diese Weise ihre soziale Unzufriedenheit zu kompensieren suchten. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wuchs zudem die Zahl anonym herausgegebener Schriften – Flugblätter, Lieder und Einblattdrucke, deren Hintergrund meist judenfeindliche Ansichten und Stimmungen der unteren Volksschichten bildeten. Mit ihrem Sujet knüpften sie häufig an die Lächerlichmachung des Juden in der dramatischen und satirischen Literatur an.

Beachtung verdient zum Beispiel eine Serie tschechisch verfasster antijüdischer Lieder, die auffällige Übereinstimmungen aufweisen.⁸¹ Die Handlung dieser Hetzlieder spielte überwiegend in Warschau; besungen wurden meist versuchte Ritualmorde und die wundersame Errettung ihrer kindlichen Opfer. Diese Texte hingen vermutlich mit den Spannungen in der Gesellschaft zusammen, die ausbrachen, als zu Beginn der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts infolge des Anschlusses großer polnischer Gebiete die Zahl der österreichischen Juden um drei Viertel anstieg. In Liedern, Pamphleten und Theaterstücken verband sich die religiöse Feindschaft mit profanen Vorurteilen. Von hier aus war es nur ein kleiner Schritt hin zu einer Xenophobie, die den Übergang vom traditionellen religiösen Antijudaismus zum neuzeitlichen Antisemitismus einleitete. Die Verfasser von Schriften aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, die eine Emanzipation der böhmischen Juden ablehnten, führten bereits durchgängig wirtschaftliche und biologische – also ‚rassische‘ – Gründe für ihre Einstellung ins Feld. Zwar hatten sich die österreichischen Juden seit Anfang des 18. Jahrhunderts darum bemüht, den Wiener Hof

⁸⁰ *Roblík*, Elias: Jüdische Augengläser. (Marie Barbara Svobodová) Brünn und (Antonín Jan Preis) Znaim 1741 sowie (Václav Jan Tybely) Königgrätz 1743. – *Schreckenberger*: Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte 705 f. (vgl. Anm. 6).

⁸¹ *Píseň nová o zázraku Svaté Anny* [Ein neues Lied über das Wunder der heiligen Anna]. s. l., s. t. n. (Knihopis Nr. 7483-7487). – *Nová píseň o židovských dětech* [Ein neues Lied über die jüdischen Kinder]. s. l., s. t. n. (Knihopis Nr. 12.817-12.818). – *Píseň o jednom příběhu, který se stal v polské zemi* [Das Lied von einem Vorfall, der im polnischen Lande geschah]. s. l., s. t. n. (Knihopis Nr. 12.187-12.192).



Abb. 5: Jüdischer Händler. Quelle: *Opitz, Johann Ferdinand: Vollständige Beschreibung der königlichen Haupt- und Residenzstadt Prag. (Jan Ferdinand Schönfeld) Prag 1787.*

durch Loyalitätsbekundungen für sich zu gewinnen, doch stellt sich auch die Frage, welchen Einfluss Beschreibungen pompöser Umzüge der Prager Juden aus den Jahren 1716 und 1741 auf die ihnen feindlich gesinnte Umgebung hatten.⁸²

Gleichwohl erhoben sich gegen Ende des Jahrhunderts auch Stimmen aufgeklärter Individuen, die die Veränderungen der Politik des Staates gegenüber den Juden hoffnungsvoll kommentierten; diese betrafen in erster Linie die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der Juden. Vor allem die Autoren kulturhistorischer Prag-Führer hingegen den aufgeklärten Vorstellungen zur Stellung der Juden in der Gesellschaft an. So charakterisierte Friedrich Ernst Arnold, der Autor der „Beobachtungen in und über Prag“,⁸³ die gesellschaftlichen und rechtlichen Veränderungen unter der Herrschaft Josefs II. (1780-1790) folgendermaßen: „Sie sind unter keinem drückenden Joche“, ohne Schwierigkeiten können sie „ihre eigene Kultur entfalten“.⁸⁴ Arnold kommentierte unter anderem die Veränderungen in der Bekleidung der Prager Juden. Dabei stellte er fest, unter den Juden seien viele kultivierte und gebildete Persönlichkeiten zu finden, zudem pflegten die Juden das Andenken an ihre Vorfahren sowie ihre Friedhöfe in besonderem Maß. Beim Abschluss von Handelsgeschäften allerdings würden sie kein Erbarmen kennen:

Im ganzen genommen ist der hiessige Jude ein Chamäleon, der nach der Lage der Sache eine andere Gestalt anzunehmen, und sich vortrefflich in die Zeit zu Schicken weis, dem man aber immer auf die Finger sehen, und ihn drey Schritt vom Leibe entfernt halten muss.⁸⁵

Im gleichen Jahr wie der eben erwähnte Druck (1787) erschien auch die „Vollständige Beschreibung der königlichen Haupt- und Residenzstadt Prag“ von Johann Ferdinand Opitz.⁸⁶ Sein Stadtführer verzeichnete bereits das neu gestaltete Prager Getto, das nach der zweiten großen Feuersbrunst in seiner Geschichte 1754 in langwieriger und aufwändiger Arbeit umgebaut worden war. Opitz schrieb, das Getto bestehe aus annähernd 300 Steinhäusern, die im Durchschnitt jeweils 30 bis 40 Bewohner beherbergten, es verfüge über insgesamt sechs Tore. Er hob das jüdische Rathaus, vor allem aber dessen Turm mit der Uhr und dem hebräischen Ziffernblatt hervor; große Aufmerksamkeit widmete er zudem dem Sitz des Landesrabbiners, dem Spital sowie einigen Häusern mit historischer Tradition. Am meisten fesselte Opitz jedoch der alte jüdische Friedhof, dessen Umfang er auf mehrere hundert Schritte schätzte, mit den charakteristischen Grabsteinen, von denen er einige als „ungewöhnlich gross“ bezeichnete.⁸⁷ Die Prager Synagogen – Erwähnung finden die Altneu- und die Meiselsynagoge, die alte Schule, die Pinkas-, Klausen-,

⁸² Die bibliographischen Angaben verzeichnet *Muneles*, Otto: Bibliografický přehled židovské Prahy Nr. 233, 249. – *Putík*, Alexandr: The Origin of the Prague Jewish Town. The Banner of the Old-New Synagogue. David's Shield and the „Swedish hat“. In: *Judaica Bohemiae* 29 (1993) 4-37.

⁸³ *Arnold*, Friedrich Ernst: Beobachtungen in und über Prag. (Wolfgang Gerle) Prag 1787.

⁸⁴ *Ebenda* 103.

⁸⁵ *Ebenda* 121.

⁸⁶ *Opitz*, Johann Ferdinand: Vollständige Beschreibung der königlichen Haupt- und Residenzstadt Prag. (Jan Ferdinand Schönfeld) Prag 1787.

⁸⁷ *Ebenda* 205.



Abb. 6: Jüdische Händlerin. Quelle: *Opitz, Johann Ferdinand: Vollständige Beschreibung der königlichen Haupt- und Residenzstadt Prag.* (Jan Ferdinand Schönfeld) Prag 1787.

Zigeuner-, Hof- und die Neue Synagoge – beschrieb er als „behaglich“.⁸⁸ Als typischer Vertreter der Aufklärung offenbarte sich der Verfasser in dem Augenblick, in dem er den Fortschritt im jüdischen Schulwesen überschwänglich pries, wo man im Religionsunterricht schließlich mehr auf das reine mosaische Gesetz achte als auf die „abergläubische Festlegung des Talmud“.⁸⁹ Mit Genugtuung kommentierte Opitz auch die jüngsten politischen Veränderungen – das Wirken promovierter jüdischer Ärzte in Prag und die Aufhebung der Anordnung, ein gelbes Zeichen und die charakteristische Halskrause zu tragen. Opitz schloss seine Schrift mit der optimistischen Prognose, dass die fortschreitende Emanzipation und Eingliederung der Juden in die Gesellschaft die Jahrhunderte des Hasses zwischen Christen und Juden beenden würden.⁹⁰ Doch keineswegs alle Zeitgenossen teilten Opitz' Denken ...⁹¹

Die Normalisierung in den gesellschaftlichen Beziehungen zeigte sich auch bei dem in Druckereien beschäftigten Personal, und sei es nur aus praktischen Erwägungen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beschäftigten mehrere Prager und mährische Druckereien jüdische Korrektoren und Setzer, ohne dass das Probleme bereitet hätte. Zudem konnten die Druckereien durch die Herstellung hebräischer Titel für jüdische Auftraggeber ihren Gewinn steigern.⁹² Zuvor waren hebraistische Arbeiten – deren Autoren nahezu ausnahmslos Prager Jesuiten gewesen waren – selbstverständlich in der Druckerei im Klementinum erschienen. Mit dieser Druckerei hatten sich die Prager Jesuiten unter den nichtjüdischen Druckereien bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts bei der Herstellung hebräischer Bücher eine Monopolstellung gesichert. Erst im Jahre 1756 betraute der Jesuit František Zelený eine andere Druckerei als die im Klementinum mit der Herausgabe seines Hebräisch-Lehrbuches, und zwar den Altstädter Drucker Franz Ignaz Kirchner. Die Gründe dafür waren rein pragmatischer Natur: Im Vergleich zu den Typen der Universitätsdruckerei erwiesen sich diejenigen Kirchners als moderner, deutlicher und wesentlich ansehnlicher. Neben Kirchner druckten für kurze Zeit auch Jan Karel Hřaba (1759), Karl Josef Jauernich (1766) und Jana Průšová (1766) für die Jesuiten.

⁸⁸ *Ebenda* 206.

⁸⁹ *Ebenda* 205.

⁹⁰ *Ebenda* 208.

⁹¹ *Kuděla*: Zeitgenössische Reaktionen auf die Josephinische Toleranz der Juden (vgl. Anm. 11).

⁹² Grundlegende Informationen zum hebräischen Buchdruck des 18. Jahrhunderts liefern folgende Artikel: *Hodrová*, Milena/*Nosek*, Bedřich: Auswahlkatalog hebräischer Drucke Brüner Provenienz. In: *Judaica Bohemiae* 11 (1975) H. 2, 83-104. – *Nosek*, Bedřich: Auswahlkatalog hebräischer Drucke Prager Provenienz aus dem 18. Jahrhundert in den Sammlungen des Staatlichen Jüdischen Museums im Prag. III. Teil: 1700-1799. In: *Judaica Bohemiae* 13 (1977) H. 2, 96-120. – *Ders.*: Auswahlkatalog hebräischer Drucke Prager Provenienz aus dem 18. Jahrhundert in den Sammlungen des Staatlichen Jüdischen Museums im Prag. III. Teil 1700-1799 (Schluss der Studie). In: *Judaica Bohemiae* 14 (1978) H. 1, 35-58. – *Braunová*, Andrea: Počátky hebrejského knihtisku na Moravě [Die Anfänge des hebräischen Buchdrucks in Mähren]. In: *Problematika historických a vzácných knižních fondů Čech, Moravy a Slezska* [Die Problematik historischer und seltener Buchbestände in Böhmen, Mähren und Schlesien]. Olomouc 1999, 57-61.

Als Mitglied der Druckerbruderschaft in Prag erhielt Jana Průšová 1777 als erste Frau einen Auftrag aus dem jüdischen Milieu. An dieser Arbeit beteiligte sich auch Gabriel ben Natan Utitz, ein Setzer jüdischer Abstammung, der gelegentlich für ein Konkurrenzunternehmen, die von Jisrael ben Baer Jeitteles geleitete jüdische Katz-Druckerei tätig war. Nach der Auflösung der Jesuitendruckerei im Jahre 1773 beauftragten einige (ehemalige) Jesuiten den Universitätsdrucker Ferdinand Schönfeld mit dem Druck ihrer hebraistischen Arbeiten – und dies trotz der Tatsache, dass sie sich wiederholt über die Qualität seiner Drucke beschwerten.

Ab den achtziger Jahren wuchs die Konkurrenz beim Druck von Hebraica stark. In der hebräischen Typographie nahmen die Familiendruckerei Diesbach, die Werkstatt Antonín Hladkýs sowie die Druckerei Elsenwanger ihre Arbeit auf. Über den wirtschaftlichen Erfolg dieser Werkstätten, deren Besitzer selbst das Hebräische nicht beherrschten, entschieden die günstigen Zeitumstände. Die einzige jüdische Druckerei in Prag, die von Katz, verfiel mit der Zeit, chronische Finanzprobleme führten schließlich zu ihrem völligen Ruin. Die Beschäftigten dieser Druckerei, jüdische Setzer und Korrektoren, ließen sich daher von christlichen Druckereibesitzern anwerben. Diese wiederum hofften, die Beschäftigung jüdischer Mitarbeiter werde ihnen unter den jüdischen Bewohnern Böhmens und hauptsächlich Prags einen problemlosen Absatz ihrer Arbeiten garantieren.

In Mähren stellte sich die Lage anders dar. Im Jahre 1753 erhielt Franz Josef Neumann, der zwar selbst nicht Hebräisch konnte, dafür jedoch in Verbindung mit den Wiener Orientalisten Johann M. Tauff und Alois von Sonnenfels (letzterer war selbst ein getaufter Anhänger der Aufklärung jüdischer Herkunft) stand, für sich und seine Erben das alleinige Privileg zum Druck hebräischer Bücher für Mähren und Schlesien. Auch Neumann beschäftigte bereits ohne Schwierigkeiten jüdische Mitarbeiter, seine Bücher wurden aber in erster Linie von mährischen Juden gekauft.

Fazit

Die Entwicklung in den böhmischen Ländern folgte den allgemeinen Tendenzen der Nachbarländer, vor allem aber in Deutschland, doch zeigte sich in den Arbeiten böhmischer und mährischer Druckereien auch eine ganze Reihe landesspezifischer Züge. So ist es auf die schwierige religiöse Situation (die komplizierte Annahme des Luthertums, Spannungen in religiösen Fragen, die das gesamte 16. Jahrhundert hindurch andauerten) und die allgemeine kulturelle Entwicklung (u. a. die verspätete Entfaltung des Buchdrucks) zurückzuführen, dass sich in Böhmen gedruckte Äußerungen zur jüdischen Problematik erst in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts fanden. Hinter dieser ersten Konjunktur antijüdischer Stimmungen standen vor allem katholische Kreise; das wiederholte sich in späteren Zeiten, in denen starke judenfeindliche Strömungen aufkamen, wie während der sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts, zu Beginn des 17. Jahrhunderts oder in der Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg. Von den Impulsen, die von der Reformation ausgingen, übernahm die böhmische Gesellschaft vor allem die positiven, wie z. B. die sich entwickelnde Historiographie zur alttestamentarischen Geschichte und Hebraistik.

Die gedruckte Literatur zu jüdischen Themen machte in der Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg grundlegende Veränderungen durch. Eine ganze Reihe von Werken aus der Zeit vor dem Weißen Berg fand sich nun auf dem Index wieder, die thematische Vielfalt und die relative Toleranz in der Beziehung zu den Juden und ihrer Kultur wurde erneut spürbar beschnitten. In allen literarischen Genres einschließlich der barocken Historiographie nahm die Zahl negativer Äußerungen über die jüdische Problematik deutlich zu. Erneut hatte die Hebraistik vor allem ihrer ursprünglichen Aufgabe zu dienen – der Mission unter den Juden.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts meldeten sich in der böhmischen gedruckten Literatur auch vereinzelt Stimmen zu Wort, die die gesellschaftlichen Veränderungen, zu denen es im Zuge der jüdischen Emanzipation gekommen war, positiv einschätzten. Eine bei weitem stärkere Verbreitung und Wirkung hatten allerdings weiterhin die negativen Stereotype über die Juden, deren Wurzeln immer häufiger in rassistischem Denken lagen. Werke dieser Art wurden zu wichtigen Quellen für den Antisemitismus späterer Zeiten, vor allem für das 19. und 20. Jahrhundert, in dem die Juden mit Verfolgung und Vernichtung in bisher nicht gekanntem Ausmaß konfrontiert wurden.

Übersetzung Thomas Krzenck

FRAUEN UND „ZWEITE LEIBEIGENSCHAFT“
IN BÖHMEN*

Forschungen über unterentwickelte Gesellschaften haben sowohl für die moderne ‚Dritte Welt‘ als auch für die europäische Vergangenheit gezeigt, dass die Stellung der Frau eine wichtige Rolle bei der wirtschaftlichen Entwicklung eines Landes spielt, und zwar besonders in ländlichen Gebieten.¹ Trotz dieser Funktion als Entwicklungsindikator wurde der Stellung von Frauen in den Gesellschaften Ost- und Ostmitteleuropas, in denen während der so genannten ‚zweiten Leibeigenschaft‘ (zwischen 1500 und 1750) grundherrliche Institutionen ihren Einfluss beträchtlich ausdehnten und die einen verbreiteten Typ vorindustrieller Gesellschaften darstellten, bisher nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet.² Zudem wurden die Hypothesen, mit

* Wir danken Helge Berger, André Carus, Markus Cerman, Tracy Dennison, Stan Engerman, Sara Horrell, Dana Štefánová, Jan de Vries, Richard Wall sowie den Teilnehmern an Seminaren und Tagungen in Berlin, Cambridge, Göttingen und Tübingen für ihre anregenden und hilfreichen Bemerkungen zum Thema dieser Arbeit. Unser ganz besonderer Dank gilt Markus Cerman, der gemeinsam mit Sheilagh Ogilvie die verwendeten Daten über Dörfer in den Herrschaften Reichenberg/Liberec und Friedland/Frýdlant im Rahmen gemeinsamer Forschungen zusammengetragen hat; Alice Klášterská, Lenka Matušiková, Alena Pazdřerová und Dana Štefánová für Gespräche zur tschechischen Frauengeschichte; Lenka Matušiková und Hermann Zeitlhofer für ihre Mühe, Quellen aus Prag und Wien nach Cambridge zu senden; Helge Berger, Stefanie Roetzer und Friedrich Wollmershäuser für zahlreiche Korrekturen an der deutschen Fassung dieses Aufsatzes; der Volkswagen-Stiftung für die Unterstützung des Forschungsprojekts „Soziale Strukturen in Böhmen“; der British Academy für die Erteilung einer Research Readership an Sheilagh Ogilvie für das Forschungsprojekt „The Economic World of the Bohemian Serf, 1550-1750“; und schließlich der Cambridge Group for the History of Population and Social Structure und dem Center for Economic Studies an der Universität München für ihre Gastfreundschaft während der Zeit, in der diese Arbeit geschrieben wurde.

¹ Zu dieser Frage siehe Ogilvie, Sheilagh: *A Bitter Living: Women, Markets, and Social Capital in Early Modern Germany*. Oxford 2003, Kapitel 1 und 7. – Hudson, Pat/ Lee, W. Robert: *Women's Work and the Family Economy in Historical Perspective*. In: *Dies.* (Hgg.): *Women's Work and the Family Economy in Historical Perspective*. Manchester 1990, 2-48. – Hanawalt, Barbara (Hg.): *Women and Work in Preindustrial Europe*. Bloomington 1986. – Cavaciocchi, Simonetta (Hg.): *La donna nell' economia secc. XIII-XVIII*. Prato 1990.

² Zur langen Vernachlässigung dieses Themas und zu Versuchen, diese auszugleichen Boškovska, Nada: *Die russische Frau im 17. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien 1998, 8-13, 238-239. – Izydorczyk-Kamler, Anna/Wycański, Andrzej: *La femme et l'économie rurale en Pologne aux XVIe et XVIIe siècles*. In: Cavaciocchi (Hg.): *La donna nell' economia* 275-82, hier 275-76, 282 (vgl. Anm. 1). – Katalin, Péter: *Women Heading Households in the 16th and 17th Century Hungarian Rural Society*. In: *Ebenda* 293-300, hier 293. – Clements, Barbara Evans/Engel, Barbara Alpern/Worobec, Christine D. (Hgg.): *Russia's Women: Accommodation, Resistance, Transformation*. Berkeley, Los Angeles, Oxford 1991, hier vor allem 1-2, 12f., 17-20, 29f., 75, 135f. – Peters, Jan (Hg.): *Gutsherrschaftsgesellschaften*

denen Historiker die Veränderungen in der Stellung der Frau begründen, bisher für kaum eine Region des vorindustriellen Europa quantitativ überprüft.

Diese Vernachlässigung erstaunt besonders, wenn man sich die aktuellen wissenschaftlichen Diskussionen über die Auswirkungen der ökonomischen Entwicklung auf das Leben von Frauen vor Augen führt. Sowohl in modernen Entwicklungsländern als auch in Westeuropa zwischen 1500 und 1800 soll demnach die ökonomische Entwicklung durch einen Übergang von einer subsistenzorientierten Wirtschaftsweise im Rahmen traditioneller grundherrlicher, gemeindlicher und korporativer Institutionen (der so genannten Familienökonomie) zu einer kommerzialisierten Wirtschaftsweise im Rahmen entstehender Marktinstitutionen (der so genannten Marktökonomie) gekennzeichnet gewesen sein. Es wird oft argumentiert, dass die ‚Marktökonomie‘ den Frauen geschadet habe, da sie deren Möglichkeiten außerhalb und Handlungsspielräume innerhalb des Haushalts einschränkte. Demgegenüber sei die Stellung der Frau unter den traditionellen vormarklichen Institutionen, die für die ‚Familienwirtschaft‘ typisch waren, günstiger gewesen.³

Ostmittleuropa bietet ein gutes Untersuchungsfeld für die Frage, in welcher Weise die Lage von Frauen tatsächlich von den traditionellen Institutionen beeinflusst wurde. Denn im Gegensatz zur Entwicklung in Westeuropa gewannen in vielen ost- und ostmitteleuropäischen Gesellschaften vormarkliche Institutionen während der so genannten ‚zweiten Leibeigenschaft‘ zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert mit dem Wachstum grundherrlichen Einflusses deutlich an Macht.

Der vorliegende Aufsatz untersucht die Stellung der Frau in Böhmen in der Zeit zwischen dem späten vierzehnten und dem frühen achtzehnten Jahrhundert. Dafür wird ein quantitativer Indikator für die ökonomischen Wahlmöglichkeiten von Frauen identifiziert, der mit anderen Orten, Ländern und Zeiträumen vergleichbar ist. Dieser Indikator ist die Möglichkeit von Frauen, einen eigenen, unabhängigen Haushalt zu führen. Dazu werden Informationen über den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in Böhmen zwischen dem Mittelalter und dem 18. Jahrhundert zusammengetragen und mit den für andere europäische Gesellschaften vorliegenden

im europäischen Vergleich. Berlin 1997, vor allem 301-326, 343-58. – Pešek, Jiří / Ledvinka, Václav (Hgg.): *Žena v dějinách Prahy* [Die Frau in der Geschichte Prags]. Praha 1996, vor allem 9-12, 21-26.

³ Die Ansicht, das Mittelalter oder die Frühmoderne seien ‚goldene Zeitalter‘ für Frauen gewesen, weil Märkte traditionelle Institutionen noch nicht ersetzt hatten, ist seit Anfang des 20. Jahrhunderts von vielen Historiker/innen aufrecht erhalten worden. Siehe z. B. Clark, Alice: *Working Life of Women in the Seventeenth Century*. London 1992². – Pinchbeck, Ivy: *Women Workers and the Industrial Revolution, 1750-1850*. London 1981. – Richards, Eric: *Women in the British Economy since about 1700: An Interpretation*. In: *History* 59 (1974) 337-357. – Tilly, Louise A. / Scott, Joan W.: *Women's work and the family in nineteenth century Europe*. In: *Comparative Studies in Society and History* 17 (1975) 36-64. – Hill, Bridget: *Women, Work and Sexual Politics in Eighteenth-Century England*. Oxford 1989. – Diese Ansicht wird aber heftig kritisiert in Huston, Olwen: *Women in History: Early Modern Europe*. In: *Past and Present* 101 (1983) 125-141. – Und Bennett, Judith M.: *Medieval Women, Modern Women: Across the Great Divide*. In: *Aers, David* (Hg.): *Culture and History 1350-1600*. Hemel Hempstead 1992, 147-176. – Siehe dazu die Zusammenfassung in *Ogilvie: A Bitter Living*, 11-13, 326-338 (vgl. Anm. 1).

Werten verglichen. Anhand einer Datenbank für zwei Herrschaften in Nordböhmen werden sozioökonomische und institutionelle Einflüsse auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände zwischen 1591 und 1722 analysiert. Abschließend werden grundherrliche Gerichtsprotokolle mit dem Ziel ausgewertet, zu zeigen, wie diese quantitativ ermittelten Zusammenhänge unter den damals existierenden grundherrlichen und gemeindlichen Institutionen zustande kamen.

Hypothesen über die ökonomische Stellung der Frau im vorindustriellen Europa

Hypothesen über die ökonomische Stellung der Frau im vorindustriellen Europa werden meist entweder aus ‚technologischen‘ oder ‚institutionellen‘ Theorien entwickelt.⁴ Bei der ‚technologischen‘ Erklärung wird die Stellung der Frau durch die relative Produktivität von Frauen in verschiedenen Arbeitsgebieten bestimmt. Diese relative Produktivität beruht auf der reproduktiven Rolle der Frauen und ihrer geringeren körperlichen Stärke. Das Gebären von Kindern und die körperliche Schwäche zogen demnach eine geringere Produktivität von Frauen in Tätigkeiten nach sich, die – wie beispielsweise der Ackerbau – eine räumliche Trennung von der Wohnung sowie gewisse körperliche Kräfte verlangten. Umgekehrt soll die weibliche Produktivität in den Bereichen höher gelegen haben, in denen es vor allem auf die Geschicklichkeit ankam und die leichter mit häuslichen Aufgaben kombiniert werden konnten. Als Beispiele werden hier die Weidewirtschaft, protoindustrielles Heimgewerbe, Dienstleistungen und Kleinhandel genannt. Für Regionen oder Orte, in denen diejenigen ökonomischen Tätigkeiten dominierten, in denen die Frauen als produktiver betrachtet werden, wird nach dieser Erklärung eine größere weibliche Unabhängigkeit vermutet.⁵

Vertreter ‚institutioneller‘ Erklärungen dagegen argumentieren, die Stellung der Frau sei vorwiegend von sozialen Regeln determiniert gewesen. Nach der am weitesten verbreiteten Version dieser Sichtweise bestand die ökonomische Entwicklung – sowohl in modernen unterentwickelten Gesellschaften als auch in der europäischen Vergangenheit – aus einem Übergang von der ‚Familienökonomie‘ zur ‚Marktökonomie‘. Häufig wird daraus die bereits erwähnte These abgeleitet, die ‚Marktökonomie‘ sei für die Frauen nachteilig, traditionelle, vormarktlche Institutionen ihren Interessen dienlicher gewesen.

Diese Sicht findet sich in vielen Studien. So argumentiert zum Beispiel Alice Clark, dass die ‚Familienökonomie‘ traditioneller Dorfgemeinden und städtischer Zünfte für die Frauen des Mittelalters vorteilhaft gewesen sei, doch habe seit dem 16. Jahrhundert die individualistisch orientierte ‚kapitalistische Organisation‘ die

⁴ Für eine ausführliche Diskussion der Hypothesen über die Stellung der Frau in vorindustriellen Gesellschaften siehe *ebenda* 7-15.

⁵ *Kriedte, Peter/Medick, Hans/Schlumbohm, Jürgen*: Industrialization before Industrialization. Cambridge 1981, 51, 56, 61-63, 70. – *Eder, Franz*: Geschlechterproportion und Arbeitsorganisation im Land Salzburg, 17.-19. Jahrhundert. Wien, München 1990, 124-128. – Kritisch zu solchen Hypothesen ist *Mitterauer, Michael*: „Als Adam grub und Eva spann ...“ In: *Ders./Bolognese-Leuchtenmüller, Birgit* (Hgg.): Frauen-Arbeitswelten. Wien 1993, 17-42. – *Ogilvie*: A Bitter Living 7-9, 322-326 (vgl. Anm. 1).

ökonomische Rolle der Frauen reduziert.⁶ Caroline Barron behauptet, traditionelle Institutionen wie etwa die Zünfte hätten den englischen Frauen ein ‚goldenes Zeitalter‘ beschert, das sein Ende durch den Übergang zu marktbezogenen Institutionen gefunden habe: „Die Frauen haben im 16. Jahrhundert Boden verloren [...] der noch nicht zurückerobert worden ist.“⁷ Und Susan Cahn kommt zu dem Schluss, dass im England des 16. Jahrhunderts die Ablösung der traditionellen ökonomischen Institutionen durch das ‚Marktsystem‘ für Frauen zu einem „Sturz aus dem Paradies“ geführt habe.⁸ Auch Ivy Pinchbeck schreibt, die wachsende Marktorientierung der englischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert habe der bis dahin günstigen Stellung der Frau in der traditionellen, subsistenzorientierten Landwirtschaft sowie dem ‚hausindustriell‘ und ‚zünftig‘ organisierten Handwerk geschadet.⁹ Bridget Hill schließlich folgert, dass es beim Übergang von der ‚Familienökonomie‘ zur marktorientierten Landwirtschaft „kaum bezweifelt werden kann, dass die Frauen in Bezug auf ihre Arbeitsmöglichkeiten verloren haben.“¹⁰

Diese Interpretation findet sich nicht allein für die englische Geschichte. So behauptet z.B. Christina Vanja für Deutschland im 18. Jahrhundert, der Zusammenbruch der alten grundherrlichen und gemeindlichen Regulierungen der Landwirtschaft und ihr Ersatz durch marktorientierte Lohnarbeit sowie die ‚Professionalisierung‘ der Berufe habe auch hier die ökonomische und soziale Wertschätzung verringert, die der außerhäuslichen Frauenarbeit gegolten habe, wenn auch der Umfang dieser Arbeit keineswegs zurückgegangen sei.¹¹ Im frühmodernen Amerika, so Jeanne Boydston, habe die Auflösung des ‚dichten sozialen Netzwerks eines kolonialen Dorfes‘ und der Ersatz der kommunalen Regulierung durch die Kräfte des Marktes im 17. und 18. Jahrhundert die Arbeit von Frauen gesellschaftlich abgewertet.¹²

In der Literatur zu Osteuropa im 19. Jahrhundert lassen sich ganz ähnliche Ansichten zur Stellung der Frauen finden. So argumentiert etwa Barbara Engel, die gemeindlichen Institutionen des russischen Dorfes im 19. Jahrhundert, die sogar noch nach der Bauernbefreiung unter starkem grundherrlichen Einfluss standen, hätten die Frauen geschützt und versorgt. Für alle in die Dorfgemeinschaft integrierten Frauen seien solche traditionellen Institutionen besser als die ‚kapitalistische Lohnwirtschaft‘ der Städte gewesen, die die Frauen ausbeutete und „die Männer

⁶ Clark: Working Life 13, 43-63, 92, 150-152, 196 f., 234 f., 300 f. (vgl. Anm. 3).

⁷ Barron, Caroline: The ‘golden age’ of women in medieval London. In: Medieval Women in Southern England. Reading 1989, 35-58, hier 49.

⁸ Cahn, Susan: Industry of Devotion: The Transformation of Women’s Work in England, 1500-1660. New York 1987, 19-23, hier 9 (Zitat).

⁹ Pinchbeck: Women Workers 28 f., 111-121, 282-286 (vgl. Anm. 3).

¹⁰ Hill: Women 263 (vgl. Anm. 3).

¹¹ Vanja, Christina: Zwischen Verdrängung und Expansion, Kontrolle und Befreiung. – Frauenarbeit im 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 79 (1992) 457-482.

¹² Boydston, Jeanne: Home and Work: Housework, Wages and the Ideology of Labor in the Early Republic. Oxford 1990, 1-4, 27 f.

gegenüber den Frauen bevorzugte“.¹³ Wenn sie „aus ihrem Dorf in die Stadt zog“, so Engel, „ließ eine heiratsfähige Frau einen patriarchalischen Lebensstil hinter sich, der sie [...] gegen die Einflüsse des Marktes geschützt hatte“.¹⁴ In ähnlicher Weise stellt Jane McDermid die Situation der ‚Ausbeutung‘ von Frauen unter den Bedingungen ‚kapitalistischer‘ Produktion in den russischen Städten des 19. Jahrhunderts der ‚gesicherten‘ Lage der Frauen unter den traditionellen ländlichen Institutionen gegenüber.¹⁵ Auch Christine Worobec zufolge leistete die russische Bauersfrau des 19. Jahrhunderts dem ‚Individualismus‘ der städtischen Marktgesellschaft Widerstand, weil traditionelle ländliche Institutionen – so autoritär sie auch gewesen sein mögen –, „sie entschädigt haben und ihr in ihrer eigenen Gesellschaft einen Handlungsspielraum gelassen haben“.¹⁶

Eine deutliche Schwäche vieler dieser Studien liegt in ihrer Beschränkung auf Gesellschaften, die sich bereits durch marktorientierte Tätigkeiten auszeichneten. Es wird schlicht davon ausgegangen, vor dem eigentlichen Untersuchungszeitraum habe es ein ‚goldenes Zeitalter‘ gegeben, das durch eine größere Autonomie für Frauen und gleichzeitig einen geringeren Einfluss des Marktes gekennzeichnet gewesen sei. Seit einiger Zeit steht man solchen optimistischen Einschätzungen allerdings skeptischer gegenüber, was vor allem auf Untersuchungen darüber zurückzuführen ist, wie die traditionellen Institutionen im vorindustriellen Europa die Arbeit und die Unabhängigkeit der Frauen tatsächlich beeinflussten. Dieser eher kritische Ansatz wird durch die vorliegende Arbeit für Böhmen bestätigt.¹⁷

Das frühneuzeitliche Böhmen bietet ein hervorragendes Testfeld sowohl für die technologischen als auch für die institutionellen Hypothesen über die Stellung von Frauen in der vorindustriellen Welt. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts herrschten zwischen einzelnen Dörfern, von denen sich einige auf Ackerbau, andere auf Weidewirtschaft und wieder andere auf protoindustrielle Tätigkeiten und die Versorgung städtischer Märkte mit Waren und Dienstleistungen konzentrierten, beträchtliche ökonomische Unterschiede. Auch die ländlichen Institutionen unterschieden sich deutlich. Jeder Ort und jede Herrschaft war von einem spezifischen Gleichgewicht zwischen Markt, Grundherrn und gemeindlichen Institutionen geprägt. Diese Gegebenheiten waren durch das Vorrücken der so genannten ‚zweiten Leibeigenschaft‘ zeitlichen Veränderungen unterworfen. Regionale Studien bieten reiche empirische

¹³ Engel, Barbara Alpern: *Between the Fields and the City: Women, Work, and Family in Russia, 1861-1914*. Cambridge 1996, 239, 241.

¹⁴ Dies. zitiert nach Worobec, Christine: *Peasant Russia: Family and Community in the Post-Emancipation Period*. Princeton 1991, 145.

¹⁵ McDermid, Jane: *Women in urban employment and the shaping of the Russian working class*. In: Hudson/Lee (Hgg.): *Women's Work* 204-219, hier 205-207, 212-215 (vgl. Anm. 1).

¹⁶ Worobec: *Peasant Russia* 13, 204 (vgl. Anm. 14).

¹⁷ Siehe Hufton: *Women in History* (vgl. Anm. 3). – Bennett: *Medieval Women*, vor allem 153 (zu den grundherrlichen Institutionen), 159 f. (zu den Zünften) (vgl. Anm. 3). – Quataert, Jean H.: *The Shaping of Women's Work in Manufacturing: Guilds, Households and the State in Central Europe, 1648-1870*. In: *American Historical Review* 90 (1985) 1122-1148. – Glickman, Rose: *Russian Factory Women: Workplace and Society, 1880-1914*. Berkeley, Los Angeles 1984, z. B. 56.

Befunde dafür, dass die böhmischen Grundherren während der frühen Neuzeit ihre Eigenwirtschaften ausdehnten, während sie die gesetzlichen Rechte ihrer Untertanen immer weiter einschränkten. Insbesondere die Arbeitsdienste wurden in dieser Phase erweitert und auf die unterbäuerlichen Schichten ausgedehnt. Daneben wurden neue, etwa protoindustrielle Tätigkeiten mit Zinsen und Abgaben belegt, Marktmonopole errichtet und demographisch relevante Entscheidungen wie z. B. Heirat und Migration zunehmend reguliert.¹⁸ Um den wachsenden grundherrlichen Druck durchzusetzen, wurden die Gemeindebehörden in bestimmten Bereichen gestärkt.¹⁹ Über den genauen zeitlichen Ablauf dieser Entwicklung gibt es eine heftige Diskussion. In einigen Studien wird behauptet, dass Böhmen bis in den Dreißigjährigen Krieg einem westeuropäischen Entwicklungsmuster gefolgt sei, während in anderen Arbeiten die These vertreten wird, Böhmen sei wie andere osteuropäische Länder schon sehr viel früher der ‚zweiten Leibeigenschaft‘ verfallen. Neuere Forschungen zu den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec stützen jedoch die These, dass das entscheidende Wachstum der grundherrlichen Macht im 16. Jahrhundert erfolgte.²⁰ Im Folgenden werden die verschiedenen Erklärungen für die Stellung der Frau im vorindustriellen Europa anhand böhmischer Quellen überprüft.

Der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände als Indikator für die Stellung der Frau

Für die Zeit vor dem Einsetzen moderner statistischer Quellen stehen quantitative Indikatoren für die ökonomische Stellung der Frau nur in geringem Umfang oder gar nicht zur Verfügung. Einer der wenigen greifbaren Indikatoren für die vorindustrielle Gesellschaft ist der Anteil der Haushalte, die von weiblichen Vorständen geführt wurden.

Was sagt aber eine solche Statistik aus, sagt sie überhaupt etwas aus? Man könnte argumentieren, dass das Vorhandensein eines weiblichen Haushaltsvorstands weniger eine sozioökonomische Gegebenheit als einen demographischen Zufall widerspiegelt, nämlich den Verlust oder das Fehlen eines Ehemanns. Das geht aber an den Fakten vorbei, die aus Volkszählungen und qualitativen Studien bekannt sind. Im

¹⁸ Hroch, Miroslav/Petráň, Josef: Das 17. Jahrhundert – Krise der Feudalgesellschaft? Hamburg 1981. – Klíma, Arnošt: Economy, Industry and Society in Bohemia in the 17th-19th Centuries. Prague 1991. – Cerman, Markus: Gutsherrschaft vor dem ‚Weißen Berg‘. Zur Verschärfung der Erbuntertänigkeit in Nordböhmen 1380 bis 1620. In: Peters, Jan (Hg.): Gutsherrschaftsgesellschaften im europäischen Vergleich. Berlin 1997, 91-111. – Ders.: Proto-Industrialisierung und Grundherrschaft. Ländliche Sozialstruktur, Feudalismus und protoindustrielles Heimgewerbe in Nordböhmen vom 14. bis zum 18. Jahrhundert (1381-1790). Dissertation, Universität Wien 1996, 81-149.

¹⁹ Ogilvie, Sheilagh: Staat und Untertan in der lokalen Gesellschaft am Beispiel der Herrschaft Frýdlant (Böhmen). In: Cerman, Markus/Luft, Robert (Hgg.): Untertanen, Herrschaft und Staat in Böhmen und im ‚Alten Reich‘. München, im Druck.

²⁰ Zu der ersten dieser beiden Ansichten siehe Hroch/Petráň: 17. Jahrhundert (vgl. Anm. 18). – Einen Überblick über beide Sichtweisen bietet Maur, Eduard: Vrchnost a poddaní za třicetileté války [Obrigkeit und Untertänigkeit im Dreißigjährigen Krieg]. In: Folia historica bohemia 8 (1985) 241-264. – Zur Situation in den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec siehe Cerman: Proto-Industrialisierung 82-108 (vgl. Anm. 18). – Ders.: Gutsherrschaft 91 f., 99-105, 109-49 (vgl. Anm. 18).

vorindustriellen Europa – und somit auch in Böhmen – gab es für eine Frau ohne Ehemann mehrere Möglichkeiten, sich zu versorgen. Sie konnte heiraten oder wieder heiraten; sie konnte im vertraglich abgesicherten Ruhestand leben (süddeutsch „Ausgedinge“, tschechisch „výměnek“), wobei der neue Besitzer des Hofes der Ausgedingerin Herberge und Lebensbedarf zu stellen hatte; sie konnte als Verwandte in einem Haushalt wohnen, der von einem ihrer erwachsenen Kinder oder anderen Angehörigen geführt wurde; sie konnte als zahlendes Haushaltsmitglied (Hausgenosse) bei Verwandten oder Nichtverwandten wohnen; sie konnte als Dienstmagd leben, in ein Spital, ein Armenhaus, ein Frauenkloster oder in eine andere öffentliche Institution eintreten; oder sie konnte eben ihren eigenen Haushalt führen.

In den böhmischen Herrschaften Friedland/Frydlant und Reichenberg/Liberec etwa gab es im Jahr 1651 407 auf dem Lande lebende Witwen, von denen 1,5 Prozent im Haushalt ihrer Eltern wohnten, 2,5 Prozent als Dienstmägde arbeiteten, 5 Prozent bei Verwandten lebten, 60 Prozent als ‚Hausgenossen‘ in Haushalten von Verwandten oder Nichtverwandten wohnten und 30 Prozent ihrem eigenen Haushalt vorstanden.²¹ Zum Vergleich Zahlen aus dem württembergischen Ort Wildberg (1300 Einwohner, 300 Haushalte): Hier gab es 1717 und 1722 121 Witwen, von denen keine einzige im Haushalt ihrer Eltern lebte, 2 Prozent als Dienstmägde arbeiteten, 5 Prozent bei Verwandten wohnten, 22 Prozent als ‚Hausgenossen‘ in Haushalten von Verwandten oder Nichtverwandten, 9 Prozent im gemeindlichen ‚Spital‘ oder Armenhaus untergekommen waren, und immerhin 62 Prozent ihren eigenen Haushalt führten.²² Wie bereits gesagt, beruhte die Existenz eines von einer Frau geführten Haushalts auf dem demographischen Zufall, dass eine Frau ihren Ehemann verloren oder niemals einen gehabt hatte. Ob aus diesem Zufall aber ein Haushalt unter weiblicher Führung resultierte oder nicht, war von Faktoren abhängig wie zum Beispiel den jeweiligen ökonomischen Gegebenheiten und institutionellen Einflüssen.

Bedeutet aber ein höherer Anteil weiblicher Haushaltsvorstände, dass die Stellung der Frau in der Gesellschaft gut oder schlecht war? Oder, um die Frage umgekehrt zu stellen: Hätte eine Variable, die die Stellung der Frau verbesserte, den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände erhöht oder verringert?

In der Literatur finden sich zwei entgegengesetzte Meinungen zu dieser Frage: Die eine geht davon aus, dass eine bessere ökonomische und soziale Stellung Frauen attraktiver als Ehepartnerinnen oder abhängigen häuslichen Arbeitskräften gemacht hätte, was die Zahl ‚übriggebliebener‘ Frauen und somit auch die potentieller weiblicher Haushaltsvorstände gesenkt hätte. Nach der anderen Sicht hätten günstigere

²¹ Die Berechnungen basieren auf Quellen in: Státní Ústřední Archiv Praha (Staatliches Zentralarchiv Prag, SÚA), Soupis Poddaných Podle Víry 1651 (Aufstellung der Untertanen nach dem Glauben, SPPV). – Die Zahlen für die Herrschaften Friedland/Frydlant und Reichenberg/Liberec finden sich in maschinenlesbarer Form in: Wiener Datenbank zur europäischen Familiengeschichte, maschinenlesbare Dateien des Forschungsprojekts „Soziale Strukturen in Böhmen“ (WDEF/SSB).

²² Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand A573, Bü. 6965 (1717) und Bü. 6966 (1722). – Für eine nähere Diskussion der Lage der Witwen und der weiblichen Haushaltsvorstände im frühmodernen Württemberg siehe *Ogilvie: A Bitter Living*, vor allem Kapitel 5 (vgl. Anm. 1).

ökonomische und soziale Bedingungen für Frauen deren außerhäusliche Möglichkeiten erweitert, was für sie wiederum die Attraktivität der Ehe oder des Eintretens in abhängige häusliche Rollen vermindert hätte, wodurch der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände erhöht worden wäre.²³ Die erste Meinung lässt die Entscheidungsautonomie der Frauen außer Acht, die zweite die der Männer. Die ökonomische Theorie legt indessen nahe, dass beide Kräfte tätig waren. Ein Faktor, der die Stellung der Frauen verbessert hätte, hätte demnach auch die Nachfrage nach Frauen als Heiratspartnerinnen oder häuslichen Arbeiterinnen erhöht. Indem ein solcher Faktor aber auch die außerhäuslichen Möglichkeiten der Frauen verbessert hätte, hätte er die Zahl der Frauen vermindert, die bereit gewesen wären, häusliche Positionen anzunehmen. Ob nun die männliche Nachfrage stärker war oder die Bereitschaft von Frauen, Chancen auf ökonomische Unabhängigkeit zu nutzen, kann allein auf theoretischer Grundlage nicht festgestellt werden, diese Frage bedarf einer empirischen Klärung.

Empirische Befunde bringen tatsächlich etwas Klarheit in die Angelegenheit. Erstens gab es in manchen vorindustriellen europäischen Gesellschaften Frauen, die darauf bestanden, eigene Haushalte zu führen – und zwar trotz des sozialen Drucks, sich zu verheiraten oder als Töchter, Dienstmägde, Verwandte oder Hausgenossen abhängig zu werden. Wir werden dies für Böhmen noch sehen. Zweitens waren in Gesellschaften wie etwa im mittelalterlichen und frühmodernen England Perioden wachsender Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften auch Zeiten, in denen Frauen das Heiraten aufgrund günstigerer Alternativen entweder aufschoben oder ganz bleiben ließen.²⁴ Das zeigt, wie wichtig die Wahlmöglichkeit zwischen verschiedenen Lebensformen für Frauen war. Weibliche Haushaltsvorstände waren hier nicht nur die Frauen, die nach der Befriedigung der männlichen Nachfrage nach Ehefrauen und Dienstmägden noch 'übrig' waren, sondern auch jene, die sich ganz bewusst gegen andere Alternativen und für die Führung eines eigenen Haushalts entschieden hatten.

Drittens lässt sich für ganz Europa erkennen, dass die Faktoren, die die ökonomische Produktivität von Frauen erhöhten, zugleich das Angebot an Ehefrauen und abhängigen weiblichen Haushaltsmitgliedern um einen höheren Grad senkten, als sie die männliche Nachfrage nach diesen erhöhten. Dadurch stieg der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände. In den vorindustriellen europäischen Städten mit ihrer Spezialisierung auf Gewerbe, Handel und Dienstleistungen herrschte eine viel inten-

²³ Zu den unterschiedlichen Positionen über das Wiederverheiraten von Witwen siehe *Boulton*, Jeremy: London Widowhood Revisited. In: *Continuity and Change* 5 (1990) 323-355. – *McIntosh*, Terence: Urban Decline in Early Modern Germany. Chapel Hill 1997, 148-157. – *Todd*, Barbara J.: Demographic Determinism and Female Agency. In: *Continuity and Change* 9 (1994) 421-450.

²⁴ *Goldberg*, Jeremy: Women, Work and Life Cycle in a Medieval Economy. Oxford 1992. – *Sharpe*, Pamela: Gender-specific Demographic Adjustment to Changing Economic Circumstances: Colyton, 1538-1837. Ph.D. diss., Univ. of Cambridge, 1988. – *Todd*, Barbara J.: The Remarrying Widow: A Stereotype Reconsidered. In: *Prior*, Mary (Hg.): Women in English Society, 1500-1800. London 1985, 54-92. – *Todd*: Demographic Determinism (vgl. Anm. 23).

sivere Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften als auf dem Land. Das schlug sich auch in der höheren weiblichen Zuwanderung vom Land in die Städte sowie in der Frauenquote nieder, die in den Städten viel höher lag als in ländlichen Gegenden, und zwar sowohl unter Dienstboten als auch in der städtischen Bevölkerung insgesamt. Theoretisch hätte die höhere ökonomische Produktivität der Frauen in der städtischen Gesellschaft den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände entweder durch wachsende männliche Nachfrage an Hausarbeitskräften vermindern müssen, oder ihren Anteil dadurch erhöhen müssen, dass sie die Zahl der Frauen, die zur Heirat oder einer anderen abhängigen Hausarbeit bereit waren, senkte. De facto aber lag der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in vorindustriellen europäischen Städten signifikant höher als in Dörfern, was impliziert, dass eine höhere weibliche Arbeitsproduktivität eine stärkere Auswirkung auf die Angebotsentscheidungen von Frauen als auf die Nachfrage von Männern gehabt haben muss.²⁵

Die Tatsache, dass der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände im vorindustriellen Europa so stark variierte, legt nahe, dass dieser Anteil ein aussagekräftiger Indikator dafür ist, bis zu welchem Grad es Frauen in einer bestimmten Gemeinde oder Gesellschaft möglich war (und inwieweit diese fähig und bereit waren), einen unabhängigen Haushalt zu führen. Folglich liegt hier auch ein Indikator für die allgemeinen Wahlmöglichkeiten vor, die Frauen in der betreffenden Gesellschaft hatten.²⁶

Weibliche Haushaltsvorstände in ländlichen Gegenden Böhmens im europäischen Vergleich

Einen detaillierten, vergleichenden Einblick in die Struktur böhmischer Haushalte erlaubt eine Religionszählung (*Soupis poddaných podle víry*) aus dem Jahre 1651, die mit 400 000 bis 500 000 Menschen etwa die Hälfte der damaligen böhmischen Bevölkerung erfasste. Ein internationales Forschungsprojekt hat auf der Basis dieser Zählung für acht böhmische Herrschaften eine maschinenlesbare Datenbank erstellt.²⁷ Diese Herrschaften lagen in verschiedenen Gegenden Böhmens und unter-

²⁵ Mitterauer, Michael: Familie und Arbeitsteilung. Wien 1992, 272-275. – Cerman, Markus: Bohemia after the Thirty Years' War: Some Theses on Population Structure, Marriage and Family. In: *Journal of Family History* 19 (1994) 149-175, hier 159 f.

²⁶ Siehe z. B. auch Wall, Richard: Women Alone in English Society. In: *Annales de démographie historique* (1981) 303-317, der behauptet, der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände bilde eine zentrale Komponente der Sozialstruktur, die unter den europäischen Gesellschaften signifikant variiert habe. – Humphries meint, weibliche Haushaltsvorstände hätten eine wichtige Rolle bei der britischen Industrialisierung gespielt. Außerdem habe sich die Stellung der englischen Frauen im 19. Jahrhundert durch die Versuche der Wohlfahrtsorgane, im Rahmen des New Poor Laws Haushalte mit weiblichen Vorständen aufzulösen, deutlich verschlechtert. Humphries, Jane: Female-Headed Households in Early Industrial Britain: The Vanguard of the Proletariat? In: *Labour History Review* 63 (1998) 31-65, hier 31 f., 48-52.

²⁷ Das Projekt „Soziale Strukturen in Böhmen, 1500-1800“ wurde 1997-2000 von der Volkswagen-Stiftung unterstützt. Siehe z. B. Cerman, Markus/Zeithofer, Hermann (Hgg.): Soziale Strukturen in Böhmen. Ein regionaler Vergleich von Wirtschaft und Gesellschaften in Gutsherrschaften, 16.-19. Jahrhundert. Wien, München 2002. Weitere Forschungs-

schieden sich auch hinsichtlich ihrer ökologischen Gegebenheiten, wirtschaftlichen Schwerpunkte, ihrer Geschichte und Sprache. Zusammen umfassten sie über 200 Dörfer, in denen im Jahr 1651 in mehr als 4600 Haushalte über 23 000 Menschen lebten. Der Einwand, dass die Situation im Jahr 1651 wegen des Dreißigjährigen Krieges untypisch war, kann durch einen Vergleich mit den erhalten gebliebenen Haushaltszählungen von 1585/86 und 1670 bis 1704 sowie mit Familienrekonstitutionen aus dem 18. Jahrhundert ausgeräumt werden. Man findet dabei langfristige Kontinuitäten, insbesondere in Bezug auf Heiratsmuster und den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände.²⁸ Die Religionszählung von 1651 gibt daher zuverlässig Auskunft über die Haushaltsstrukturen in Böhmen während des langen Zeitraums der so genannten ‚zweiten Leibeigenschaft‘, die vom 16. bis zum 18. Jahrhundert währte.

Aus der Religionszählung von 1651 ergibt sich, dass die böhmische ‚Stelle‘ von einer Gruppe von Personen bewohnt war, die in Forschungen zu historischen Familienformen als ‚Hausvoll‘ (Haushaltsvorstand, Gatte bzw. Gattin, Kinder, andere Verwandte, Dienstboten und Hausgenossen) bezeichnet wird.²⁹ Ein besonderes Merkmal des Haushalts in Böhmen war der hohe Anteil an Hausgenossen. In den Herrschaften Friedland/Frydlant und Reichenberg/Liberec wohnten z. B. in 28 Prozent aller Haushalte Hausgenossen. In vielen Fällen waren sie mit dem Haushaltsvorstand verwandt, was daraus hervorgeht, dass 26 Prozent der Hausgenossen denselben Familiennamen wie dieser trugen und einige davon ausdrücklich als Verwandte bezeichnet wurden. Teilweise als Folge des Ausgedingwesens, bei dem der neue Besitzer einer Stelle dem Vorbesitzer und dessen Familie vertraglich Wohnraum bereitstellen musste, gab es in etwa 18 Prozent der Haushalte Gruppen von zwei oder mehr Hausgenossen, die miteinander verwandt waren. Solche ‚Hausgenossengruppen‘, wie sie in der Forschung bezeichnet werden, hatten kein anderes Verhältnis zum Haupthaushalt als gewöhnliche Hausgenossen, außer dass die Mitglieder der Gruppe untereinander verwandt waren. Sie werden in den Quellen mit demselben Begriff wie einzelne Hausgenossen (*podruh*, Hausgenosse) bezeichnet, ihre Namen erscheinen in der Liste oft zwischen nichtverwandten Hausgenossen, Verwandten und Dienstboten. Daher kann man solche Hausgenossengruppen nicht zuverlässig als getrennte Einheiten identifizieren, und aus diesem Grund wurden sie bei der Berechnung des Anteils weiblicher Haushaltsvorstände nicht als unabhängige Haushalte gezählt. Damit ist sichergestellt, dass unsere Ergebnisse mit Daten zu anderen vorindustriellen europäischen Gesellschaften vergleichbar sind, bei denen man Hausgenossengruppen, so zahlreich sie auch sein konnten, nicht als getrennte Haushalte betrachtete.

ergebnisse werden in der Publikationsreihe des Collegium Carolinum veröffentlicht. Siehe Anm. 19.

²⁸ Siehe vor allem *Grulich, Josef / Zeithofer, Hermann*: Lebensformen und soziale Muster in Südböhmen im 16. und 17. Jahrhundert. In: *Jihočeský Sborník Historický* 66 (1997-1998) 28-53, hier 28, 30-32, 42. – *Cerman*: Bohemia 161, 164, 166, 168 f. (vgl. Anm. 25).

²⁹ *Laslett, Peter*: Introduction. In: *Ders./Wall, Richard* (Hgg.): *Household and Family in Past Time*. Cambridge 1972, 1-90, hier 23-39. – *Wall, Richard*: Introduction. In: *Ders./Robin, Jean/Laslett, Peter* (Hgg.): *Family Forms in Historic Europe*. Cambridge 1983, 1-64, hier 6-13.

Die besonderen Merkmale der böhmischen Haushalte mit weiblichen Vorständen können auf der Grundlage einer detaillierten Analyse der 65 Dörfer der Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec dargestellt werden. 1651 lebten die etwa 10000 Einwohner dieser zwei Herrschaften in 2172 Haushalten, von denen nur 6 Prozent weibliche Vorstände hatten. Alle weiblichen Haushaltsvorstände waren entweder verwitwet oder, in einigen Fällen, von ihren Männern verlassen worden. Anders als in England gab es keine eigenständigen Haushalte von ledigen Frauen und nur einen einzigen Haushalt eines ledigen Mannes.

Es überrascht nicht, dass Haushalte mit weiblichen Vorständen deutlich kleiner waren als Haushalte mit männlichen Vorständen, aber der Unterschied betrug im Durchschnitt weniger als eine Person (durchschnittliche Haushaltsgröße 3,8 für weibliche, 4,7 für männliche Vorstände).³⁰ Dies legt nahe, dass der Unterschied allein auf dem Fehlen des Ehemanns beruhte. Vor allem gibt es keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Haushaltsvorständen bezüglich der durchschnittlichen Anzahl der im Haus lebenden Kinder (1,6 für weibliche Vorstände, 1,8 für männliche) oder des Anteils der kinderlosen Haushalte (20 Prozent für weibliche Vorstände, 22 für männliche). Wie im Folgenden detailliert gezeigt werden wird, stammten weibliche Haushaltsvorstände eher aus niedrigen sozialen Schichten. Daher ist es nicht erstaunlich, dass sie im Durchschnitt weniger Dienstboten hatten (0,17 für weibliche Vorstände, 0,29 für männliche). Die Anteile an Haushalten ohne Dienstboten zeigen aber keine auffälligen Unterschiede (87 Prozent für weibliche Vorstände, 81 Prozent für männliche). Weibliche Haushaltsvorstände wohnten deutlich häufiger mit Verwandten und Hausgenossen zusammen (36 Prozent für weibliche Vorstände, 27 für männliche Vorstände); sie hatten auch eine weitaus größere Anzahl an solchen Haushaltsmitgliedern (1,04 für weibliche Vorstände, 0,65 für männliche). Zudem beherbergten Haushalte mit weiblichen Vorständen mehr Hausgenossengruppen (29 Prozent) als Haushalte, denen Männer vorstanden (17 Prozent).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die geringere Größe von Haushalten mit weiblichen Vorständen auf dem Fehlen oder der Abwesenheit eines Ehemannes beruhte. In solchen Haushalten lebte eine ähnliche Anzahl von Kindern wie in denen männlicher Vorstände, und das Fehlen des Mannes sowie der Mangel an Dienstboten wurde zumindest teilweise durch mitwohnende Hausgenossen und Verwandte ausgeglichen. Zwar gab es wesentlich mehr ‚Einsame‘ (Einpersonenhaushalte) von Frauen (13 Prozent gegenüber 1 Prozent bei Männern), die meisten weiblichen Haushaltsvorstände hatten aber doch die Arbeit anderer Mitglieder zu organisieren und diese mit Nahrung zu versorgen.

Wie weit verbreitet waren Haushalte mit weiblichen Vorständen in der ländlichen Gesellschaft des vorindustriellen Böhmen? Tabelle 1 zeigt die verfügbaren Informationen zum Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in den böhmischen Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec zwischen 1381 und 1722 sowie

³⁰ Im Folgenden bedeutet „signifikant“, dass die Resultate in einem Signifikanz-Test der Unterschiede zwischen zwei Durchschnittswerten bzw. Anteilen auf dem 0.05 Niveau statistisch signifikant sind.

Tabelle 1: Anteile weiblicher Haushaltsvorstände in acht böhmischen Herrschaften 1381-1722

Dörfer der Herrschaft:	1381		1560		1586		1591		1592		1651		1654		1677		1722	
	Anteil (Durchschnitt)	Zahl der Dörfer																
Friedland/Frýdlant	8,5	16	2,3	17	*	*	6	21	5,9	21	6,2	38	1,4	36	4,7	23	2,2	37
Reichenberg/Liberec	*	*	4	22	*	*	2,9	24	2,9	24	5,2	27	2,5	27	3,1	26	4,4	27
Děčín/Tetschen	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	7,6	59	*	*	*	*	*	*
Poděbrady/Poděbrad	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	5,4	33	*	*	*	*	*	*
Rychnov/Reichenau	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	3,3	17	*	*	*	*	*	*
Třeboň ^b /Wittingau	*	*	*	*	6,2	16	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*
Chýnov/Chejnow	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	5,5	32	*	*	*	*	*	*
Vyšší Brod ^b /Hohenfurth	*	*	*	*	*	*	*	*	*	*	0,0	7 ^a	*	*	*	*	*	*

^a Die Stichprobe beruht auf Daten aus 7 Gerichtsbezirken mit jeweils mehreren Dörfern

^b Quelle: *Grublich/Zeithofer*: Lebensformen und soziale Muster in Südböhmen, Tabelle 17 (vgl. Anm. 28).

vergleichbare Zahlen für sechs andere böhmische Herrschaften. Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec lagen im bergigen, waldreichen Nordböhmen an der Grenze zu Schlesien und der Oberlausitz. Da sich einige Orte auf mehr als 700 Meter Höhe befinden und der Boden schlecht ist, herrschten Weidewirtschaft, Heimindustrie und Forstwirtschaft gegenüber dem Ackerbau vor. Die Gegend wurde relativ spät besiedelt. Die zwei kleinen Städte Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec und einige der Dörfer wurden zwar bereits im 13. Jahrhundert gegründet, die Mehrzahl der Anfang des 18. Jahrhunderts bestehenden Siedlungen jedoch erst später. So entstand das Bergstädtchen Böhmisches Neustadt/Nové Město im 16. Jahrhundert, und manche ‚Weberdörfer‘ wurden erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts gegründet. Bis 1560 umfassten die zwei Herrschaften ungefähr vierzig Dörfer. Neue Gründungen und der Anfall von Dörfern, die früher als Lehen an Adelige vergeben gewesen waren, ließen diese Zahl bis Mitte des 17. Jahrhunderts auf 65 anwachsen (38 in Friedland/ Frýdlant, 27 in Reichenberg/Liberec). Nach der Volkszählung von 1651 hatte das kleinste Dorf nur 16 Einwohner, das größte 356, wobei diese niedrigen Einwohnerzahlen die Bevölkerungsverluste infolge des Dreißigjährigen Krieges widerspiegeln. Beide Herrschaften waren deutschsprachig, und beide waren im Besitz desselben adeligen Grundherrn, wurden aber von zwei verschiedenen Gruppen von Amtleuten verwaltet.

Für eine Langzeitbetrachtung kann man neben den Volkszählungslisten, die nur für das Jahr 1651 zu Verfügung stehen, noch weitere Quellen heranziehen, nämlich ein Urbar von 1381, verschiedene Zinsregister aus den Jahren 1560, 1591, 1592 und 1677 sowie die staatlichen Steuerkataster von 1654, 1677 und 1722.³¹ Bei der Aus-

³¹ Für 1381 (16 Dörfer der Herrschaft Friedland/Frýdlant) siehe: *Hallwich*, Hermann: Friedland vor 500 Jahren. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 43 (1905) 357-428, hier 368-399. – Für die Herrschaft Reichenberg/Liberec im Jahr 1560 siehe: *Gierach*, Erich: Das älteste Urbar der Herrschaft Reichenberg/Liberec. In: Mitteilungen des Vereines für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues 18 (1924) 101-14 (Die Originalquellen befindet sich im Státní Okresní Archiv Liberec [Staatliches Bezirksarchiv Reichenberg, SOA Liberec] bzw. im Archiv Město Liberec [Archiv der Stadt Reichenberg, AM Liberec] Kniha 64, fol. 11-25). – Für die Herrschaft Friedland/Frýdlant im Jahr 1560 siehe: Státní Oblastní Archiv Litoměřice, Pobočka Děčín [Staatliches Gebietsarchiv Leitmeritz, Zweigstelle Tetschen, SOA Děčín], Fond Rodinný archiv Clam-Gallasů, Historická sbírka [Fonds Familienarchiv Clam-Gallas, Historische Sammlung, HS], Karton č. 12a. – Für die Herrschaft Reichenberg/Liberec in den Jahren 1591/92 siehe *Harwelka*, Walter: Die Urbare der Herrschaft Reichenberg/Liberec von 1591 und 1592. In: Mitteilungen des Vereines für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues 27 (1933) 63-74; 27 (1933) 127-140; 28 (1934) 102-120; 28 (1934) 170-179 (Originalquelle SOA Děčín, HS, Karton č. 281). – Für Friedland/Frýdlant in den Jahren 1591/1592 siehe SOA Děčín, HS, Karton č. 12a. – Zu beiden Herrschaften im Jahr 1651 siehe SÚA SPPV, Herrschaft Friedland/Frýdlant und Herrschaft Reichenberg/Liberec, in maschinenlesbarer Form in WDEF/SSB. – Für beide Herrschaften im Jahr 1654 siehe SÚA, Berní Rula 1654 [Steuerrolle, BR], in maschinenlesbarer Form in WDEF/SSB. – Für die Herrschaft Reichenberg/Liberec im Jahr 1677 siehe SÚA Praha, Revisitace Berní ruly 1677 [Revisitation der Steuerrolle 1677], in maschinenlesbarer Form in WDEF/SSB. – Für die Herrschaft Friedland/Frýdlant 1677 siehe SOA Děčín, HS, Karton č. 478. – Für beide Herrschaften im Jahr 1722 siehe SÚA Praha, Tereziánský katastr 1722 [Theresianisches Kataster, TK], in maschinenlesbarer Form in WDEF/SSB.

wertung stellt sich als Erstes die Frage, ob diese Quellen tatsächlich eine komplette und konsistente Aufzeichnung aller ländlichen Stellen enthalten, insbesondere auch der ärmeren Stellen, unter denen weibliche Vorstände eher zu erwarten sind. Die Vergleichbarkeit dieser unterschiedlichen Quellen scheint jedoch aufgrund der Tatsache gegeben, dass stets die ‚Stelle‘ als Aufzeichnungseinheit verwendet wurde. Denn in Böhmen war die ‚Stelle‘ zugleich der Ort des Aufenthalts, der grundherrlichen Abgaben sowie der staatlichen Besteuerung. Das regionale Anerbensystem schrieb fest, dass Stellen unteilbar waren. Allerdings konnten durch Waldrodungen und Besiedlung der Allmenden mit der Zeit neue Stellen in ein Dorf eingebracht werden. Zu einem gegebenen Zeitpunkt aber bestand ein Dorf aus einer bestimmten Anzahl von Stellen, die zu genau festgelegten Kategorien gehörten (Bauern, Chalupner oder Gärtner, Häusler), und eben diese Stellen werden in allen Quellen beschrieben. Somit basieren die für Tabelle 1 benutzten Quellen, auch wenn sie unterschiedlichen Zielsetzungen dienten, auf derselben Einheit, nämlich der ländlichen Stelle.

Man könnte sich vorstellen, dass die Quellen je nach Zweck der Niederschrift unterschiedlich genau sind. Bei der Religionszählung von 1651, deren Hintergrund die Rekatholisierung der Untertanen bildete, mag weniger sorgfältig gezählt worden sein als bei den Zins- und Steuerregistern. Tabelle 1 zeigt aber, dass der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände bei der Religionszählung keineswegs niedriger lag als in den grundherrlichen oder staatlichen Quellen. Denkbar ist auch, dass die Genauigkeit der Aufzeichnung mit der Zeit zunahm, etwa durch die Verbesserung des Verwaltungswesens oder den Versuch, höhere Abgaben von den ärmeren Schichten zu erheben. Tabelle 1 dokumentiert jedoch, dass der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in den älteren Quellen generell höher war als in den neueren. Außerdem wissen wir aus anderen Quellen, dass die Stellen der niedrigeren Schichten spätestens seit 1591 vollständig aufgezeichnet sind. Vergleiche zwischen der Anzahl der Stellen für bestimmte soziale Schichten und Dörfer zu verschiedenen Zeitpunkten machen auch deutlich, dass die Definition der ‚Stelle‘ in den Zinsregistern von 1591 und 1592 identisch ist mit der Definition in den späteren staatlichen Steuerkatastern.³²

Eine letzte Möglichkeit wäre, dass die Ortskenntnisse der Schreiber die grundherrlichen Quellen genauer als die staatlichen werden ließen. Es ist aber anzunehmen, dass sich die staatlichen Steuerkataster und Religionszählungen auf dieselben Gewährspersonen verließen. Einen Prüfstein für die Genauigkeit der Aufzeichnungen stellt das Steuerkataster von 1654 dar. Es wurde ausnahmsweise von einer königlichen Kommission erstellt, die dazu jede ländliche Stelle aufsuchte – ein umfangreiches Unterfangen, das allein in der Herrschaft Friedland/Frýdant volle zwei Monate in Anspruch nahm. Eine Verknüpfung der aus der Religionszählung von 1651 und dem Steuerkataster von 1654 für die Herrschaften Friedland/Frýdant und Reichenberg/Liberec gewonnenen Daten bringt den Nachweis, dass so gut wie alle Haushalte, die 1651 verzeichnet sind, auch 1654 als Stellen vorkommen, einschließlich derjenigen, deren Inhaber im Verlauf der strengen Rekatholisierungsmaßnah-

³² Wie z. B. in *Cerman*: Proto-Industrialisierung 188-325 (vgl. Anm. 18).

men zwischen 1651 und 1654 weggezogen waren und die dann 1654 als „wüst“ aufgeführt wurden. Die Steuerkataster von 1677 und 1722 folgen ähnlichen Richtlinien wie das Kataster von 1654.³³

Ein in der Tat kritischer Punkt in Bezug auf die Vergleichbarkeit der Quellen ist der plötzliche Rückgang des Anteils weiblicher Haushaltsvorstände zwischen 1651 und 1654. Dieser Rückgang – jeweils um 4,8 und 2,7 Prozent in den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec – scheint als Zahlenwert gering, fällt aber vor dem Hintergrund des ohnehin niedrigen Anteils weiblicher Haushaltsvorstände in Böhmen auf. Die Frage ist, ob er sich aus Veränderungen in der Aufzeichnung ergibt oder aus der gesellschaftlichen Situation. Aus den bereits genannten Gründen scheint es nicht wahrscheinlich, dass Stellen mit weiblichen Vorständen 1654 weniger sorgfältig verzeichnet wurden als 1651. Tatsächlich dürften hinter dem quantitativen Sprung, den die Quellen zeigen, massive gesellschaftliche Umwälzungen stehen. Zwischen 1651 und 1654 war jeder Erwachsene, der sich nicht als Katholik hatte registrieren lassen, vor die Entscheidung gestellt, sich entweder zum Katholizismus zu bekennen oder auszuwandern. Bis 1654 lag die Hälfte aller Stellen der Herrschaft Friedland/Frýdlant und mehr als 7 Prozent der Stellen in der Herrschaft Reichenberg/Liberec wüst. Während in anderen europäischen Gesellschaften demographische Krisen Stellen für weibliche Vorstände freimachten, zeigte die Auswanderungswelle in Böhmen genau die entgegengesetzte Folge: Dörfer mit einem höheren Anteil an wüstliegenden Stellen weisen einen niedrigeren Anteil weiblicher Haushaltsvorstände auf.³⁴ Der Grund dafür könnte in einer höheren Abwanderung weiblicher Haushaltsvorstände zwischen 1651 und 1654 liegen. Diese Vermutung passt zu dem statistischen Befund, nach dem sich ein höherer Anteil weiblicher als männlicher Haushaltsvorstände 1651 als „nicht katholisch“ und mit „keiner Hoffnung“ auf Bekehrung gemeldet hatte.³⁵ Ein anderer Grund könnte sein, dass die

³³ Zur Vergleichbarkeit der Steuerkataster mit der Religionszählung von 1651 siehe *ders.*: Bohemia, vor allem 153 (vgl. Anm. 25). – Für eine detaillierte Diskussion dieser Quellen siehe *ders.*: Proto-Industrialisierung 169–183 (vgl. Anm. 18).

³⁴ Dieser Befund stützt sich auf die Resultate einer Regressionsanalyse. Dabei handelt es sich um ein statistisches Verfahren, bei dem geprüft wird, ob eine bestimmte Variable (eine ‚unabhängige‘ Variable) eine Auswirkung auf eine andere Variable (die ‚abhängige‘ Variable) zeigt, und zwar auch dann, wenn die Auswirkungen anderer möglicher kausaler Variablen (den anderen ‚unabhängigen‘ Variablen) in Betracht gezogen werden. In Fällen, in denen die ‚abhängige‘ Variable die Form eines Prozentanteils annimmt, der naturgemäß zwischen 0 und 100 liegen muss, ist eine spezielle Art der Regressionsanalyse angeraten, die so genannte „Tobit-Regression“. Siehe Greene, William H.: *Econometric Analysis*. London 1997, 627 f. Eine Tobit-Regression, bei der die abhängige Variable der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände war, die unabhängige Variable aus allen zehn unabhängigen Variablen der Analyse in Tabelle 4 bestand, wozu noch der Anteil wüstliegender Stellen in 50 Dörfern im Jahr 1654 kam, ergab einen geschätzten Koeffizienten für den Anteil wüstliegender Stellen von -0.288 (T-Statistik -2.048) (signifikant auf der 0.05 Ebene). – Für Belege, dass demographische Krisen anderswo in Europa den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände erhöhten, siehe Ogilvie: *A Bitter Living* 219–222 (vgl. Anm. 1). – *Katalin*: Women Heading Households 296 (vgl. Anm. 2).

³⁵ Weibliche Vorstände gaben zu 68 Prozent an, dass bei ihnen keine Hoffnung auf Bekehrung bestehe, männliche Vorstände zu 61 Prozent; 87 Prozent der weiblichen Hausgenossen äußerten sich in diesem Sinne, von den männlichen Hausgenossen 61 Prozent.

Auswanderungswelle eine größere Zahl älterer Ehepaare ergriff und die verbleibenden jüngeren Leute mit geringerer Wahrscheinlichkeit Witwen waren. Diese Hypothese stimmt mit der Altersverteilung der konfessionellen Gruppen überein.³⁶ Auf der Dorfebene war die große Auswanderungswelle von 1651 bis 1654 auf jeden Fall mit einem statistisch signifikanten Rückgang des Anteils weiblicher Haushaltsvorstände verbunden. Dieser Rückgang wird kaum durch eine Inkonsistenz der Quellen, sondern vielmehr durch die massive Veränderung der ländlichen Gesellschaft in Folge der Auswanderung bedingt gewesen sein.

Ein weiterer Grund, die diversen Quellen für die Ergebnisse in Tabelle 1 als vergleichbar zu betrachten, bildet zugleich den auffallendsten Befund in dieser Tabelle. Es ist die Tatsache, dass der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in Böhmen im europäischen Vergleich ausgesprochen gering war. Zwar mögen in einzelnen Dörfern bis zur Hälfte der Haushalte weibliche Vorstände gehabt haben, der Durchschnitt für ganze Herrschaften (die Einheit der Analyse in Tabelle 1) war aber immer viel niedriger. In den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec lag der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert zwischen 1 und 9 Prozent und in der frühen Neuzeit zwischen 1 und 7 Prozent.³⁷ In den sechs anderen Herrschaften bewegte sich dieser Anteil im 16. und 17. Jahrhundert zwischen 0 und 8 Prozent.

Oberflächlich betrachtet mögen diese geringen Anteile normal erscheinen. Eine landwirtschaftliche Stelle, die nicht von einem Ehepaar betrieben wurde, wurde von Historikern oft als ökonomisch minderwertig geschildert. Der Ausdruck „Rollen-ergänzungszwang“, der die Pflicht bezeichnet, bestimmte Haushaltsnischen ständig zu besetzen, spiegelt diese Auffassung exakt wider.³⁸ Wenn man sich allerdings die Mühe macht, Zahlen für mehrere europäische Gesellschaften zusammenzutragen, wie in Tabelle 2 und Grafik 1 geschehen, stellt man fest, dass die böhmischen Zahlen außergewöhnlich niedrig sind.³⁹ Der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände im vorindustriellen Europa zeigt zwar eine große Bandbreite von null bis etwa 45 Prozent, der Durchschnitt aber liegt zwischen 13 und 18 Prozent für den gesamten Zeitraum von 1400 bis 1900. Für den Zeitraum von 1381-1722, den wir hier am böhmischen Beispiel untersuchen, beträgt der europäische Durchschnitt 14,3 Prozent. Zu jedem bestimmten Zeitpunkt gab es in 30 bis 50 Prozent der Dörfer in den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec sogar überhaupt keine weiblichen

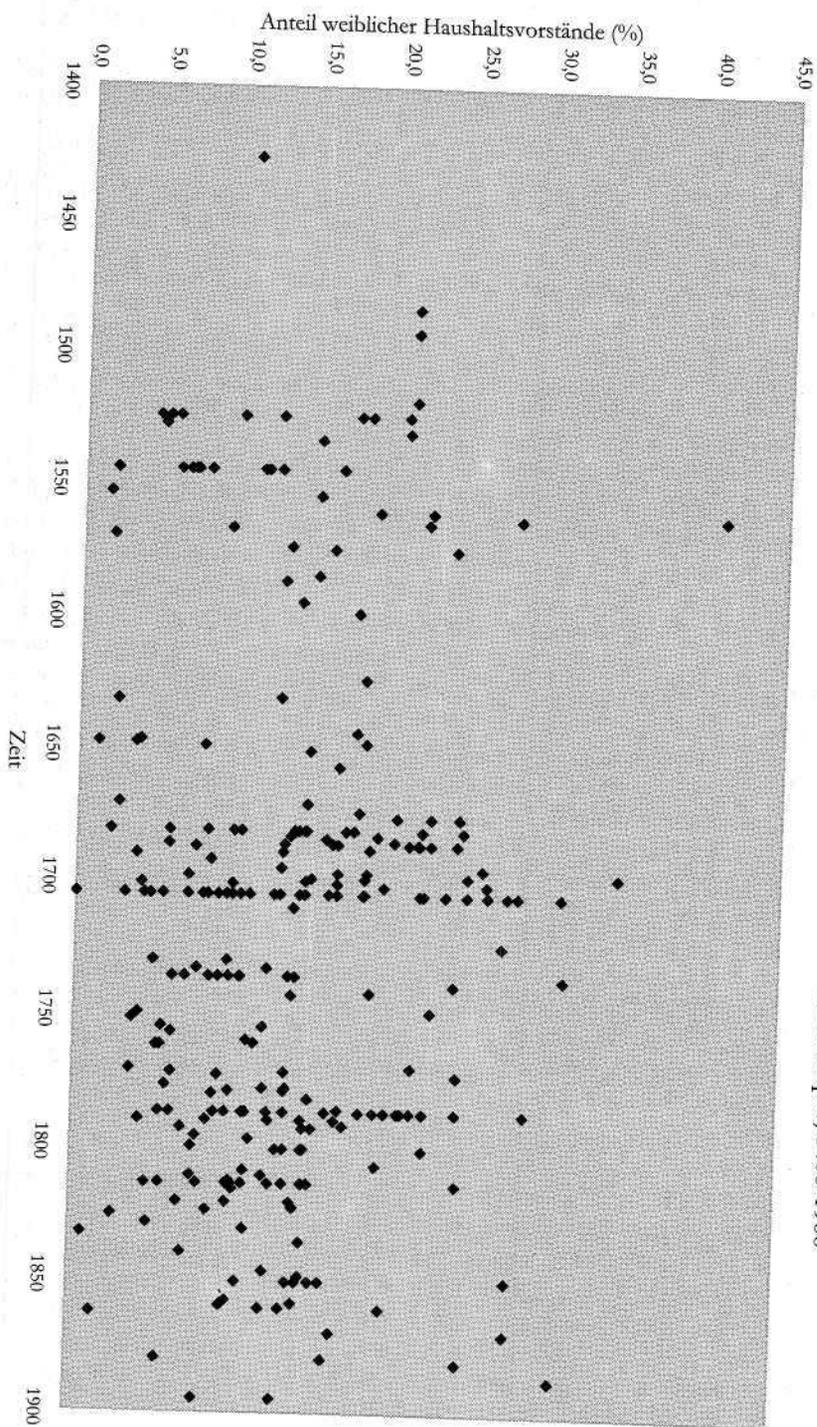
³⁶ „Keine Hoffnung“ auf Bekehrung gaben in der Herrschaft Friedland/Frýdlant 17 Prozent der Vorstände an, die jünger als 40 Jahre waren, bei den über Vierzigjährigen waren es 82 Prozent. Die Werte für Reichenberg/Liberec liegen bei 97 und 99 Prozent.

³⁷ Die Veränderungen in der Zusammensetzung der Dörfer-Stichprobe für die einzelnen Beobachtungsjahre führen zu keinen Veränderungen an diesem Muster der Anteile weiblicher Haushaltsvorstände.

³⁸ Siehe Eder: Geschlechterproportion 126 (vgl. Anm. 5). – Schlögl, Rudolf: Bauern, Krieg und Staat. Oberbayerische Bauernwirtschaft und frühmoderner Staat im 17. Jahrhundert. Göttingen 1988, 153. – Mitterauer, Michael: Auswirkungen von Urbanisierung und Frühindustrialisierung auf die Familienverfassung an Beispielen des österreichischen Raumes. In: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart 1976, 53-146, hier 66 f.

³⁹ Tabelle 2 schließt alle europäischen Dörfer ein, für die Zahlen zu eruieren waren.

Grafik 1: Anteile weiblicher Haushaltsvorstände in ländlichen Gemeinden Europas, 1400-1900



Ogilvie/Edwards: Frauen und „zweite Leibergenschaft“ in Böhmen

Tabelle 2: Anteile weiblicher Haushaltsvorstände in ländlichen Gemeinden in verschiedenen Teilen Europas 1400-1900

Land	15. Jahrhundert		16. Jahrhundert		17. Jahrhundert		18. Jahrhundert		19. Jahrhundert	
	Zahl der Beobachtungen	Durchschnittl. Anteil weibl. Haushaltsvorst.	Zahl der Beobachtungen	Durchschnittl. Anteil weibl. Haushaltsvorst.	Zahl der Beobachtungen	Durchschnittl. Anteil weibl. Haushaltsvorst.	Zahl der Beobachtungen	Durchschnittl. Anteil weibl. Haushaltsvorst.	Zahl der Beobachtungen	Durchschnittl. Anteil weibl. Haushaltsvorst.
Österreich	*	*	*	*	7	3,6	8	7,2	*	*
Korsika	*	*	*	*	*	*	1	17,0	*	*
Dänemark	*	*	*	*	*	*	1 ^a	7,0	*	*
England	*	*	2	15,4	20	18,2	82	14,6	17	14,0
Flandern	*	*	*	*	*	*	*	*	10	10,6
Frankreich	*	*	*	*	1	17,7	5	14,7	1	14,8
Deutschland	*	*	19	10,0	1	14,7	15	10,7	7	11,7
Ungarn	*	*	3	4,3	3	15,9	*	*	*	*
Italien	1	10,6	*	*	*	*	*	*	1	5,8
Portugal	*	*	*	*	*	*	*	*	4	28,0
Russland	*	*	*	*	*	*	*	*	13 ^b	11,1
Schottland	*	*	*	*	*	*	1	13,6	*	*
Serbien	*	*	1	5,0	*	*	*	*	1	1,5
Spanien	2	21,0	16 ^c	20,0	*	*	*	*	*	*
Wales	*	*	*	*	30	15,3	*	*	*	*
Gesamtzahl	3	17,5	41	13,5	62	15,0	113	13,5	54	13,1

Sofern nicht anders angegeben, beziehen sich die Beobachtungen auf einzelne ländliche Gemeinden.

^a Durchschnitt für 26 ländliche Pfarreien 1787-1801.

^b Besteht aus 3 Beobachtungen für die Herrschaft Mishino (4 Dörfer), 9 für die Herrschaft Manuilovskoe (9 Dörfer) und einer Beobachtung für die Herrschaft Pokrovskoe.

^c Jede Beobachtung besteht aus einer Gruppe von mindestens 7 und maximal 14 Dörfern.

Haushaltsvorstände, während sich eine ähnliche Situation nur in 2 Prozent der Dörfer in den anderen untersuchten europäischen Gesellschaften findet.⁴⁰ Niedrige Anteile weiblicher Haushaltsvorstände waren nicht ganz untypisch für Ostmitteleuropa, wie man aus den Zahlen für Ungarn, Österreich und Serbien schließen kann; doch die Zahlen aus Böhmen liegen deutlich am unteren Rand selbst dieses Spektrums. Außerdem wuchsen die Anteile für Ungarn und Österreich in der frühen Neuzeit beträchtlich, während sie gleichzeitig in Böhmen fielen.

Determinanten für den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände

Warum gab es so wenig weibliche Haushaltsvorstände in der ländlichen Gesellschaft Böhmens? Eine außerordentlich detaillierte Datenbank, die für die nordböhmischen

⁴⁰ Konkret handelte es sich dabei um drei Bergwerksdörfer in der englischen Grafschaft Kent 1705. Siehe Cambridge Group for the History of Population and Social Structure, Household Listings Analyses, Red Binders nos. 1-29b Britain (CAMPOP B(B)), 12, 14.1. – Nur in circa 10 Prozent der europäischen Dörfer lag der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände unter 5 Prozent.

Quellen zu Tabelle 2: Biraben, Jean-Noël: A Southern French Village. In: Laslett, Peter/Wall, Richard (Hgg.): Household and Family in Past Time. Cambridge 1972, 237-254. – Bohac, Rodney D.: Widows and the Russian Serf Community. In: Clements/Engel/Worobec (Hgg.): Russia's Women: Accommodation, Resistance, Transformation 109 (vgl. Anm. 2). – Bretell, Caroline B.: Emigration and Household Structure in a Portuguese Parish, 1850-1920. In: Journal of Family History 13 (1988) 33-57. – Danbieux, Luc: The Evolving Household. In: Wall/Robin/Laslett, Peter (Hgg.): Family Forms in Historic Europe 314 (vgl. Anm. 29). – Eder: Geschlechterproportion 246, Tabelle 24 (vgl. Anm 5). – Hajnal, John: Two Kinds of Pre-industrial Household Formation System. In: Wall/Robin/Laslett, Peter (Hgg.): Family Forms in Historic Europe 75. – Hammel, Eugene: The Zadruga as Process. In: Ebenda 356 f., Tabelle 14,1. – Péter, Katalin: Women Heading Households in 16th and 17th Century Hungarian Rural Society. In: Cavaciocchi: La donna nell' economia secc. XIII-XVIII, 296, 298 (vgl. Anm. 1). – Kertzer, David I.: European Peasant Household Structure: Some Implications from a Nineteenth Century Italian Community. In: Journal of Family History 2 (1977) 333-349, hier 338. – Klapisch, Christiane: Household and Family in Tuscany in 1427. In: Wall/Robin/Laslett (Hgg.): Family Forms in Historic Europe 273, Tabelle 10,1. – Laslett, Peter: Introduction. In: Ebenda 78, Tabelle 1,8. – Medick, Hans: Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Göttingen 1996, 603 (Steuerlisten, ausschließlich Haushaltsvorstände). – Sabean, David: Property, Production and Family in Neckarhausen, 1700-1870. Cambridge 1990, 456 f. (Steuerregister, wobei die Errechnung des Anteils weiblicher Vorstände alle Steuerzahler beider Geschlechter ausschließt, die niemals verheiratet waren). – Schlumbohm, Jürgen: Lebensläufe, Familien, Höfe. Göttingen 1994, 234, Tabelle 4,15. – Vassberg, David E.: The Status of Widows in Sixteenth-Century Rural Castile. In: Henderson, John/Wall, Richard (Hgg.): Poor Women and Children in the European Past. London 1994, 180-195, hier 183-191. – Wall, Richard: Does Owning Real Property Influence the Form of the Household? In: Wall/Robin/Laslett (Hgg.): Family Forms in Historic Europe 379-408, hier 386. – Die eigenen Kalkulationen der Autoren beruhen auf CAMPOP B(B) 1-29b, CAMPOP B(OC) 1-5, HSAS A54 St. 50 (Herdstättenverzeichnis 1525, Amt Wildberg), HSAS A54 St. 166 (Türkensteuerlisten 1545, Amt Wildberg), HSAS A573 Bu. 6967 (Seelentabelle S1736, Amt Wildberg). Vorstände von Einpersonenhaushalten wurden hier ausgeschlossen).

Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec für den Zeitraum von 1591 bis 1722 erstellt wurde, erlaubt es uns, diese Frage statistisch zu untersuchen.⁴¹ Die Datenbank enthält quantitative Informationen über eine ganze Reihe ökonomischer, geographischer, institutioneller, demographischer sowie soziostruktureller Gegebenheiten für 65 Dörfer aus den vier Jahren 1591, 1651, 1654 und 1722. Sie ist in mindestens vier Punkten außergewöhnlich: Erstens umfasst sie einen breiten Querschnitt von Dörfern für jedes einzelne dieser Jahre, was es ermöglicht, nicht nur ein bestimmtes Dorf zu beschreiben, sondern auch die Unterschiede zu anderen Dörfern zu erforschen. Zweitens enthält sie vier verschiedene Jahrgänge aus 131 Jahren, die genau in die Phase fallen, in der die so genannte ‚zweite Leibeigenschaft‘ die größten Auswirkungen auf die böhmische Gesellschaft gehabt haben soll. Drittens verbindet diese Datenbank demographische mit sozioökonomischen und institutionellen Variablen, was es erlaubt, nicht nur das familiäre und demographische Verhalten zu beschreiben, sondern auch nach sozialen und ökonomischen Erklärungen für dieses zu suchen. Schließlich stehen detaillierte Informationen über diese Dörfer zur Zeit der Religionszählung von 1651 zur Verfügung, anhand derer überprüft werden kann, ob die zuvor und danach erfolgten grundherrlichen und fiskalischen Aufzeichnungen bezüglich weiblicher Haushaltsvorstände mit den tatsächlichen Wohnverhältnissen übereinstimmen. Für keine andere vorindustrielle europäische Gesellschaft existiert eine solche Datenbank, auf deren Basis sich die zeitlichen und örtlichen Veränderungen des Anteils weiblicher Haushaltsvorstände sowie die für diese verantwortlichen Faktoren identifizieren lassen.

Um die Einflüsse auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände anhand der Datenbank zu analysieren, braucht man ein Modell weiblicher ökonomischer Unabhängigkeit in vorindustriellen Gesellschaften und ihrer Determinanten, das dann anhand der böhmischen Daten überprüft werden kann. Bisher liegt zwar keine allgemeine Theorie der Einflüsse vor, die den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände bestimmen, jedoch verschiedene Hypothesen über die Faktoren, die hier zum Tragen kamen. Komponenten für solch ein überprüfbares Modell lassen sich aus der vorliegenden historischen und ökonomischen Literatur herausfiltern.

Die Hypothesen

Für weibliche ökonomische Unabhängigkeit gibt es zum einen Erklärungen, die sich auf endogene demographische Variablen beziehen. So wird vermutet, der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände könne hoch sein, weil die Heiratsquote niedrig sei (was den Zölibatsquotienten erhöht), die Wiederverheiratsquote niedrig sei (was die Anzahl verwitweter Personen erhöht), der Altersunterschied zwischen Braut und Bräutigam groß sei (was die Zahl der Witwen erhöht), das Haushaltssystem nur wenige mitwohnende Verwandte oder Hausgenossen umfasse (was die Zahl der

⁴¹ Diese Datenbasis wurde von Sheilagh Ogilvie und Markus Cerman im Rahmen kooperativer Forschungen über die Determinanten böhmischer Sozialstruktur zusammengetragen. Wir danken Markus Cerman für die Erlaubnis, diese Daten hier verwenden zu dürfen.

allein lebenden Witwen erhöht) oder weil es einen männlichen Auswanderungsüberschuss gebe (was den Zölibatsquotienten und die Zahl der Witwen erhöht).

Das Problem solcher Erklärungen ist, dass das Heiraten, das Wiederheiraten, das Alter des Gatten bzw. der Gattin, die Wohnentscheidung und die geschlechtsspezifische Auswanderung Verhaltensweisen sind, die nicht exogen, sondern endogen gemeinsam mit dem Anteil weiblicher Haushaltsvorstände gewählt werden. Folglich gehören diese Variablen nicht in ein allgemeines Modell weiblicher Haushaltsvorstände – es sei denn, man würde den Versuch wagen und ein Gleichungssystem aufstellen, das alle diese demographischen Verhaltensweisen als Unbekannte enthält. Bisherige Experimente in der demographischen Literatur zeigen jedoch, dass solche Gleichungssysteme sowohl theoretisch als auch empirisch höchst problematisch sind.

Wenn man den Blick auf echt exogene Erklärungen des Anteils weiblicher Haushaltsvorstände richtet, bleibt eine einzige demographische Variable bestehen: die Sterblichkeit. Der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände steigt, wenn die Sterblichkeit insgesamt niedrig ist, was die Zahl der älteren Frauen, aus deren Reihen sich weibliche Haushaltsvorstände wohl überwiegend rekrutierten, größer werden lässt. Zwar gab es 1585/86 und 1651 in Böhmen weniger ältere Personen (über 60 Jahre), als es im vorindustriellen Europa normalerweise der Fall war.⁴² Doch waren keineswegs alle weiblichen Haushaltsvorstände alt. In den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec waren die jüngsten weiblichen Haushaltsvorstände gerade einmal 29 Jahre alt. Wir können auch eventuelle Unterschiede in der Altersstruktur der Bevölkerung kontrollieren, indem wir die Prozentzahl der Frauen in jeder Altersgruppe untersuchen, die einen eigenen Haushalt führten. Im Vergleich zu den verfügbaren Zahlen für andere Teile West- und Südeuropas waren diese Anteile für Böhmen ebenfalls sehr niedrig.⁴³ Der geringe Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in Böhmen kann folglich nicht einem Mangel an älteren Frauen zugeschrieben werden.

Ein zweites Argument in Bezug auf die Sterblichkeit scheint etwas überzeugender. Der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände könnte höher gewesen sein, wenn es einen männlichen Sterblichkeitsüberschuss gab, sei es insgesamt oder innerhalb der heiratsfähigen Altersgruppen. Leider sind für die untersuchte Gegend die Kirchen-

⁴² Der Anteil von Personen dieser Altersklasse an der Gesamtbevölkerung betrug im Normalfall 5 bis 10 Prozent, hier waren es jedoch weniger als 5 Prozent. Für Europa siehe *Ebmer*, Josef: Sozialgeschichte des Alters. Frankfurt/M. 1990, 205 f. – Für Böhmen siehe *Cerman*: Bohemia 154 (vgl. Anm. 25). – *Grulich/Zeitlhofer*: Lebensformen, *Tabelle 3* (vgl. Anm. 28).

⁴³ Der Anteil der Frauen, die 15 Jahre oder älter waren und einen eigenen Haushalt führten, lag in den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec im Jahre 1651 unter 4 Prozent, während er in neun vorindustriellen englischen Pfarreien 11 Prozent betrug, 7 Prozent in einem italienischen Dorf im 18. Jahrhundert, sowie 8 Prozent in der württembergischen Gemeinde Wildberg 1717/1722. Der Anteil der Frauen, die 60 Jahre oder älter waren und einen eigenen Haushalt führten, belief sich in den böhmischen Herrschaften auf 18 Prozent, in den englischen Pfarreien hingegen auf 35 Prozent, in Italien auf 25 Prozent und in Württemberg auf 23 Prozent. Die Zahlen für England und Italien finden sich bei *Wall*: Introduction 37-39 (vgl. Anm. 29). – Die Zahlen für Württemberg basieren auf dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart A573 Bü. 6965-6966 (Seelenregister Wildberg, 1717 und 1722).

Tabelle 3: Variablen, die die ökonomische Stellung der Frau theoretisch hätten beeinflussen können (und in die Regressionsmodelle über die Anteile weiblicher Haushaltsvorstände aufgenommen wurden)

Variable	Interpretation der Variable	theor. Auswirkung
Anteil guten Ackerbodens	höhere Produktivität des Ackerbaus im Dorf, daher größere Spezialisierung auf Ackerbau	negativ
durchschnittliche Höhe über dem Meeresspiegel	niedrigere Produktivität des Ackerbaus im Dorf, daher weniger Spezialisierung auf Ackerbau	positiv
Verhältnis zwischen Weideland und Ackerland	Grad der Spezialisierung auf Weidewirtschaft statt Ackerbau im Dorf	positiv
Anteil der Leinweber an der Gesamtzahl der Haushaltsvorstände	Spezialisierung auf Handwerk, Nachfrage nach Spinnerarbeit (meist weiblich)	positiv
Entfernung zur nächstgelegenen Stadt (in Stunden zu Fuß)	Kosten des Zugangs zu städtischen Märkten für Handwerk, Dienstleistungssektor und Kleinhandel	negativ
Gesamtzahl der Stellen im Dorf	differenziertere Nachfrage, fördert Handwerk, Dienstleistungssektor und Kleinhandel	positiv
Vorhandensein eines Meierhofes	größere grundherrliche Nachfrage nach (wohl meist männlichen) Arbeitskräften, die Frondienste leisten mussten	negativ
ehemaliger Status als Lehensdorf	ehemalige Politik der Feudalverwaltung	zweifelhaft
Herrschaftsverwaltung (Friedland/Frýdlant oder Reichenberg/Liberec)	Politik der Feudalverwaltung	zweifelhaft
Anteil unterbäuerlicher Stellen	Dominanz von Kleinstellen, die (aus ökonomischen oder institutionellen Gründen) besser von Frauen geführt werden könnten	positiv

bücher aus den Jahren vor 1700 nur fragmentarisch erhalten geblieben, so dass uns für die Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec keine Informationen zur geschlechtsspezifischen Sterblichkeit zur Verfügung stehen. Diese Variable kann folglich nicht in ein empirisches Modell einbezogen werden und muss als eine Komponente der dorf- und zeitraumspezifischen Fixed-Effects in Tabelle 4 betrachtet werden.

Technologische Hypothesen behaupten, dass die weibliche ökonomische Abhängigkeit umso größer war, je mehr die vorherrschende ökonomische Tätigkeit sich auf Sektoren hoher weiblicher Arbeitsproduktivität bewegte. Wie bereits ausgeführt, wird der Ackerbau als eher ungünstig für Frauen betrachtet. Umgekehrt gilt die Weidewirtschaft als vorteilhaft für Frauen, da die Pflege des Viehs weniger schwere körperliche Anstrengung mit sich brachte und in der Nähe von Wohnung und Kindern stattfinden konnte.⁴⁴ Ferner wurde vorausgesetzt, dass Frauen in protoindustriellen Tätigkeiten und im ländlichen Handwerk eine hohe Arbeitsproduktivität erzielten, da diese Arbeiten im oder nahe dem Haus erledigt werden konnten, Geschicklichkeit statt körperlicher Kraft erforderten, und mit anderen Tätigkeiten verbunden werden konnten.⁴⁵ Geschick und Flexibilität habe Frauen auch zur Beschäftigung im Kleinhandel und Dienstleistungsbereich prädestiniert, wie zum Beispiel in Wäschereien, bei Näharbeiten, der Verarbeitung und dem Vertrieb von Lebensmitteln und Getränken sowie bei Gelegenheits- und Tagelohnarbeit.⁴⁶

Für die Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec haben wir Informationen zu unterschiedlichen Indikatoren der wichtigsten wirtschaftlichen Tätigkeiten in jedem Dorf zusammengestellt (Tabelle 3, Zeilen 1-6). Die zwei geographischen Haupteinflüsse auf die Produktivität des Ackerbaus im frühneuzeitlichen Europa waren die Höhenlage und die Bodenqualität.⁴⁷ In unserem empirischen Modell haben wir daher die durchschnittliche Lage der Dörfer über dem Meeresspiegel (in Metern) und die Prozentzahl guten und mittelmäßigen Bodens für das Jahr 1722 berücksichtigt. Die Abhängigkeit des Dorfes von der Viehzucht haben wir anhand des Quotienten von Weide- zu Ackerland im Jahr 1722 gemessen. Es ist bedauerlich, dass zwei dieser drei Variablen nur für das Jahr 1722 zur Verfügung stehen, doch selbst wenn sich die Bodenqualität und der Quotient zwischen Weide- und Ackerland mit der Zeit verändert haben sollten (z.B. durch Bodenerschöpfung oder Preisänderungen), scheint es gerechtfertigt anzunehmen, dass Unterschiede zwischen den einzelnen Dörfern zu einem bestimmten Zeitpunkt tatsächlich langfristige Unterschiede ihrer natürlichen Ressourcen widerspiegeln. Die Auswirkun-

⁴⁴ Ankarloo, Bengt: Agriculture and Women's Work: Directions of Change in the West, 1700-1900. In: Journal of Family History 4 (1979) 111-120. – Siehe dazu aber die skeptischen Bemerkungen in Mitterauer: „Als Adam grub“ 27-29 (vgl. Anm. 5).

⁴⁵ Siehe Kriedte/Medick/Schlumbohm: Industrialization 51, 56, 61-63, 70 (vgl. Anm. 5). – Eder: Geschlechterproportion 124-128 (vgl. Anm. 5).

⁴⁶ Siehe Wiesner, Merry: Working Women in Renaissance Germany. New Brunswick, New York 1986. – Mitterauer: „Als Adam grub“ 32f. (vgl. Anm. 5).

⁴⁷ Sieglerschmidt, Jörn: Social and Economic Landscapes. In: Ogilvie, Sheila: Germany: A New Social and Economic History. Bd. II: 1630-1800. London 1996, 1-38, hier 9-11.

Tabelle 4: Tobit Regressionsmodell der Determinanten des Anteils weiblicher Vorstände in den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec 1591, 1651, 1654 und 1722

Erklärungsvariable	Koeffizient (Standard- abweichung)		Auswirkung der Variable in Spalte 1
INTERCEPT	1,000 (1.225)		
PSUB	0,162 (0.044)	% unterbäuerliche Stellen im Dorf 1591	0,162 ***
PSUB * YR1651	-0,101 (0.050)	% unterbäuerliche Stellen im Dorf 1651	0,061 **
PSUB * YR1654	-0,153 (0.049)	% unterbäuerliche Stellen im Dorf 1654	0,009
PSUB * YR1722	-0,123 (0.046)	% unterbäuerliche Stellen im Dorf 1722	0,039 *
ESTATE	2,020 (2.173)	Herrschaft (Frýdlant oder Liberec) 1591	2,020
ESTATE * YR1651	-1,232 (2.697)	Herrschaft (Frýdlant oder Liberec) 1651	0,788
ESTATE * YR1654	-6,212 (2.912)	Herrschaft (Frýdlant oder Liberec) 1654	-4,192 **
ESTATE * YR1722	-4,848 (2.633)	Herrschaft (Frýdlant oder Liberec) 1722	-2,828 *
DISTANCE	-3,223 (1.043)	Entfernung zur nächstgelegenen Stadt 1591	-3,223 ***
DISTANCE * YR1651	3,230 (1.316)	Entfernung zur nächstgelegenen Stadt 1651	0,007
DISTANCE * YR1654	2,019 (1.570)	Entfernung zur nächstgelegenen Stadt 1654	-1,204
DISTANCE * YR1722	2,966 (1.337)	Entfernung zur nächstgelegenen Stadt 1722	-0,257

Zahl der Beobachtungen = 207.

Log-likelihood = -429.148.

Pseudo-R² = 0.0774.

Skalenfaktor für Marginaleffekte = 0.628.

Spalten (1) und (2) zeigen die Regressionsvariablen und die geschätzten Koeffizienten des Tobitregressionsmodells.

Spalte (3) zeigt die Größe und die Signifikanz der Auswirkung, die die jeweilige Variable nach dem Regressionsresultat auf die Gesamtvariation ausübt. Zum Beispiel wird die Auswirkung des Anteils unterbäuerlicher Stellen im Jahre 1591 von dem Koeffizient für PSUB in Spalte (2) angegeben, während die Auswirkung des Anteils unterbäuerlicher Stellen im Jahre 1651 von der Summe der Koeffizienten für PSUB und PSUB*YR1651 in Spalte (2) angegeben wird. Die Signifikanz der Auswirkung in Spalte (3) ist das Resultat eines Wald-Tests der Restriktion, dass die Summe der Koeffizienten gleich Null ist.

PSUB = Anteil unterbäuerlicher Stellen im Dorf.

ESTATE = Herrschaftsverwaltung (Frýdlant oder Liberec).

DISTANCE = Entfernung der nächstgelegenen Stadt (in Stunden zu Fuß).

PSUB * YR1651 = Interaktions-Variable zwischen Anteil unterbäuerlicher Stellen und 1651 Dummy-Variable; andere

Interaktions-Variablen folgen der gleichen Konvention.

*/**/** = signifikant auf dem 0.10 / 0.05 / 0.01 Niveau.

gen des protoindustriellen Heimgewerbes und des ländlichen Handwerks auf Frauen wären am besten am Beispiel der Spinnerei als dem Gewerbezug zu messen, auf den weibliche Arbeitskräfte sich normalerweise konzentrierten, doch sind Zahlen zur Spinnerei erst für die Zeit ab Mitte des 18. Jahrhunderts vorhanden. Die Zahl der Stellen in jedem Dorf, auf denen Leinwand erzeugt wurde, ist aber in den Quellen von 1591/92, 1650 und 1722 verzeichnet.⁴⁸ Aus zwei Gründen haben wir die Weberzahl als eine annehmbare Ersatzvariable für weibliches Handwerk betrachtet: Erstens stellten Frauen in anderen europäischen Heimindustrien einen nicht unerheblichen Anteil der ländlichen Weber,⁴⁹ zweitens dürfte die räumliche Nähe zu den unmittelbaren Abnehmern von Spinnereiprodukten, also den Webern, eine große Rolle bei der Siedlungsentscheidung von Frauen gespielt haben.

Im Kleinhandel und Dienstleistungsbereich hatten Frauen an größeren Orten mit differenzierteren Nachfragemustern wohl bessere Chancen. Folglich haben wir die Zahl der Stellen oder Haushalte im Dorf als weitere Variable in unser Modell aufgenommen. Die Nähe zu städtischen Märkten dürfte die Beschäftigung in diesem Segment ebenfalls positiv beeinflusst haben. Daher haben wir die Entfernung des Dorfes vom städtischen Herrschaftssitz, gemessen in Gehstunden, ebenfalls als Variable angenommen.⁵⁰

Eine dritte Gruppe von Hypothesen über die Einflüsse auf die weibliche ökonomische Unabhängigkeit ist ‚institutioneller‘ Natur. Nach diesen Hypothesen soll die Stellung der Frau hauptsächlich durch soziale Beschränkungen bestimmt gewesen sein. Wie in der Einführung schon erwähnt wurde, besteht die verbreitetste Version dieser Betrachtungsweise in der These, der Ersatz traditioneller Institutionen durch Märkte habe der weiblichen ökonomischen Unabhängigkeit geschadet. In den meisten Teilen Europas, so diese Ansicht, hatten Frauen eine größere ökonomische Autonomie und eine höhere soziale Stellung, solange sie innerhalb von traditionellen korporativen, gemeindlichen und grundherrlichen Institutionen arbeiteten. Nach dieser Ansicht müsste in den Dörfern und Herrschaften, in denen grundherrliche und gemeindliche Institutionen das Wirtschaftsleben gründlicher überwachten als anderswo, ein höherer Grad weiblicher ökonomischer Unabhängigkeit geherrscht haben. In ähnlicher Weise müsste die böhmische so genannte ‚zweite Leibeigenschaft‘, während der die entstehenden ländlichen Märkte durch den Ausbau grundherrlicher Institutionen zurückgedrängt wurden, durch eine Zunahme an weiblicher ökonomischer Unabhängigkeit charakterisiert sein.

Es ist kaum messbar, inwieweit sich der Zugriff der einzelnen Dorfverwaltungen voneinander unterschied. Allerdings gibt es auch keinen Grund zu der Annahme,

⁴⁸ Die Zahlen zu den Leinwebern für die Jahre 1591 und 1722 stammen aus derselben Quelle wie die Angaben zum Anteil weiblicher Haushaltsvorstände. Für die Jahre 1650/1651 und 1654 liegt ein separates Verzeichnis vor. SOA Děčín, HS, Karton č. 13.

⁴⁹ Zum Beispiel waren in der ländlichen württembergischen Wollzeugindustrie Mitte des 18. Jahrhunderts 17 Prozent der Zeugmacher weiblich. Siehe dazu Ogilvie, Sheilagh: *State Corporatism and Proto-Industry: The Württemberger Black Forest, 1580-1797*. Cambridge 1997, 135.

⁵⁰ Sommer, Johann Gottfried: *Das Königreich Böhmen statistisch-topographisch dargestellt*. Prag 1833.

dass hier signifikante Differenzen bestanden. Anders verhält es sich bei der Macht der Grundherren über die Dörfer. Drei Argumente fallen hier ins Auge (Tabelle 3, Zeilen 7-9): Zum einen könnten Grundherren dann ein besonderes Interesse an männlichen Arbeitskräften gehabt haben, wenn am Ort ein so genanntes ‚Vorwerk‘ oder ein ‚Meierhof‘, also ein herrschaftliches Gut mit der Verpflichtung zu Fron (Robot) und Arbeitsdiensten der Untertanen bestand. Wir haben daher eine 0/1- oder Dummy-Variable definiert,⁵¹ um die An- bzw. Abwesenheit eines grundherrlichen Meierhofs im Dorf zu registrieren. Zum anderen hatten der Literatur zufolge so genannte Lehensdörfer, die von niederadeligen Lehensleuten und nicht direkt von den Grafen von Friedland/Frýdland verwaltet wurden, eine andere Tradition der herrschaftlichen Einflussnahme entwickelt. Eine weitere Dummy-Variable registriert daher, ob der Ort einmal adeliges Lehen war. Zum dritten besteht die Möglichkeit, dass die Intensität grundherrlicher Einflussnahme von Herrschaft zu Herrschaft variierte. Um diese Möglichkeit auszuleuchten, registriert eine dritte 0/1-Variable, ob das Dorf von der Herrschaft Friedland/Frýdland oder der Herrschaft Reichenberg/Liberec verwaltet wurde.

Ein weiterer hypothetischer Einfluss auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände ist die Sozialstruktur (Tabelle 3, Zeile 10). Viele historische Studien zeigen, dass es in den niedrigeren sozialen Schichten mehr weibliche Haushaltsvorstände gab.⁵² Grundlage dieser empirischen Beziehung bilden vier mögliche Kausalzusammenhänge, die ‚technologische‘, ‚institutionelle‘ und ‚demographische‘ Argumente umfassen. Zum einen wird von Vertretern der ‚technologischen‘ Hypothesen bisweilen behauptet, ein größerer Bauernhof habe nicht effektiv von einer Frau bewirtschaftet werden können. Als Grund dafür wird angeführt, dass ein solcher Hof ein Ehepaar oder erwachsene männliche Arbeitskräfte benötigte, die nicht von außerhalb der Familie geholt werden konnten, oder dass eine Frau nicht über die Fähigkeit zur Führung eines Hofes sowie das nötige öffentliche Ansehen verfügte. Eine Klein- oder Häuslerstelle habe sich indessen auch von einem weiblichen Vorstand erfolgreich leiten lassen.⁵³ Zum anderen wird im Kontext der ‚institutionellen‘ Betrachtungsweise vermutet, dass eine größere Stelle unter weiblichem Vorstand ökonomisch anfälliger gewesen sei. Gemeindliche und herrschaftliche Verwaltungen hätten eine solche Stelle als ein Risiko in Bezug auf Steuern, Zinsen und andere Leistungen betrachten und versucht sein können, ihre Gründung oder ihr Fortbestehen zu verhindern.⁵⁴ Anhänger der ‚demographischen‘ Anschauung argumentieren zum dritten, reichere Frauen seien attraktivere Ehepartnerinnen gewesen und hätten infolge der Heirat die Führung des eigenen Haushaltes bald verloren.⁵⁵ Viertens ist es auch

⁵¹ Eine „Dummy-Variable“ ist eine Variable, die nur den Wert „0“ oder „1“ annehmen kann. Hier hat die Variable den Wert „1“, wenn das Dorf einen grundherrlichen Meierhof hatte, und den Wert „0“, wenn es keinen Meierhof hatte.

⁵² *Mitterauer*: Auswirkungen 69 (vgl. Anm. 38). – *Ders.*: „Als Adam grub“ (vgl. Anm. 5). – *Eder*: Geschlechterproportion 121-126 (vgl. Anm. 5).

⁵³ *Ebenda.* – *Schlögl*: Bauern 153 (vgl. Anm. 38).

⁵⁴ *Eder*: Geschlechterproportion 124-126 (vgl. Anm. 5).

⁵⁵ Die gemischte Evidenz zu dieser Frage wird diskutiert von *Boulton*: London Widowhood (vgl. Anm. 23). – *Todd*: Remarrying Widow (vgl. Anm. 24).

denkbar, dass die Kausalbeziehung in umgekehrter Richtung lief – also die Tatsache, dass der Haushaltsvorstand weiblich war, die Verarmung eines vormals reichen Hofes oder Haushalts zur Folge hatte, etwa aufgrund von Arbeitskräftemangel oder Geschlechtsdiskriminierung.⁵⁶

Für Böhmen können die zwei zuletzt genannten Erklärungen ausgeschlossen werden. Die ‚demographische‘ Hypothese ist einfach eine Wiederholung der Idee, der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände sei allein durch die männliche Nachfrage nach Ehefrauen determiniert gewesen. Wie oben diskutiert, spielte aber auch die weibliche Angebotsentscheidung eine Rolle, und reichere Frauen hatten bessere Alternativen, so dass sich hier kein Ergebnis erzielen lässt.

Ebenfalls ausgeschlossen werden kann für Böhmen die vierte Erklärung, da die soziale Kategorie einer Untertanenstelle durch ihre unteilbare Fläche und ihre fiskalischen und feudalen Belastungen exogen definiert war. Ganz oben in der Hierarchie der bäuerlichen Gesellschaft standen die ‚Bauern‘, die genug Ackerland hatten, um sich ganz über den Ackerbau ernähren zu können. Sie trugen die größten Feudal-lasten, zahlten die höchsten Steuern an den Staat und mussten mit ihrem Zugvieh Arbeitsdienste verrichten. Darauf folgte die Schicht der Kleinbauern, die so genannten ‚Chalupner‘ oder ‚Gärtner‘, die etwas Ackerland besaßen, aber nicht genug, um sich davon zu ernähren. Sie mussten niedrigere Zinsen und Steuern zahlen und ihre Arbeitsdienste ‚mit der Hand‘ leisten. Die niedrigsten unabhängigen Stellen waren die der ‚Häusler‘, die nur ihre kleinen Wohnhäuser auf den Gemeindeallmenden besaßen. Sie trugen die geringste Zins- und Steuerlast und mussten nur gelegentlich Arbeitsdienste ‚auf Anforderung‘ verrichten.⁵⁷ Die Sozialstruktur der ländlichen Stellen war also unabhängig von den persönlichen Eigenschaften der Stelleninhaber (wie etwa deren Geschlecht).

Aus diesem Grund haben wir den prozentualen Anteil der ‚Chalupner‘ bzw. ‚Gärtner‘ und ‚Häusler‘ (der unterbäuerlichen Stellen) im Dorf als eine weitere Erklärungsvariable für den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in unser Modell einbezogen. Es bleibt allerdings die Frage, ob ein möglicher quantitativer Zusammenhang zwischen der Sozialstruktur und dem Anteil weiblicher Haushaltsvorstände von ökonomischen oder institutionellen Ursachen herrührt. Wir werden später auf dieses Problem zurückkommen.

Die statistische Analyse

Die Hypothesen über die Determinanten für den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände, die wir der Literatur entnommen haben (Tabelle 3), lassen sich in einem Regressionsmodell testen.⁵⁸ Die abhängige Variable ist die Prozentzahl weiblicher Haushaltsvorstände in einem bestimmten Dorf und Jahr. Es gibt zehn unabhängige

⁵⁶ McIntosh: *Urban Decline* 28, 53-57, 268 f. Fußnote 47 (vgl. Anm. 23).

⁵⁷ Cerman: *Proto-Industrialisierung* 189-258 (vgl. Anm. 18).

⁵⁸ Vgl. Anmerkung 34.

Variablen, die Einfluss auf diese haben können: (1) der Anteil guten und mittelmäßigen Bodens im Jahr 1722 (in Prozent); (2) die durchschnittliche Höhe des Dorfes über dem Meeresspiegel (in Metern); (3) der Quotient von Weide- zu Ackerland im Jahr 1722; (4) die Zahl der Leinenweber im Dorf im betreffenden Jahr (Prozentanteil der Gesamtzahl der Stellen); (5) die Entfernung des Dorfes zur nächstgelegenen Stadt (in Gehstunden); (6) die Zahl der Stellen oder Haushalte im betreffenden Jahr; (7) die An- bzw. Abwesenheit eines herrschaftlichen Meierhofes im Dorf im betreffenden Jahr; (8) die Frage, ob das Dorf einmal ein Lehen war oder nicht; (9) ob der Ort zur Herrschaft Friedland/Frydlant oder Reichenberg/Liberec gehörte; (10) die Zahl der ‚unterbäuerlichen‘ Stellen im Dorf im betreffenden Jahr (Prozentanteil an allen Stellen).

Die oben beschriebene Datenbank ermöglicht es, vollständige Informationen zu allen diesen Regressionsvariablen für 44 Dörfer im Jahr 1591, 50 Dörfer in den Jahren 1651 und 1654 und 63 Dörfer im Jahr 1722 zu gewinnen, insgesamt also zu 207 Objekten. Die Daten, die für die Schätzung des Modells zur Verfügung stehen, haben daher die Form eines Unbalanced Panels.⁵⁹ Da unsere abhängige Variable (der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände) die Form eines Prozentanteils annimmt, der naturgemäß zwischen 0 und 100 liegen muss,⁶⁰ und da eine größere Anzahl der Beobachtungen (84 von den insgesamt 207) tatsächlich gleich 0 Prozent ergibt, ist eine spezielle Art der Regressionanalyse angeraten, die so genannte ‚Tobit-Regression‘.⁶¹ Da sechs der unabhängigen Variablen zeitinvariant sind, lässt sich das allgemeine Regressionsmodell nicht mittels der üblichen Fixed-Effects-Schätzer für Panel-Daten-Modelle berechnen.⁶² Experimente mit Random-Effects-Schätzern

⁵⁹ Ein „Panel-Daten-Set“ (auch „Längsschnitt-Daten-Set“) ist ein Daten-Set, das wiederholte Beobachtungen für bestimmte Einheiten (hier die Dörfer der zwei Herrschaften) zu bestimmten Zeitpunkten (in diesem Fall in den vier Jahren 1591, 1651, 1654, 1722) enthält. Bei einem „Unbalanced Panel“ handelt es sich um ein Panel-Daten-Set, bei dem die Zahl der Beobachtungen für die einzelnen Einheiten differiert. Das bedeutet in diesem Fall, dass nicht alle Dörfer der zwei Herrschaften in sämtlichen vier Jahrgängen (1591, 1651, 1654, 1722) in den Quellen registriert waren.

⁶⁰ Der höchste Wert der abhängigen Variable ist 20,69 Prozent; der niedrigste Wert liegt bei 0 Prozent.

⁶¹ Die geläufigste Art der Regressionsanalyse ist die „Ordinary Least Squares“ (OLS). Wie aber schon in Anmerkung 34 erwähnt, ist in Fällen, in denen die abhängige Variable die Form eines Prozentanteils annimmt, eine andere Art der Regressionanalyse angeraten, die so genannte „Tobit-Regression“. Dazu *Greene: Econometric Analysis* 627 f. (vgl. Anm. 34). – In der vorliegenden Analyse produziert eine OLS-Regression geschätzte Koeffizienten, die sehr nah an den Marginal-Effekten sind, die das Tobit-Verfahren produziert.

⁶² Der Fixed-Effects-Schätzer für Panel-Daten-Modelle kann nur Schätzungen der Auswirkungen derjenigen unabhängigen Variablen angeben, die zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Werte annehmen. Siehe *ebenda* 627 f. In diesem Fall aber bleiben folgende sechs Variablen im untersuchten Zeitraum konstant: Anteil guten/mittelmäßigen Bodens, durchschnittliche Höhe über dem Meeresspiegel, Quotient von Weide- zu Ackerland, Entfernung von der Stadt; ob das Dorf einmal ein Lehen war, und ob der Ort zur Herrschaft Friedland/Frydlant oder Reichenberg/Liberec gehörte. Deshalb ist es in diesem Fall nicht angemessen, einen Fixed-Effects-Schätzer zu verwenden.

waren ebenfalls nicht erfolgreich.⁶³ Nachdem keine der Standardmethoden auf den gegebenen Datensatz passt, basieren unsere Ergebnisse auf einem allgemeinen Modell, das zusätzlich zu den exogenen Determinanten eine Reihe von Interaktionsvariablen enthält, die prüfen, ob die Einwirkung jeder unabhängigen Variable auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in der Zeit konstant blieb. Die Interaktionsterme setzen sich aus drei 0/1-Variablen zusammen, die mit jeder unabhängigen Variable multipliziert werden. Für 1651 ist die erste Variable 1, für 1654 ist die zweite Variable 1, und für 1722 ist die dritte Variable 1, ansonsten sind diese Variablen 0. Diese zusätzlichen Interaktionsvariablen erlauben zudem, mögliche Verschiebungen der Konstanten des Modells in der Zeit abzubilden.⁶⁴

Tabelle 4 beschreibt die Ergebnisse für das eben diskutierte Modell und eine Reihe von empirisch bestimmten Null-Restriktionen. Tatsächlich zeigt ein Wald-Test, dass die Koeffizienten von sieben der zehn unabhängigen Variablen mit den entsprechenden Interaktionstermen sowie die drei Dummy-Variablen nicht signifikant von 0 verschieden sind.⁶⁵ Entsprechend präsentiert Tabelle 3 nur die Resultate für die Gruppe von Variablen, die einen signifikanten Einfluss auf den Anteil der weiblichen Haushaltsvorstände aufweist: die Entfernung von der Stadt, die Prozentzahl unterbäuerlicher Stellen sowie die Herrschaft, die das Dorf verwaltet hat.

Hypothesen zu widerlegen ist oft ebenso nützlich, wie sie zu bestätigen. Aus diesem Grund beziehen sich einige der aussagekräftigsten Ergebnisse aus unserer statistischen Analyse auf die Variablen, die aus dem Modell herausfielen, weil sie keine signifikante Auswirkung hatten, und das, obwohl sie in der Literatur oft als wichtige Einflüsse auf die weibliche ökonomische Unabhängigkeit angeführt werden. Fünf der sechs ‚technologischen‘ Variablen im allgemeinen Modell fielen aus diesen Gründen weg. Der geringe Anteil weiblicher Haushaltsvorstände im ländlichen Böhmen wurde nicht von der niedrigen weiblichen Arbeitsproduktivität im Ackerbau verursacht, da die Bodenqualität eines Dorfes und seine Höhenlage keine signifikante Wirkung zeigten. Auch die Weidewirtschaft und die protoindustrielle Leinweberei brachten Frauen offenbar keine besonderen Chancen, ökonomisch unabhängig zu werden, da das Verhältnis zwischen Weide- und Ackerland und der Anteil

⁶³ Als der Random-Effects-Schätzer kalkuliert wurde, war die Varianz der dorfspezifischen Störterme negativ, was bedeutet, dass dieses Verfahren für diese Daten nicht das richtige war. Siehe *ebenda*.

⁶⁴ Das heißt, sie erlaubt uns, statistisch zu prüfen, ob der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände sich z. B. im Jahr 1591 aus Gründen, die sich in den unabhängigen Variablen nicht widerspiegeln, von dem der Jahre 1651, 1654 oder 1722 unterschied.

⁶⁵ Ein Wald-Test ist ein Hypothesen-Test, also ein statistisches Verfahren, das verwendet wird, um mit einer zuvor bestimmten Aussagewahrscheinlichkeit zu beurteilen, ob die Daten mit einer bestimmten Hypothese übereinstimmen, z. B. mit der Hypothese, dass eine bestimmte Variable eine positive Auswirkung auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände ausübt. Die Aussagewahrscheinlichkeit ist das „Signifikanzniveau“ der Tests. Wenn der Koeffizient einer bestimmten unabhängigen Variable sich signifikant von 0 unterscheidet, bedeutet das, dass diese Variable tatsächlich einen Effekt auf die abhängige Variable ausübt (mit der festgelegten Aussagewahrscheinlichkeit). Wenn der Koeffizient einer Variable sich nicht signifikant von 0 unterscheidet, bedeutet das, dass diese Variable (mit der festgelegten Aussagewahrscheinlichkeit) keinen Effekt auf die abhängige Variable hat.

der Leinenweber-Haushalte ebenfalls keine signifikante Wirkung hatten. Dieser letzte Befund ist umso bemerkenswerter, als in manchen Dörfern 1591 ein Drittel der Stellen Weberzinsen zahlten, 1650 und 1722 sogar zwei Drittel. Dörfer mit einer größeren Zahl von Stellen und Haushalten hatten möglicherweise ein differenzierteres Nachfragemuster. In Böhmen scheint dieser Faktor aber keinen nachweisbaren Einfluss auf die weibliche Unabhängigkeit ausgeübt zu haben. Es muss an dieser Stelle betont werden, dass solche ‚technologischen‘ Faktoren die weibliche Arbeitsproduktivität möglicherweise durchaus beeinflussten. Doch wenn dies der Fall war, blieben die produktiven Frauen in abhängigen häuslichen Rollen (als Ehefrauen, Töchter, Dienstmägde, Verwandte oder Hausgenossen), anstatt Gebrauch von ihrer möglicherweise größeren Wahlmöglichkeit zu machen und einen eigenen Haushalt zu führen, was städtische Frauen überall im vorindustriellen Europa, einschließlich Böhmens, durchaus taten.⁶⁶ Die Tatsache, dass diese Dörfer sehr unterschiedliche und nach vorindustriellen Maßstäben außerordentlich gut dokumentierte ökonomische Eigenschaften aufwiesen und dennoch keine dieser Eigenschaften den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände beeinflusste, legt den Schluss nahe, dass weibliche und männliche Arbeitsproduktivität weniger stark divergierten als bisher angenommen. Alternativ wäre nach weiteren, bislang vielleicht übersehenen Faktoren zu suchen, die in Böhmen verhinderten, dass eine höhere weibliche Produktivität auch mehr weibliche Haushaltsvorstände zustande gebracht hätte. Dabei wäre etwa an institutionelle Faktoren zu denken, die weiter unten diskutiert werden.⁶⁷

Eine einzige ‚technologische‘ Variable im engeren Sinn beeinflusste den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände tatsächlich signifikant, allerdings allein im Jahr 1591: Die Nähe eines Dorfes zur nächstgelegenen Stadt erhöhte ihn deutlich, was mit den oben angeführten theoretischen Argumenten korrespondiert. Berechnet anhand der Stichprobendurchschnitte stieg der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände mit jeder Wegstunde, die ein Dorf näher an einer Stadt lag, um zwei Prozentpunkte. Allerdings bleibt der Einfluss dieser EntfernungsvARIABLEN in den Jahren 1651, 1654 und 1722 insignifikant.⁶⁸ Während der kommerzielle Einfluss der Städte auf das umliegende Land in den 1590er Jahren möglicherweise neue Chancen für weibliche ökonomische Unabhängigkeit eröffnete, wurden diese bis spätestens 1651 ganz offenbar durch andere Faktoren, die in der böhmischen Gesellschaft wirkten, wieder zunichte gemacht.

Die zweite Variable, die den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände beeinflusste, war die Sozialstruktur des Dorfes. Wie oben diskutiert, kann diese Variable ent-

⁶⁶ Die neun Städte in den acht böhmischen Herrschaften, die in Tabelle 1 verzeichnet sind, wiesen durchschnittlich etwa 10 Prozent weibliche Haushaltsvorstände auf. Eine Kompilation europäischer Städte (analog zur ländlichen Kompilation in Tabelle 2/Grafik 1) zeigt durchschnittlich etwa 20 Prozent weibliche Haushaltsvorstände.

⁶⁷ Die Größe des Unterschieds zwischen männlicher und weiblicher Produktivität wird ernsthaft in Frage gestellt von *Mitterauer*: „Als Adam grub“ 18-21, 23, 25 (vgl. Anm. 5).

⁶⁸ Der Einfluss der EntfernungsvARIABLEN in jedem Jahrgang wird aus der Summe der Koeffizienten für DISTANCE und der jeweiligen interaktiven DISTANCE-VARIABLE berechnet. Ein Wald-Test (siehe Anmerkung 65) zeigt, dass sich dieser Einfluss in den Jahren 1651, 1654 und 1722 nicht signifikant von 0 unterschied.

weder ‚technologisch‘ oder ‚institutionell‘ interpretiert werden. Der geschätzte Zusammenhang zwischen dem Anteil unterbäuerlicher Stellen und dem Anteil weiblicher Haushaltsvorstände ist eindeutig positiv. Er liegt für 1591 und 1651 auf konventionellem Signifikanz-Niveau, 1722 auf 0,084-Niveau, für 1654 hingegen weicht er nicht signifikant von Null ab. Die hier fehlende Signifikanz könnte eine Konsequenz der enormen gesellschaftlichen Störung durch die oben angesprochene Auswanderungswelle zwischen 1651 und 1654 gewesen sein. Im Großen und Ganzen legt der positive Einfluss für drei der vier Jahrgänge aber nahe, dass eine vorherrschend unterbäuerliche Sozialstruktur in Böhmen den Anteil an weiblichen Haushaltsvorständen begünstigte. Der Grund dafür bleibt allerdings zunächst unklar: Stand hinter diesem Phänomen die besondere Fähigkeit von Frauen, unterbäuerliche Stellen zu verwalten, oder wirkte hier institutioneller Druck? Gegen eine Begründung durch ökonomische Fähigkeiten spricht allerdings, dass fast keine andere messbare ökonomische Eigenschaft eines Dorfes den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände begünstigte oder beeinträchtigte.

Obwohl eine stärker unterbäuerliche Sozialstruktur den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände 1651 und 1722 wachsen ließ, war diese Wirkung geringer als im Jahr 1591.⁶⁹ Dies legt nahe, dass die aus einer unterbäuerlichen Sozialstruktur (wie auch der Nähe zur Stadt) rührenden Chancen für weibliche Haushaltsvorstände zwischen dem späten 16. und dem frühen 18. Jahrhundert zurückgingen. Die statistischen Resultate erklären jedoch nicht, warum dies der Fall war. Die unten folgende Diskussion qualitativer Befunde wird sich dieser Frage nochmals zuwenden.

Die statistische Analyse wirft bereits etwas Licht – sowohl negativ als auch positiv – auf die ‚institutionellen‘ Erklärungen für weibliche ökonomische Unabhängigkeit. Zwei ‚institutionelle‘ Hypothesen wurden durch die Regressionsresultate widerlegt: Dörfer, in denen es Meierhöfe gab oder die von Lehensleuten verwaltet wurden, mögen vielleicht stärkere grundherrliche Institutionen gehabt haben, die die Marktbeziehungen überwachten. Wenn sie dadurch eine ‚traditionelle‘ oder ‚nicht marktorientierte‘ Wirtschaftsform aufrechterhielten, so hatte diese jedenfalls kein Aufblühen weiblicher Unabhängigkeit zur Folge.

Die dritte ‚institutionelle‘ Variable, die den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände beeinflusste, war die Herrschaft, unter deren Verwaltung ein Dorf stand. Die Einwirkung dieser Variable weicht 1591 und 1651 nicht signifikant von Null ab. Allerdings ist sie 1654 auf konventionellem Niveau kleiner als Null, und 1722 ist sie ebenfalls negativ auf einem Signifikanz-Niveau von 0,056. Anhand des Stichprobendurchschnitts lässt sich ermitteln, dass der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände 1654 und 1722 in der Herrschaft Friedland/Frýdlant ungefähr zwei Prozentpunkte niedriger lag als in der Herrschaft Reichenberg/Liberec.

Diesen Befund zu interpretieren ist nicht ganz einfach. Wie die empirischen Ergebnisse weiter oben gezeigt haben, dürfte die Ursache kaum in ökonomischen Unterschieden zwischen den Dörfern der zwei Herrschaften liegen. Auch kann er

⁶⁹ Die geschätzten Koeffizienten der Interaktionsterme $PSUB^*1651$ und $PSUB^*1722$ sind signifikant mit negativem Zahlenwert.

nicht auf Unterschiede in der Altersstruktur aufgrund differierender Bevölkerungsbewegungen zurückgeführt werden, denn die Herrschaft Friedland/Frýdlant hatte 1651 trotz einer durchschnittlich jüngeren Bewohnerschaft nicht weniger weibliche Haushaltsvorstände als Reichenberg/Liberec, während 1722 trotz der mittlerweile angewachsenen Bevölkerung das Gegenteil galt. Der Unterschied zwischen den zwei Herrschaften könnte vielleicht an nicht messbaren ökologischen, sozioökonomischen oder demographischen Faktoren liegen, die, wie zum Beispiel die geschlechtsspezifische Sterblichkeit, mangels Information im Modell nicht enthalten sind.

Die wahrscheinlichste Erklärung aber liegt in der grundherrlichen Verwaltung. Obwohl die zwei Herrschaften im Besitz desselben Grundherren waren, wurden sie von verschiedenen Amtleuten getrennt verwaltet. Wie Steven Hoch am Beispiel einer russischen Herrschaft im 19. Jahrhundert nachgewiesen hat, können Unterschiede in der Amtsführung starke Auswirkungen nach sich ziehen. So konnten Haushaltspaltungen unter einem nachlässigen Gutsverwalter zunehmen, während ein anderer sie strikt unterband.⁷⁰ Es mag sein, dass die Einwirkung der Herrschaft zwischen 1651 und 1654 plötzlich zu einer wichtigen Determinante des Anteils weiblicher Haushaltsvorstände wurde, weil die massive Auswanderung in jenen Jahren ungekannte administrative und fiskalische Umwälzungen für die Grundherren zur Folge hatte, auf die die einzelnen Amtleute unterschiedlich reagierten. Wie schon erwähnt, mussten alle Erwachsenen, die in der Religionszählung von 1651 als „nicht katholisch“ registriert waren, entweder konvertieren oder das Land verlassen. Die daraufhin einsetzende Auswanderung, deren Höhe auf 15 Prozent der böhmischen Bevölkerung geschätzt wird,⁷¹ zeigte auf unsere beiden Herrschaften verschiedene Wirkungen: 1654 lag die Hälfte aller ländlichen Stellen in der Herrschaft Friedland/Frýdlant wüst, während in der Herrschaft Reichenberg/Liberec nur 7 Prozent verlassen waren. Im Jahr 1722 hatte Friedland/Frýdlant immer noch eine höhere Anzahl wüstliegender Stellen als Reichenberg/Liberec. Die Amtleute in der weniger verwüsteten Herrschaft Reichenberg/Liberec mögen liberaler gegenüber Frauen gewesen sein, eher fähig und willens, das fiskalische Risiko zu tragen, dass man mit Haushalten weiblicher Vorstände einzugehen meinte. Wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, wurden weibliche Haushaltsvorstände nämlich nicht als ‚volle Wirte‘ betrachtet. Was immer die Ursache dafür gewesen sein mag: Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Herrschaft tauchte in den hier untersuchten Dörfern genau zu jener Zeit als wichtige Determinante für den Anteil an weiblichen Haushaltsvorständen auf, in der die Argumente Stadtnähe und unterbäuerliche Sozialstruktur an Einfluss verloren.

⁷⁰ Hoch, Steven L.: *Serfdom and Social Control in Russia: Petrovskoe, a Village in Tambov*. Chicago, London 1986, 86–88 mit Fußnote 17, 156 f.

⁷¹ Zu verschiedenen Einschätzungen der kriegs- und rekatholisierungsbedingten Auswanderung während und nach dem Dreißigjährigen Krieg siehe Maur, Eduard: *La structure démographique de la Bohême après la guerre de trente ans*. In: *Historická demografie 7* (1974) 29–98. – Cerman: *Bohemia*, besonders 150 f. (vgl. Anm. 25).

Der Einfluss der Stadtnähe verschwindet nach 1591, die Auswirkungen einer unterbäuerlichen Sozialstruktur werden zur selben Zeit geringer, während der Faktor der Herrschaft erst ab 1651 auftaucht. Diese Befunde werfen die Frage auf, ob sich der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände mit der Zeit systematisch geändert hat. Diese Frage ist vor allem mit Blick auf die ‚institutionelle‘ Hypothese wichtig, nach der der Übergang von ‚traditionellen‘ zu ‚marktorientierten‘ Institutionen die Frauen aus einer unabhängigen ökonomischen Stellung zurück in die häusliche Abhängigkeit drängte. Der Zeitraum zwischen 1591 und 1722 umfasst einen großen Teil der so genannten ‚zweiten Leibeigenschaft‘, während der die entstehenden ländlichen Märkte durch das Erstarken der grundherrlichen Institutionen wieder unterdrückt wurden. Wäre die ‚institutionelle‘ Hypothese zutreffend, dann müsste man also für diese Zeit ein Wiedererstarken weiblicher ökonomischer Unabhängigkeit erwarten.

Hat der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände in diesen Dörfern einfach im Lauf der Zeit von selbst abgenommen, unabhängig von Veränderungen bei den anderen Erklärungsvariablen? Eine Möglichkeit, diese Frage zu beantworten, ist die Abschätzung eines Tobitregressionsmodells mit dorf- und zeitspezifischen Fixed-Effects.⁷² Die Resultate dieser Schätzung zeigt Tabelle 5. Eine solche Spezifikation lässt keinerlei Wirkung zeitinvarianter Variablen erkennen. Die Resultate in Tabelle 4 haben aber bewiesen, dass die einzigen unabhängigen Variablen in dieser Kategorie, die eine signifikante Wirkung auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände hatten, Herrschaft und Stadtnähe waren. Deshalb kann man die Wirkungen von Herrschaft und Entfernung guten Gewissens unter die dorfspezifischen Konstanten subsumieren. Sollte die bisherige Spezifikation fälschlich Determinanten für den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände ausgeschlossen haben, etwa weil sich die geschlechtsspezifische Sterblichkeit nicht messen lässt, dann wird die Fixed-Effects-Spezifikation sogar bessere Schätzungen der berücksichtigten dorfspezifischen Effekte liefern.

Die Resultate in Tabelle 5 bestätigen die schon diskutierten Befunde. Wenn man die Möglichkeit sowohl zeitspezifischer als auch dorfspezifischer Fixed-Effects zulässt, dann hatte eine stärker unterbäuerliche Sozialstruktur eine deutlich positive Wirkung auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände, während die drei anderen Variablen für innerdörfliche Gegebenheiten so gut wie keine Auswirkungen erkennen lassen. Die geschätzten zeitspezifischen Einflüsse für 1654 und 1722 sind merklich kleiner als die für 1591 und 1651, was verdeutlicht, dass der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände nach 1651 niedriger war. Die Gründe hierfür sind unabhängig

⁷² Ein dorfspezifischer Fixed-Effect ist eine Auswirkung auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände, die für ein bestimmtes Dorf spezifisch ist und sich von den anderen unabhängigen Variablen in dem Regressions-Modell wie auch von den zeitspezifischen Fixed-Effects unterscheidet. Ein zeitspezifischer Fixed-Effect ist eine Auswirkung auf den Anteil weiblicher Vorstände, der zu einem bestimmten Zeitpunkt spezifisch ist und sich von den anderen unabhängigen Variablen in dem Regressions-Modell wie auch von den dorfspezifischen Fixed-Effects unterscheidet.

Tabelle 5: Tobit Regressionsmodell der Determinanten des Anteils weiblicher Vorstände mit dorf- und zeitspezifischen Fixed-Effects für die Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec 1591, 1651, 1654 und 1722

Erklärungsvariable	Koeffizient (Standardabweichung)
NOHOLDINGS	0,049 (0,040)
PSUB	0,118 *** (0,207)
PWEBER	-0,015 (0,036)
MEIERHOF	-3,919 (608,120)
1651 (im Vergleich zu 1591)	-0,087 (1,073)
1654 (im Vergleich zu 1591)	-8,336 *** (1,404)
1722 (im Vergleich zu 1591)	-5,862 *** (1,489)

Geschätzte dorfspezifische Fixed-Effects nicht angegeben.

Zahl der Beobachtungen = 207.

Log-likelihood = -390.879.

Pseudo-R² = 0.1597.

Skalenfaktor für Marginaleffekte = 0.593.

* = signifikant auf dem 10% Niveau

** = signifikant auf dem 5% Niveau

*** = signifikant auf dem 1% Niveau

NOHOLDINGS = Gesamtzahl der Stellen/Haushalte im Dorf

PSUB = Anteil unterbäuerlicher Stellen/Haushalte im Dorf

PWEBER = Anteil der Leinenweber als Proportion der gesamten Haushaltsvorstände im Dorf

MEIERHOF = Anwesenheit eines Meierhofes im Dorf

von den Eigenschaften der Dörfer, die in der Regressionsanalyse als unabhängige Variablen enthalten sind.

Die statistischen Befunde lassen sich wie folgt zusammenfassen: Zwischen dem späten 16. und dem frühen 18. Jahrhundert war der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände im ländlichen Nordböhmen unabhängig von den vielen geographischen und ökonomischen Faktoren, die generell als begünstigend für weibliche ökonomische Unabhängigkeit im vorindustriellen Europa betrachtet werden. Die Nähe zu städtischen Märkten scheint zwar noch 1591 Chancen für die ökonomische Unabhängigkeit von Frauen eröffnet zu haben, doch diese Chancen verschwanden trotz wachsender ländlicher Kommerzialisierung in der Folgezeit.⁷³ Eine stärker ausgeprägte unterbäuerliche Sozialstruktur förderte den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände, doch nahm dieser Zusammenhang zwischen 1591 und 1722 ab. Im selben Zeitraum entwickelte sich die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Grundherrschaft zu einem wichtigen Einflussfaktor auf den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände. Schließlich scheint es aus Gründen, die offenbar nichts mit messbaren Eigenschaften der Dörfer zu tun hatten, allgemein eine markante Abnahme des Anteils von Frauen gegeben zu haben, die Haushalten vorstanden.

1591 war die Zahl weiblicher Haushaltsvorstände in Böhmen nach europäischen Maßstäben schon außerordentlich gering, während der nächsten 131 Jahre ging sie weiter deutlich zurück. Alle sozialen Schichten, einschließlich der unterbäuerlichen, waren offensichtlich zunehmend Einflüssen unterworfen, die die Zahl unabhängiger weiblicher Haushalte einzuschränken versuchten. Zwar sagt uns die quantitative Analyse nicht, was für Faktoren dies gewesen sein könnten. Eine mögliche Interpretation aber wäre, sie in der grundherrlichen Verwaltung zu suchen, deren Macht unter der ‚zweiten Leibeigenschaft‘ beträchtlich zunahm. In eine solche Erklärung kann auch die Wirkung einfließen, die die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Herrschaft hatte.

Sozialer Druck auf weibliche Haushaltsvorstände

Die quantitativen Befunde legen nahe, dass die Durchsetzung der so genannten ‚zweiten Leibeigenschaft‘ mit einem Rückgang des Anteils weiblicher Haushaltsvorstände verknüpft war und somit eine nachteilige Auswirkung auf die ökonomische Stellung der Frau im ländlichen Böhmen hatte. Über welche Mechanismen konnten die wachsende grundherrliche Macht und die Dorfgemeinden den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände beeinflussen?

Aufschluss über diese Frage lässt sich aus qualitativ auswertbaren Quellen gewinnen. Zwar protokollierten die böhmischen Dorfgerichte nur den Besitzwechsel von Grund und Boden, doch sind von der nächsthöheren Instanz, nämlich dem ‚Amt‘ in Friedland/Frýdlant, Protokolle für eine Reihe von Jahren zwischen 1583 und 1692 erhalten.⁷⁴ Diese Quellen zeigen, dass die grundherrlichen Amtleute seit dem späten

⁷³ Klíma: *Economy* (vgl. Anm. 18). – Cerman: *Proto-Industrialisierung* (vgl. Anm. 18).

⁷⁴ Diese Bände enthalten mehr als 3 200 einzelne Gerichtsfälle und umfassen 67 der 109 Jahre zwischen 1583 und 1692 (1583-1592, 1593-1610, 1604-1606, 1609-1611, 1611-1616, 1615-

16. Jahrhundert in der Tat immer stärker in die Besetzung der Bauernstellen eingriffen. Sie dokumentieren auch, dass Frauen ein wichtiges (wenn auch nicht das einzige) Ziel solcher Regulierung waren. Eine Analyse von Gerichtsfällen erlaubt Rückschlüsse auf die Motive, aus denen Grundherren, Dorfgemeinden und einzelne Untertanen gegen weibliche Haushaltsvorstände vorgingen. Über eine Auswertung der qualitativen Daten kann nicht zuletzt ein Beitrag zur Erklärung der oben diskutierten quantitativen Befunde geleistet werden.

Der Grundherr

Der Wunsch nach Gewinnmaximierung bildete für den Grundherren einen direkten Anreiz, sich von weiblichen Haushaltsvorständen zu trennen. Grundherren vertraten in der Regel die Ansicht, dass weibliche Haushaltsvorstände ein größeres ökonomisches Risiko darstellten als männliche. Sie unterstellten, weibliche Haushaltsvorstände würden ihren Zinszahlungen nicht nachkommen, die Hofstatt schlecht unterhalten oder den Grundherren in seiner Eigenschaft als Steuereinnehmer in Verruf bringen.

Im Jahr 1604 zum Beispiel versuchte das Amt, „die alte Teschnerin“ in Oberweigsdorf/Horní Višňová zum Verlassen ihres Bauernguts zu zwingen. Diese führte an,

[...] sie hette ihren Kind[ern] das gutt zum besten gehalten, biß sie ihre Kind[er] versorgen möchte, begehre sich nur mit den Kind[er]n zu erhalten.

Der herrschaftliche Amtmann befahl jedoch,

[...] die teschnern soll in Jahr Vndt tag der gutt mit eim tüchtig[en] Wirrte besetzen, Verkauffen, oder die tochter Verheuraten bei straff der herrschafft 30 S[chock].⁷⁵

Ein Jahr später ist die Witwe Teschner

[...] im Ampt Vorgunstedt worden, ihr Gutt, ohne Vorwustung an Eckern, Wiesen, Vnndt waldernn, ihren Eltesten tochter zu gutt zu behaltten, biß dieselbe Vorfreyet werden, entweder biß auff Pffingsten, oder auffß lengst biß zu Martinj diß Jahres.⁷⁶

1607 schließlich verlor der Amtmann die Geduld:

[...] demnach sie ihr Gutt Vber dj massen vorwusten, Vnd an gebeuden eingehen lesset, hat sie furn Ambt auff 50 ss der herrschafft Straff burgen gesetzt, dz sie diesen Künfftigen Sommer Vber den gartten bawen, die Gebeude an dechern Vndt wänden bawstendig haltten, Vndt das Gutt inner Jahres frist Vorkauffen solle.⁷⁷

Auf ähnliche Weise wurde im Jahr 1606 versucht, Görde Krausens Witwe in Weißbach/Bílý Potok von ihrer Häuslerstelle zu vertreiben. Sie konnte beim Amtmann lediglich das folgende Zugeständnis erwirken:

1616, 1616-1619, 1627, 1629-1630, 1630-1631, 1645, 1649-1655, 1650-1651, 1655-1656, 1656-1660, 1661-1664, 1685-1687, 1687-1692). Sie werden von Sheilagh Ogilvie im Rahmen eines von der British Academy unterstützten Forschungsprojekts (The Economic World of the Bohemian Serf, 1550-1750) analysiert.

⁷⁵ SOA Děčín, HS, Karton č. 77, Amtsprotokoll 1604-1606, 6.3.1604, fol. 4v-5r.

⁷⁶ *Ebenda* 26 Mar. 1605, fol. 29v.

⁷⁷ SOA Děčín, HS, Karton č. 57, Bürgerschaftsbuch 1593-1610, 16.2.1607, fol. 93r.

[...] die Wittib soll den Kindern zum besten den Garten Vndt das heusell biß auff kunftig Michaelis erhalten, Vndt die Kinder darinn erziehen, Alls dan soll sie erst freyen, Vndt so sie oder ihr Künftiger Ehemann als dan den garten Vndt das heusel Kauffen wolte, Soll solches zu Vorn dem Ampt angemeldet, Vndt Vmb beschaidt geboten werden wie tewer es Vorkaufft soll werden, doch so sie Zwisch[en] dieser Zeit was daran geringern oder mehr schulden machen wurde, soll es ihr an ihren theil abgekürzt werden.⁷⁸

1609 hatte der Bauer Christoff Antelmann in Heinersdorf/Jindřichovice p. Srmem sein eigenes Kind getötet und war danach geflohen. Seine verlassene Ehefrau Margaretha versuchte sofort, sich privat mit ihren Nachbarn zu einigen, damit Gerste gesät und die Kühe auf die Weide gebracht wurden, als Gegenleistung wollte sie die Nachbarn mit Butter für ihren Tisch und Mist für ihre Äcker versorgen. Der Amtmann aber verbot diesen privaten Vertrag und befahl stattdessen Folgendes:

[...] die [Dorf-]Eltesten sollen auff einen gutten wirt Vnd jung[en] man achtung gebenn, denselb[en] als einen Sequester ins gutt sezen, darmit das gutt in beweglich[em] weßen erhalten werden möchten, das weib aber soll ein[er] zugeb[en] werden so ihr das Vihe soll beschicken helfen, welch[er] außem gutte erhalten werden sollenn, die pferde aber sollen im gericht Vorbleiben, darmit dem pfarher die dienst vorrichtet werden möchten.⁷⁹

1685 hatte Anna, die Witwe Jacob Schmieds, „Einen Awen garten [Häuslerstelle] Zue her[m]bsdorff [Heřmanice] bieshero Ingehabt, Vnndt wönig darvon verrichten wollen“. Das Amt entschied in ihrem Fall:

[...] wann sie Wiittib Vonn dießen Gartten, dass Seyl: Stricken als wie Vorhien, Verrichten, Auch was sonsten Von Gnädiger Obriegkeit hienauß Kommet, Nebst denen andern Awen Gärttern, mit nehmen, Auch die Contribution gelder, auf iede steuer 3. kr[euzer] Erlegen würde, sie Ernentes Gärttel ferner behalten, Auß der dies Selbieges Verkaufte vnd Ein Völliger Wirth darauf Verschaffet werden solle.⁸⁰

Sogar eine Frau aus dem Niederadel, Jungfrau Anna Helene von Miltitz auf Tzschirnhausen, erschien 1650 als Bittstellerin vor dem Amt: „Man solte derselb[en] Vergünstig[en], dass Sie dass Gutt Tzschirnhauß so viel möglich[en] erbauen Vndt anricht[en] dörrffe“. Obwohl sie versprach,

Sie wolle viehe hinschaff[en] dass es nit mangeln solle, dass also die Eckher nit geringert solte werde, Vndt dieses Zwahr alles den Creditorn bey solch. Gutt Vnd principaliter dem Lehn Hern Zum best[en],⁸¹

befahl das Amt, dass innerhalb von sechs Wochen ein Käufer für ihr Gut gefunden werden müsste,

[...] wo nicht, werde man Von obrigkeit wegen Zugreiff[en], deß Lehn Vf beste Möglich[en] Versilbern, Vnd daruon der prioritet nach die Creditors bezahl[en] lassen so weit es reicht, Vnd dieses alles Vmb Verhüttung weiter völliger Vndergang des Lehns Vnd deß lehnhern dabey Restirender interesse.⁸²

⁷⁸ *Ebenda* Karton č. 77, Amtsprotokoll 1604-1606, 18. 4. 1606, fol. 45r.

⁷⁹ *Ebenda* Amtsprotokoll 1609-1611, 8. 5. 1685, fol. 14v.

⁸⁰ *Ebenda* 2. část, dodatky (Frydlant) č. 11, fol. 10v.

⁸¹ *Ebenda* Karton č. 79, Amtsprotokoll 1650, 15. 11. 1650, fol. 9v-10r.

⁸² *Ebenda*.

Ganz offensichtlich versuchten die Amtleute, weibliche Haushaltsvorstände zu beseitigen, weil sie sie nicht als tüchtige, gute oder volle Wirte betrachteten. Ob sie damit richtig lagen, ist eine Frage, der wir uns später zuwenden werden.

Um sich weiblicher Haushaltsvorstände zu entledigen, befahlen grundherrliche Amtleute nicht allein den Verkauf deren Stellen oder eine erneute Heirat, sondern mischten sich auch in private Abmachungen ein. Ähnliches gilt für ‚Ausgedingverträge‘, die einen wichtigen Aspekt des Eigentumsrechts darstellten. Solche Verträge hatten großen Einfluss auf den Preis einer Stelle und wurden ihrerseits für namhafte Beträge verkauft.⁸³ Im Oktober 1650 zum Beispiel befahl das Amt, dass eine Bauernwitwe in Raspernau/Raspernava, die ein Ausgedinge besaß,

[...] fürtershin für dz ganze Außgeding, die vberscharr bis ans Trüch floß vnd das Fläckhel an der Eichen, mit darob erpawtem haüßlen, so lang sie lebt, Zue nuz[en] vnd Zue genüessen pleiben: das vberige Außgeding durchgehents auffgehoben: nach dern Tödlich hindritt aber solliche vberscharr vnd Außgeding, widerumben ins Guett vnd dessen Inhabere Zum besten fallen vnd Kommen solle.⁸⁴

Als Grund wird ausdrücklich angegeben, es solle dadurch ihrer ebenfalls verwitweten Schwiegertochter ermöglicht werden, „desto ehender einen Kauffman Zue dem Guett [zu] bekhommen, vnd die schuld [zu] Zallen.“⁸⁵

Die Dorfverwaltungen

Bei einer sorgfältigen Lektüre der Quellen wird allerdings klar, dass eine einfache Gewinnmaximierung nicht die alleinige Motivation grundherrlichen Drucks auf weibliche Haushaltsvorstände bildete. In vielen Fällen wurden diese von den Dorfältesten beim Amt angezeigt. Die Dorfältesten versuchten, grundherrliche Entscheidungen für ihre eigenen Zwecke zu manipulieren. Die Macht des Grundherren, Haushalte von Untertanen aufzulösen und in private Abmachungen einzugreifen, konnte somit von anderen zu ihrem eigenen Vorteil instrumentalisiert werden. Die Dorfältesten und männlichen Verwandten konnten sich selbst Profit verschaffen, indem sie den grundherrlichen Amtmann dazu brachten, unter dem Vorwand grundherrlicher Interessen gegen weibliche Haushaltsvorstände vorzugehen.

Im Jahr 1645 etwa reichte Hanß Hübners Witwe in Liebwerda/Libverda eine schriftliche „Supplication vnd Clag“ dagegen ein, „dass die Gemein Ihr Guet f[ür] 6 S[chock] verkhauffen wollte.“⁸⁶ Die Amtleute bestätigten die Entscheidung der

⁸³ Štefanová, Dana/Zeitlhofer, Hermann: Alter und Generationenbeziehungen in Böhmen. Zum Ausgedinge in nord- und südböhmischen Dörfern in der Frühen Neuzeit. In: Ehmer, Josef/Gutschner, Peter (Hgg.): Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge. Wien, Köln, Weimar 2000, 231-258. – Štefanová, Dana: Die Erbschaftspraxis, das Ausgedinge und das Phänomen der ‚zweiten Leibeigenschaft‘ in den nordböhmischen Dörfern der Herrschaft Frýdlant. In: Eder, Franz X./Feldbauer, Peter/Landsteiner, Erich (Hgg.): Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen. Wien, Köln, Weimar 1997, 225-241, hier 231.

⁸⁴ SOA Děčín, HS, Karton č. 79, Amtsprotokoll 1650, 18. 10. 1650, fol. 3v-4r.

⁸⁵ Ebenda.

⁸⁶ Ebenda Karton č. 78, fol. 58v, Amtsprotokoll 1645, 1.7.1645.

Dorfborgigkeit, obwohl herauskam, dass der Käufer Georg Hübner so arm war, dass die Gemeinde ihm ein Jahr lang Fron und Steuer erlassen musste.⁸⁷ 1685 waren es „die Gerichten und Gemeine“ in Hermsdorf/Heřmanice, die Anna, Jacob Schmieds Witwe, aus ihrer Häuslerstelle vertreiben wollten, weil sie „wönig darvon verrichten wollen“.⁸⁸ Der herrschaftliche Hauptmann entschied, die Witwe müsse entweder sofort bezahlen oder „durch ein guttes wordt bey der gemeine die Steuern Völlig nachzusehen Erhalten“,⁸⁹ andernfalls sollte sie ihre Stelle verlassen. Da die Klage gegen die Witwe von der Gemeinde ausging, kann man wohl annehmen, dass kein ‚gutes Wort‘ ihr geholfen hätte. Im nächsten Jahr zeigte das Dorf Bernsdorf/Horní Rasnice eine Witwe namens Rosina Marchen aufgrund ihrer ‚Unzucht‘ mit einem Dorfbewohner an. Das Amt entschied:

In mittellß soll hanß Apelt mit seinem weibe Zu besagter Rosina, alß seiner Tochter, Zu verhütung weiterer hurerey in ihr haußel Ziehen.⁹⁰

Aus der Perspektive der wohlhabenden Männer, die die Gemeindeverwaltung beherrschten, stellten unabhängige weibliche Haushaltsvorstände eine Bedrohung dar, sie galten als arm und sexuell liederlich. Dies war überall im vorindustriellen Europa der Fall. Bei Gesellschaften, die die ‚zweite Leibeigenschaft‘ durchliefen, wie Böhmen, kommt jedoch noch eine Besonderheit hinzu: Hier existierten institutionelle Kräfte, die von den Dorfverwaltungen zu dem Zweck manipuliert werden konnten, weibliche Haushaltsvorstände zu verdrängen, statt sich mit ihrer Anwesenheit abzufinden.⁹¹

Einzelne Untertanen

Auch männliche Verwandte versuchten, die Macht der Grundherren auszunutzen, um weibliche Haushaltsvorstände zu beseitigen. Die treibende Kraft hinter einer der zahlreichen Bemühungen zwischen 1604 und 1607, die ‚alte Teschnerin‘ in Oberweigsdorf/Horní Višňová von Haus und Hof zu vertreiben, war ihr Schwiegersohn Görge Döring, der so weit ging, eine schriftliche Eingabe gegen sie beim Amt einzureichen. Döring überredete den Amtmann, der Witwe zu befehlen, entweder Haus und Hof zu verkaufen oder diese „mit ein tüchtig[en] Wirtte [zu] besetzen“.⁹² Überdies sollten „Schultessen Vndt Eltesten [...] gegen Außwerts Künftig das gutt besichtig[en]“. Döring erreichte schließlich sein Hauptziel, nämlich die Witwe da-

⁸⁷ *Ebenda*.

⁸⁸ *Ebenda* Karton č. 709, Amtsprotokoll 1685-1687, 8.5.1685, č. 11, fol. 10v.

⁸⁹ *Ebenda*.

⁹⁰ *Ebenda* 26.3.1685, fol. 39v.

⁹¹ In Württemberg konnten z. B. Gemeindeverwaltungen die Ansiedlung von Witwen verbieten, deren Männer kein Bürgerrecht im Dorf gehabt hatten. Sie konnten auch ledigen Frauen befehlen, in einen Dienst zu gehen oder die Gemeinde zu verlassen. Der Witwe eines Mannes, der das Bürgerrecht im Dorf gehabt hatte, konnten sie allerdings nicht untersagen, einen eigenen Haushalt zu führen. Siehe *Ogilvie: State Corporatism*, vor allem Kapitel 3 (vgl. Anm. 49). – *Ogilvie: A Bitter Living*, vor allem Kapitel 5 (zu der Lage von Witwen) und Kapitel 6 (zu der Lage von unabhängigen ledigen Frauen) (vgl. Anm. 1).

⁹² SOA Děčín, HS, Karton č. 77, Amtsprotokoll 1604-1606, 6.3.1604, fol. 4v-5r.

zu zu zwingen, die ausständigen Erbgelder an seine Frau, ihre Tochter, zu zahlen. Döring griff somit das Besitzrecht seiner Schwiegermutter an, um eigene Ansprüche durchzusetzen.

In ähnlicher Weise wurde die Aufmerksamkeit des Amts im Jahr 1606 auf Georg Krauses Witwe in Weißbach/Bílý Potok gelenkt. Hans Krause, der Bruder ihres verstorbenen Mannes, versuchte, sie aus ihrem Haus und von ihrer Kleinstelle zu verdrängen. Zwar konnte Hans das Amt nicht dazu bewegen, die Witwe sofort zu enteignen, doch gelang es ihm, ihr Besitzrecht zeitlich zu begrenzen: Sie durfte die Stelle nur bis Michaelis behalten, und auch nur unter der Bedingung, dass sie bis zu diesem Zeitpunkt wieder heiratete und ihr neuer Ehemann sich um die Stelle bewarb. Außerdem wurde hinzugefügt:

So er [Hans] aber befinde dz sie Vbel haußhaltten soll er solchs dem Ampt anzeig[en], als dan man solches durch Schulteß Vndt Eltesten wirdt besichtig[en] lassen.⁹³

Hans Krause hatte unzweifelhaft seine Chancen verbessert, die Stelle selbst zu bekommen, indem er die Witwe seines Bruders beim Amt als untüchtige Wirtin anzeigte.

Die Rolle des Geschlechts

Man könnte einwenden, dass solche Fälle nicht die Stellung der Frauen in Böhmen widerspiegeln, sondern nur regionale Eigenheiten in Erbrecht und Grundherrschaft. Auch ließe sich behaupten, das herrschaftliche Amt sei einfach den nordböhmischen Erbschaftsbräuchen gefolgt, die die Besitzrechte der Waisen begünstigten. Witwen wurden lediglich als vorläufige Stelleninhaberinnen im Auftrag ihrer Kinder betrachtet.⁹⁴

Gegen diese Argumentation spricht allerdings einiges. Bereits in der Auswahl eines vorläufigen Stelleninhabers durch die Herrschaft war das Geschlecht ein wichtiges Kriterium, und es ist schwer zu beurteilen, ob dabei das Interesse der Waisen oder das des Grundherren im Vordergrund stand. Es gab keinen einzigen Fall, in dem das Amt in Friedland/Frýdlant dem neuen Ehemann oder dem Schwiegersohn einer Witwe befahl, die Stelle wegen Untüchtigkeit zu verkaufen, wenn er diese als Platzhalter für die Waisen innehatte. Ganz im Gegenteil: Im Jahr 1688 gestattete das Amt den Verkauf eines Hofes in Dittersbächel/Dětrichovec zu einem Preis von 80 Schock, „welches zwar sonsten ein weit mehrers werth gewesen v[nd] höher hette verkauffen werden Können“,⁹⁵ allein weil der Käufer sich bereit erklärte, die Witwe zu heiraten, die Schulden der Stelle zu zahlen und die Waisen wie eigene Kinder aufzuziehen. Es scheint zumindest fraglich, ob der Verkauf einer Stelle unter Marktpreis im Sinne der Waisen bzw. des regionalen Erbrechts war. Vielmehr dürfte sich hier das schon beschriebene Interesse des Grundherren durchgesetzt haben.

⁹³ *Ebenda* 18.4.1606, fol. 45r.

⁹⁴ Zu den Erbschaftsbräuchen in den böhmischen Ländern siehe *Procházka*, Vladimír: *Česká poddanská nemovitost v pozemkových knihach 16. a 17. století* [Die Immobilien böhmischer Untertanen in den Grundbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts]. Praha 1963.

⁹⁵ SOA Děčín, HS, Karton č. 709, Amtsprotokoll 1687-1690, 20.1.1688, fol. 32v-33r.

Ähnlich überspitzt könnte man sagen, dass die Auflösung von Haushalten mit weiblichem Vorstand nichts mit dem Geschlecht zu tun hatte. Böhmisches Grundherren konnten jeden ungelittenen Untertanen – männlich oder weiblich – von einer Stelle vertreiben und seinen bzw. ihren Haushalt auflösen. Eine sorgfältige Analyse beweist jedoch, dass das Geschlecht hierbei durchaus eine Rolle spielte. Eine Auswertung der Amtsprotokolle für die 67 erhaltenen Jahrgänge zwischen 1583 und 1692 ergab 53 Fälle, in denen der Grundherr den Haushalt eines Untertanen aufzulösen drohte oder dies tatsächlich tat. Mit 15 Prozent lag der Anteil von Frauen unter den vertriebenen Haushaltsvorständen deutlich höher als ihr durchschnittlicher Anteil an den Haushaltsvorständen insgesamt, der sich in den Jahren 1591 bis 1722 auf 4,0 Prozent belief. Selbst 1651, dem Jahr, für das mit 6,2 Prozent weiblicher Haushaltsvorstände der höchste Wert errechnet wurde, wurden noch immer mehr als doppelt soviel weibliche Haushaltsvorstände von ihren Stellen vertrieben wie männliche.

Auch die Rechtfertigung, die das Amt für die Vertreibung eines Haushaltsvorstands angab, war vom Geschlecht beeinflusst. Fast 40 Prozent aller männlichen Haushalter wurden aufgrund ernsthafter Verstöße abgesetzt: Widerstand gegen Arbeitsdienste, Gehorsamsverweigerung gegen den Grundherren, Betrug zum Nachteil der Obrigkeit oder offener Aufstand. Keine einzige Frau wurde aufgrund solcher ernsthafter Gründe von ihrer Stelle vertrieben. Von den Männern wurden immerhin 11 Prozent in Folge ernster und wiederholter Konflikte mit Verwandten, Nachbarn oder der ganzen Gemeinde von ihrer Stelle entfernt, von den Frauen wiederum nicht eine einzige. Umgekehrt finden sich Verschuldung und ökonomische Schwierigkeiten nur bei 36 Prozent der vertriebenen Männer in der Urteilsbegründung, während diese Zahl bei den Frauen 62 Prozent beträgt. Am bemerkenswertesten aber ist, dass das Amt in 25 Prozent aller Fälle, in denen der Haushaltsvorstand weiblich war, überhaupt keinen Grund für die Vertreibung angab. Das kam nur bei 11 Prozent der Männer vor. Um eine Frau als Haushaltsvorstand abzusetzen, reichte offenbar die Feststellung, sie sei keine ‚volle‘ oder ‚tüchtige‘ Wirtin. Rein rechtlich konnten die böhmischen Grundherren, wie bereits betont, jeden Haushaltsvorstand von seiner Stelle vertreiben. Wenn dies gegenüber einer Frau geschah, genügte eine oberflächliche Begründung, oder man sparte sich die Rechtfertigung ganz.

Es erhebt sich dann die Frage, wer eigentlich Recht hatte: die weiblichen Vorstände mit der Ansicht, ihre Haushalte seien ökonomisch lebensfähig, oder die Grundherren, die Gemeinde und die männlichen Verwandten mit der gegenteiligen Behauptung. Sie waren der Überzeugung, eine landwirtschaftliche Stelle, die nicht von einem Ehepaar bewirtschaftet wurde, sei von vornherein dem Untergang geweiht und störrische Frauen, die das nicht einsähen, müssten im Grunde genommen dankbar sein, dass eine rationale, gewinnorientierte grundherrliche Verwaltung und die erfahrenen Gemeindeältesten sie vor ihrer eigenen Torheit schützten.

Gegen diese Argumentation spricht eine ganze Reihe von Fakten: Erstens trifft es nicht zu, dass es Haushalten mit weiblichen Vorständen an männlicher Arbeitskraft mangelte: Im Jahr 1651 hatten nur 27 Prozent der von Frauen geführten Haushalte keine männlichen Mitglieder. Zweitens waren auch Haushalte ohne erwachsene Män-

ner nicht ausschließlich auf die Arbeitskraft ihrer eigenen Mitglieder angewiesen, denn zur ländlichen Gesellschaft Böhmens gehörten zahlreiche landlose Häusler und Hausgenossen, die ihre Nahrung durch Lohnarbeit für andere Haushalte verdienten. Es war ein weitverbreiteter Brauch von ‚Bauern‘, Angehörige der ‚unterbäuerlichen‘ Schichten anzustellen und sie sogar zu Fronarbeit und anderen Arbeitsdiensten einzusetzen. Drittens hatten die so genannten ‚Chalupner‘ oder ‚Gärtner‘ wenig Ackerland und die Häusler gar keines, so dass hier nur wenig oder gar keine männliche Arbeitskraft benötigt wurde. Kleinstelleninhaber finanzierten sich häufig über andere Tätigkeiten, wie etwa protoindustrielles Heimgewerbe, Handwerk und Kleinhandel; hier waren Frauen und Kinder verhältnismäßig produktiv. Viertens läßt sich beobachten, dass Dörfer in anderen Teilen Europas einen viel größeren Anteil weiblicher Haushaltsvorstände hatten, und das sogar in Regionen mit weniger gewerblicher und kommerzieller Tätigkeit als in Nordböhmen, das zur fraglichen Zeit bereits über ein dichtes Netzwerk protoindustrieller Strukturen verfügte. Die vorindustrielle ländliche Gesellschaft Europas konnte mehr von Frauen geführte Haushalte unterhalten, als in Böhmen von den Institutionen zugelassen wurden. Sogar in Gesellschaften, in denen die Grundherren und die Dorfgemeinden eine ähnlich ungünstige Einstellung weiblichen Vorständen gegenüber hatten wie in Böhmen, hatte ihre vergleichsweise geringere institutionelle Macht zur Folge, dass der Anteil solcher weiblicher Vorstände faktisch viel höher war.⁹⁶

Schließlich muss man noch auf die Selbsteinschätzung der Frauen eingehen: Es gibt ebenso wenig Anhaltspunkte dafür, dass diese Frauen ihre ökonomischen Fähigkeiten allzu optimistisch gesehen hätten, wie für den Pessimismus der Grundherren. In der Tat sollte man erwarten, dass die Frauen besser in der Lage waren, ihre eigenen Fähigkeiten einzuschätzen, als die grundherrlichen Amtleute.

Dieser scheinbare Widerspruch lässt sich durch die Einsicht auflösen, dass die weiblichen Haushaltsvorstände, die Dorfgemeinde und die männlichen Verwandten unterschiedliche Interessen und Informationen hatten. Jede davon mag vernünftig gewesen sein, doch verfolgten sie natürlich verschiedene Ziele. Die Frauen selbst wollten nicht in eine abhängige Rolle in einem Haushalt mit männlichem Vorstand eintreten, sondern stattdessen lieber ihre Stelle behalten, bis ihre Kinder groß waren. Dafür waren sie bereit, ein höheres ökonomisches Risiko zu tragen: Zwar mussten Steuern, Zinsen und Arbeitsdienste von zahlungsunfähigen Haushalten oft von der Gemeinde übernommen werden, und die Schulden wurden mitunter sogar vom Grundherren erlassen, doch für den eigenen Haushalt wurden häufig Entbehrungen z. B. bei Kleidung und Essen in Kauf genommen. Die Vernachlässigung des Guts und seiner Bausubstanz konnte später durch die übernehmenden Kinder wieder gut-

⁹⁶ Genau die gleichen Ansichten weiblichen Haushaltsvorständen gegenüber vertrat die Obrigkeit im Westen Finnlands, dennoch war hier der Anteil von Frauen unter den Haushaltsvorständen deutlich höher. Vgl. *Moring*, Beatrice: *Family Strategies, Inheritance Systems and the Care of the Elderly in Historical Perspective – Eastern and Western Finland*. In: *Historical Social Research* 23 (1998) 67-82, hier 70-72. – Ein ganz ähnlicher Befund liegt für die ländliche Gegend um Salzburg vor. Siehe *Eder*: *Geschlechterproportion* 126-246 (vgl. Anm. 5).

gemacht werden. Die grundherrlichen Amtleute hingegen hatten davon nichts, sondern kamen sogar in Verruf, wenn sie Abgaben nicht wirksam erhoben oder das feine soziopolitische Gleichgewicht störten, indem sie die reichen Bauern verärgerten. Letztere, die gleichzeitig die Dorfgemeinde verwalteten, hatten die Abgabenlast für die zahlungsunfähigen Dorfgenosser zu übernehmen und somit auch deren Risiko mitzutragen. Zudem wollte die Dorfbrogrigkeit in Böhmen wie in Westeuropa weibliche Vorstände aus Angst, dass diese Almosen fordern oder gegen die sexuelle Ordnung verstoßen könnten, ausschließen. In ähnlicher Weise hatte der Schwager oder der Schwiegersonn einer Witwe keinen Grund, deren Wunsch nach Unabhängigkeit oder nach dem Erhalt des Erbes für ihre Kinder zu teilen. Sein Interesse war vielmehr, das Gut selbst in die Hand zu bekommen oder die Bezahlung des Erbteils zu sichern.

Wie aus der Diskriminierungsforschung gut bekannt ist, funktioniert das Geschlecht (wie die Rasse) als ein ‚Signal‘, wenn durchschnittlich mehr weibliche als männliche Vorstände ihre Abgaben nicht zahlen, ihre Höfe nicht instandhalten, Almosen von ihren Nachbarn verlangen oder Ehebruch begehen. Man erwartet dann, dass sich alle weiblichen Haushaltsvorstände so verhalten. Wenn eine institutionelle Macht existierte, die manipuliert werden konnte, um weibliche Vorstände zu vertreiben, dann wurde diese auch eingesetzt, und zwar auch gegen Frauen, die keine finanziellen Belastungen verursachten und von denen dies auch nicht zu erwarten war.

Kurzum, die verschiedenen handelnden Gruppen der ländlichen Gesellschaft Böhmens hatten divergierende Interessen gegenüber weiblichen Haushaltsvorständen, und im böhmischen institutionellen System waren die Interessen der Amtleute, der gemeindlichen Amtsinhaber sowie der männlichen Verwandten stärker als die der Frauen selbst.

Die Belege aus den Amtsprotokollen helfen nun, die quantitativen Befunde der statistischen Analyse besser zu verstehen. Die statistischen Resultate legen nahe, dass die so genannte ‚zweite Leibeigenschaft‘ nachteilige Auswirkungen auf die Stellung der Frau hatte, da sie die entstehenden ländlichen Märkte erstickte, den fiskalischen Druck auf die Untertanen erhöhte und die Macht der Grundherren steigerte. Diese Indizien werden von einer großen Zahl anderer Beweise unterstützt. Sie stimmen mit lokalen und regionalen Studien überein, die zeigen, wie die Macht der Grundherren, in das Leben ihrer Untertanen einzugreifen, im Untersuchungszeitraum deutlich zunahm. Ähnliches gilt für ihre fiskalisch bedingten Versuche, solche Eingriffe auf die unterbäuerlichen Schichten auszudehnen. Das wird durch direkte Belege aus den Amtsprotokollen von Friedland/Frydlant bestätigt, aus denen hervorgeht, dass die herrschaftlichen Amtleute tatsächlich Haushalte von Untertanen auflösten, dass weibliche Haushaltsvorstände ein bevorzugtes Ziel dieser Politik waren und mit der Zeit einen immer größeren Prozentsatz solcher Auflösungen ausmachten. Diese Befunde könnten der Grund dafür sein, dass zwischen 1591 und 1722 der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände signifikant zurückging und andere Determinanten wie Stadtnähe und Sozialstruktur an Wirksamkeit verloren. Möglicherweise erklären sie auch, warum die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Herrschaft einen wichtigen Einfluss auf die Zahl der weiblichen Haushaltsvorstände

hatte, da deren Existenz immer abhängig vom Wohlwollen der einzelnen Amtleute war.

Die fiskalischen Motivationen für die Auflösung von Haushalten mit weiblichen Vorständen, die in den Amtsprotokollen Erwähnung finden, tragen zur Klärung der Frage bei, warum in Böhmen der Anteil weiblicher Haushaltsvorstände bei den ökonomisch weniger wichtigen unterbäuerlichen Schichten höher war. Doch waren diese Schichten dem Zugriff der Grundherren nicht vollständig entzogen. Die Tatsache, dass manchmal auch landarme ‚Chalupner‘ oder ‚Gärtner‘ und landlose ‚Häusler‘ von den Amtleuten aus ihren Stellen vertrieben wurden, erklärt, weshalb in Böhmen der Frauenanteil auch bei ärmeren Haushalten unterhalb des europäischen Durchschnitts blieb. Die Zahl der aus den erhaltenen Amtsprotokollen gewonnenen Fälle ist zu klein, um zu prüfen, ob die unterbäuerlichen Schichten mit der Zeit einen wachsenden Anteil an den Haushalten ausmachten, aus denen der Vorstand vertrieben worden war. Das aber würde erklären, warum der Unterschied im Anteil weiblicher Haushaltsvorstände zwischen Bauern und Unterbäuerlichen zwischen 1591 und 1722 zurückging. Schließlich bietet das Streben der Gemeindeverwaltung und männlicher Verwandter nach eigenem Profit zum Nachteil weiblicher Haushaltsvorstände, das in den Protokollen aktenkundig wird, eine Erklärung dafür, wie es den Grundherren gelingen konnte, einen solch starken Druck auf örtlicher Ebene auszuüben. Die ‚zweite Leibeigenschaft‘ funktionierte nicht allein über den direkten Einfluss der Amtleute, sondern auch durch die Taktik bestimmter Untertanen, die grundherrliche Macht für ihre eigenen Zwecke auszunutzen.

Schlussbemerkung

Wir wissen zur Zeit noch sehr wenig über die Stellung von Frauen in den frühmodernen Gesellschaften Osteuropas, die nicht einen ‚Übergang zum Kapitalismus‘ erlebten, sondern eine Verschärfung grundherrlicher Macht in der ‚zweiten Leibeigenschaft‘. Dies ist schon deshalb eine empfindliche Lücke, weil viele Forscher der Überzeugung sind, die wirtschaftliche Unabhängigkeit von Frauen sei durch die Entwicklung der Marktwirtschaft eingeengt worden, und umgekehrt habe die Beibehaltung der ‚Familienwirtschaft‘ im Rahmen traditioneller nichtmarktlicher Institutionen die weibliche ökonomische Selbstständigkeit gefördert.

Für unsere Untersuchung über die Stellung der Frau in Böhmen unter der ‚zweiten Leibeigenschaft‘ haben wir den Anteil weiblicher Haushaltsvorstände zum Hauptindiz für die wirtschaftlichen und persönlichen Chancen von Frauen gemacht. Im europäischen Vergleich lag dieser Anteil in Böhmen zwischen 1381 und 1591 sehr niedrig, und er nahm zwischen 1591 und 1722 noch weiter ab. Obwohl sich im späten 16. Jahrhundert durch die Nähe städtischer Märkte und innerhalb der ländlichen Unterschichten Möglichkeiten für unabhängige weibliche Haushaltsvorstände eröffneten, verringerten sich diese Spielräume während des 17. Jahrhunderts aus verschiedenen Gründen wieder – oder sie verschwanden völlig. Dass die Gründe dafür hauptsächlich institutioneller Natur waren, geht daraus hervor, dass es ab dem Jahr 1651 einen großen Unterschied machte, welcher Gutsherrschaft ein Dorf untertänig war.

Qualitative Daten werfen Licht auf diese Unterschiede: Spätestens seit Ende des 16. Jahrhunderts hatten die Grundherren das Sagen darüber, wer ländlichen Stellen vorstehen konnte. Motiviert von dem Wunsch, ihren Profit zu maximieren, vertrieben die herrschaftlichen Amtleute weibliche Haushaltsvorstände systematisch, da diese als großes Risiko galten. Das war aber nicht der einzige Grund, gegen Frauen als Haushaltsvorstände vorzugehen. Vielmehr stellte die grundherrliche Verfügungsgewalt über den Haushaltsvorstand auch eine Macht dar, die andere Untertanen zu ihrem eigenen wirtschaftlichen Vorteil instrumentalisieren wollten. Dorfschaften dienten den Interessen ihrer reicheren Mitglieder, indem sie die grundherrliche Macht gegen weibliche Haushaltsvorstände einsetzten, die als Bedrohung für die sexuelle Moral und als unzuverlässige Steuerzahlerinnen galten. Männliche Verwandte zeigten Witwen als „untüchtige Wirtinnen“ an in der Hoffnung, ihre Stellen übernehmen oder über diesen Druck die Zahlung von Erbanteilen erzwingen zu können. Herrschaftliche Amtleute hatten ein Interesse daran, die wohlhabenderen Mitglieder der ländlichen Gesellschaft zu beschwichtigen, da selbst die ‚zweite Leibeigenschaft‘ nicht ohne Kooperation der Untertanen funktionieren konnte. Jeder Dienst, den der Grundherr den Dorfschaften oder einflussreichen Individuen erweisen konnte, ohne dass es ihn selbst etwas kostete, war – vor allem im Hinblick auf die stets gegenwärtige Gefahr von Bauernaufständen – eine gute politische Investition.

Dass die böhmischen Grundherren Haushälter vertreiben konnten, die ihnen unangenehm waren, stellt nur einen Aspekt der ‚zweiten Leibeigenschaft‘ dar, so wie es für Frauen nur eine unter vielen Möglichkeiten war, einem Haushalt unabhängig vorzustehen. Doch legen unsere Resultate nahe, dass diese grundherrliche Verfügungsgewalt sowie ihre Manipulation durch die Dorfschaften und einzelne Männer eine entscheidende Einschränkung der Chancen von Frauen bildete, über ihr Leben selbst zu entscheiden, und dass diese Einschränkung noch viel weiter ging als in den meisten anderen Teilen Europas. Welche Auswirkungen die marktwirtschaftliche Entwicklung auf das Leben der Frauen auch immer gehabt haben mag, eines ist klar: In Böhmen schuf weder das feudale System noch die Dorfschaft einen institutionellen Rahmen, der die wirtschaftliche Unabhängigkeit von Frauen gefördert hätte.

INDUSTRIEARBEITER IN DER TSCHECHOSLOWAKEI 1945-1968

Ergebnisse eines Forschungsprojekts

Am Collegium Carolinum wurde vom 1. Juni 1998 bis zum 31. Mai 2001 ein von der Volkswagen-Stiftung gefördertes Forschungsprojekt zur Sozialgeschichte der Industriearbeiterschaft in der Tschechoslowakei im Zeitraum 1945-1968 durchgeführt. An den Forschungsarbeiten waren außer dem Verfasser dieses Berichts¹ fünf tschechische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligt: Eva Hošková, Květa Jechová, Lenka Kalinová, Karel Kaplan und Jiří Pokorný. Zwischenergebnisse des Projekts wurden auf zwei Workshops diskutiert, die im Juni 1999 in München und im April 2000 in Prag stattfanden; beide verglichen die tschechoslowakische Thematik auch mit entsprechenden sozialgeschichtlichen Entwicklungen in der DDR. Zudem wurde das Forschungsvorhaben in den Jahren 1999-2001 im Rahmen verschiedener Tagungen unter anderem an folgenden Forschungsinstituten vorgestellt: am Hannah-Arendt-Institut (Dresden), am Zentrum für Zeithistorische Forschung (Potsdam) und am Institut für Zeitgeschichte (Prag). Die Jahrestagung des Collegium Carolinum 2002 griff einige wichtige Teilfragen des Forschungsprojekts auf; im Mittelpunkt stand dabei die Untersuchung des Komplexes ‚Industriebetrieb‘ in vergleichender Perspektive (DDR, Polen, Ungarn).

Die Erfassung und die Analyse der vor allem auf der betrieblichen Ebene zu beobachtenden individuellen und kollektiven Verhaltensweisen der Industriearbeiter unter dem Gesichtspunkt ihrer Konformität oder Nichtkonformität mit den Verhaltensanforderungen, die Partei-, Staats- und Gewerkschaftsapparat an sie herantrugen, war im Projektantrag als untersuchungsleitende Fragestellung formuliert worden. Sie brauchte im Verlauf der Forschungsarbeiten nicht geändert zu werden, da sie sich als produktiv erwiesen hat. Auch für die Tschechoslowakei gilt, was zumal für die DDR bereits durch zahlreiche Untersuchungen belegt wird: Das Gewicht des Betriebes ergab sich nicht nur daraus, dass dieser einen zentralen Ort vielfältiger sozialer Funktionen und Versorgungsaufgaben darstellte, sondern auch aus der Tatsache, dass die Arbeitsstätte einen Vergesellschaftungskern bildete, der über den Betrieb hinausreichende Einstellungsmuster prägte. Angesichts der außerordentlichen Bedeutung, die Produktion und Arbeitswelt für die Legitimation sozialistischer Systeme besaßen, wird die Bilanz der betrieblichen Verhaltens- und Handlungsweisen der Arbeiter die Frage klären helfen, in welchem Maße die Industriearbeiterschaft für zentrale Zielsetzungen der sozialistischen Staats- und

¹ Der vorliegende Bericht ist eine passagenweise stark veränderte Fassung des Schlussberichts über das Forschungsprojekt vom 25. April 2002 an die Volkswagen-Stiftung.

Gesellschaftsordnung mobilisiert und formiert werden konnte. Anders ausgedrückt, richtet sich die Untersuchung auf die ‚Eindringtiefe‘ der in unserem Zusammenhang relevanten Herrschaftsapparate in die Industriearbeiterschaft und damit auf die Grenzen kommunistischer Herrschaft über diese soziale Großgruppe. Insofern wird Sozialgeschichte im Rahmen dieser Untersuchung nicht als „history with politics left out“ verstanden; gerade für sozialistische/kommunistische Systeme erscheint eine scharfe Trennung von Sozialgeschichte und Politikgeschichte wenig sinnvoll.

1. Dem Folgenden ist zunächst die simple Feststellung vorzuschicken, dass die Industriearbeiterschaft das kommunistische System in der Tschechoslowakei zu keinem Zeitpunkt massenhaft grundsätzlich in Frage gestellt und abgelehnt hat, sei es aus sozialen oder politischen Gründen. Auch wenn sich die Industriearbeiter bereits in den frühen fünfziger Jahren nachhaltig für die Demokratisierung der zunächst ganz unter dem Diktat kommunistischer Kaderpolitik stehenden Wahlen in die gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen einsetzten, blieb politisch motivierte Kritik am Kommunismus auch unter den Bedingungen des repressiven tschechoslowakischen Hochstalinismus eine Randerscheinung. Die in der westlichen Literatur zur Zeit des Kalten Krieges durchweg als „Arbeiterrevolte gegen den Kommunismus“ bezeichnete Streikwelle Anfang Juni 1953 nahm tatsächlich nur vereinzelt politischen Charakter an, und dies in einigen Fällen auch erst dann, wenn sich die streikenden Arbeiter – wie beispielsweise in Pilsen (Plzeň) – mit anderen Bevölkerungsgruppen zu größeren Demonstrationen zusammenschlossen. Der Rückgang des Anteils der Arbeiter an den Mitgliedern der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) – dieser fiel zwischen 1948 und 1968 von 46 auf 26 Prozent, wurde also durch die Reformbewegung der sechziger Jahre und den Prager Frühling nicht aufgefangen – drückte zwar auch politische Distanzierung aus, doch begründeten sehr viele Arbeiter ihren Austritt aus der KPTsch keineswegs politisch, sondern damit, dass die Pflichten eines Parteimitgliedes (Teilnahme an Versammlungen, Schulungen, Kampagnen etc.) einen zu großen Teil ihrer Freizeit beanspruchten. Andererseits ist politisches Denken unter den Arbeitern auch dort zu vermuten, wo dieses sich nicht ausdrücklich als solches artikuliert. Den bereits vor der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 verkündeten Übergang zu einer höheren Form von Demokratie, die über ihre traditionellen formalen Strukturen hinaus auch sozial fundiert sein sollte, nahmen die Industriearbeiter insofern ernst, als sie vor allem in den fünfziger Jahren soziale Probleme als Demokratiedefizite interpretierten, selten allerdings so explizit wie westböhmische Bergarbeiter im Juni 1953: Durch die gerade verfügte Währungsreform ihrer wenigen Ersparnisse beraubt, lehnten sie eine zusätzliche Sonntagsschicht ab und hielten Parteifunktionären entgegen, ob das Demokratie sei, wenn der Staat ihnen erst ihr Geld und dann auch noch den Sonntag wegnehme. Insgesamt ist die differenzierende Wirkung politischer Einstellungen der Industriearbeiter auf ihr Verhalten im Betrieb als gering einzuschätzen. Insbesondere erwies sich die Mitgliedschaft in der KPTsch nicht als dasjenige Merkmal, das darüber entschied, ob sich ein Arbeiter an Streiks, dem Widerstand gegen die Erhöhung der Leistungsnormen oder an anderen Formen sozialen Protests beteiligte oder nicht.

2. Gerade das alles in allem eher traditionelle ‚trade-unionistische‘ Bewusstsein der Industriearbeiterschaft muss in Anschlag gebracht werden, wenn man die langfristigen Ursachen der allmählichen Auszehrung des sowjetsozialistischen Modells im industriellen Bereich und den seit der Mitte der sechziger Jahre Schritt für Schritt vollzogenen Übergang zur Reform des Wirtschaftssystems und damit auch der betrieblichen Strukturen untersucht. Schon in den fünfziger Jahren, vor allem auch während des ersten Fünfjahresplans (1948-1953), wurden die so genannten sozialistischen Arbeitsinitiativen, das heißt die von der Sowjetunion übernommenen ‚klassischen‘ Instrumente nichtmarktlicher industrieller Leistungsstimulierung (Stachanov- und Stoßarbeit, sozialistischer Wettbewerb, Arbeitsnormenerhöhung, Brigadenwesen etc.) nach ihrer kurzfristigen Konjunktur durch Boykott, Widerstand und offenen Protest der Arbeiter ausgehöhlt. Gegen das Stachanov-System wandten die Arbeiter bereits vor der kommunistischen Machtübernahme mehrheitlich ein, dass exorbitante Arbeitsleistungen und Qualität der Arbeit nicht zusammengingen, und nach 1948 richteten sie dieses Argument auch gegen die Stoßarbeiter. Deren materielle Privilegierung durch spezielle Einkaufsmöglichkeiten, Sonderzuteilungen von Lebensmitteln und andere Vergünstigungen führte schon 1950 in vielen Industriebetrieben zu ihrer Diskriminierung, der sich zahlreiche Betriebsräte mit Boykottmaßnahmen gegen Stoßarbeiter anschlossen. Dass Stoßarbeit nach 1953 nicht mehr bzw. nur stark reduziert Anwendung fand, ist auch darauf zurückzuführen, dass die KPTsch-Führung diese Arbeitsinitiative offensichtlich zeitlich begrenzt nur dazu nutzen wollte, um den vor allem in den frühen Nachkriegsjahren dramatischen Rückgang der Arbeitsproduktivität aufzufangen und die Entwicklung der Arbeitsnormen wieder zu normalisieren. Allerdings blieb es das Ziel der KPTsch, über Selbstverpflichtungen, Wettbewerbe und zunächst auch Stoßarbeit eine mit Leistungsdifferenzierung einhergehende politische Dauermobilisierung der Arbeiter zu erreichen. Als Anreiz wurden zu diesem Zweck Zugeständnisse in der Frage der Arbeitsorganisation angeboten: Noch gegen Ende der fünfziger Jahre bestimmte die zuständige Abteilung des Sekretariats des ZK der KPTsch, dass sich die Brigaden der sozialistischen Arbeit bei der Organisation ihrer Arbeit über die normalen arbeitsorganisatorischen Regelungen und Zuständigkeiten (etwa der Meister und Vorarbeiter) hinwegsetzen konnten.

Im Instrumentarium produktivistischer Mobilisierung hatte der sozialistische Wettbewerb – sieht man von den eben erwähnten Brigaden der sozialistischen Arbeit ab – am längsten Bestand, wohl deshalb, weil er funktional mit der Planerfüllung verknüpft wurde. Da die Wettbewerbe in der Regel unter hohem Zeitdruck standen, wurde die Qualität der Arbeit nach Auffassung der Arbeiter auch durch den sozialistischen Wettbewerb stark beeinträchtigt. Gerade der sozialistische Wettbewerb wurde häufig zweckentfremdet, indem die Arbeiter seine leistungsstimulierende Absicht in ihr Gegenteil verkehrten: Im Škoda-Zweigwerk im Prager Vorort Smíchov – um nur ein Beispiel anzuführen – wurde der Wettbewerb um den besten Arbeiter des Betriebes nach dem Prinzip der ‚Verteilungsgerechtigkeit‘ organisiert, indem die Arbeiter festlegten, dass jeder von ihnen turnusmäßig zum ‚besten Arbeiter‘ gekürt wurde und damit in den Genuss der Prämie kam. Egalitäre Handlungsmuster bestimmten in vielen Betrieben auch die Verteilung der Stoßarbeiter-

ausweise, die zum Bezug knapper Konsumgüter berechtigten; hier sorgten die Betriebsräte dafür, dass jeder einmal an die Reihe kam. Weiter schränkten die Unzulänglichkeiten des Produktionsprozesses selbst die Anwendung des sozialistischen Wettbewerbs ein: Seine hohe Unstetigkeit, verursacht durch das Dauerübel stockender Rohstoff- und Materialzufuhr, zwang die Arbeiter zum Horten von Arbeit (um nicht nach den niedrigen Lohnsätzen für Wartezeiten bezahlt zu werden) und gab ihnen das Argument an die Hand, für einen Wettbewerb sei kein Material vorhanden. Das industrielle Management stand dem sozialistischen Wettbewerb vor allem aus zwei Gründen ablehnend gegenüber: Der Materialverbrauch bei sozialistischen Arbeitsinitiativen lag offensichtlich über dem durchschnittlichen Verbrauch, und zudem belasteten sie den Arbeitszeitfonds insofern erheblich, als Wettbewerbe (wie auch Stoßarbeiterschichten) nicht selten einen Tag vorher in Überstunden vorbereitet wurden. Um die Mitte der sechziger Jahre ergab eine gewerkschaftliche Umfrage unter mehr als 50.000 Arbeitern und Angehörigen des industriellen Managements, dass sozialistische Wettbewerbe nur einen sehr geringen Beitrag zur Hebung der Produktivität leisteten; wenig später wurde in der Gewerkschaftspresse vorgeschlagen, Wettbewerbe einzustellen.

Grundsätzlich lag die Bedeutung des Widerstandes gegen die sozialistischen Arbeitsinitiativen darin, dass auf diese Weise eine Bresche in den Primat der Politik im Produktionsprozess geschlagen wurde, eine für den Staatssozialismus sowjetischen Typs konstitutive Struktur aufgeweicht und das Instrumentarium nichtmarktlischer Leistungsstimulierung bis zum Beginn der sechziger Jahre abgestumpft wurde. Schon die ersten Maßnahmen der Wirtschaftsreform griffen daher auf marktkonforme indirekte ‚incentives‘ zurück, wie die frühen Korrekturen an der Lohnpolitik in den Jahren 1966-1967 zeigen. Die Motive des Widerstandes gegen die Konzepte direkter Leistungsmobilisierung kamen – abgesehen von dem schon erwähnten Argument, dass durch ein zu hohes Arbeitstempo Ausschuss produziert wurde – aus der weitverbreiteten Abneigung der Industriearbeiter gegen die Vermischung von Arbeit und Politik, die bereits vor der kommunistischen Machtübernahme zu Streiks geführt hatte (unter anderem im Februar 1946 in den Pilsener Škoda-Werken). Prinzipiell waren die Arbeiter für symbolische Wertschätzungen der Arbeit durchaus empfänglich. So spielten beispielsweise berufsständisch vermittelte Ehrbegriffe in ihrem Selbstverständnis im gesamten Untersuchungszeitraum eine wichtige Rolle. Die sozialistischen Arbeitsinitiativen zielten jedoch zu offensichtlich auf die Zerschlagung der Solidarität der Arbeiter, um als Angebot anerkennder Hervorhebung allgemeine Akzeptanz finden zu können. In der Entwicklung des sozialistischen Wettbewerbs in den Škoda-Werken sei insofern eine „Besserung“ eingetreten, schrieb ein Parteifunktionär im April 1958, als „soziale Rücksichten“, „Kameradschaft“ und „Solidarität“ allmählich verschwinden würden. Nur vor diesem Hintergrund werden die oben erwähnten egalitären, gegen Leistungsdifferenzierung gerichteten Verteilungsmuster bei der Ermittlung des besten Arbeiters des Betriebes und bei der Verteilung der Stoßarbeiterausweise ganz verständlich.

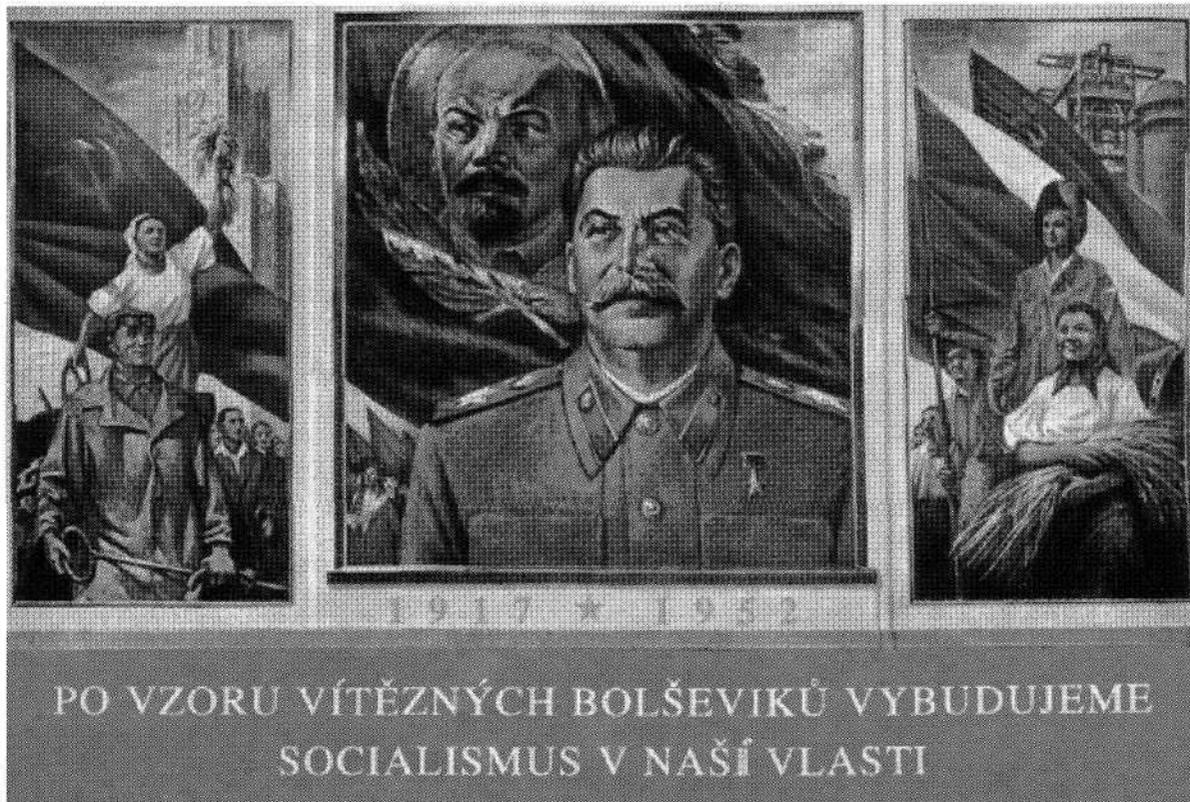
3. Die ‚produktivistischen‘ Mobilisierungsstrategien der fünfziger Jahre zielten über den Arbeitsprozess hinaus auch auf das Freizeitverhalten der Industriearbeiter. Die seit 1951 in großer Zahl nach sowjetischem Vorbild gegründeten Betriebsklubs

stellten den Versuch dar, eine betriebszentrierte, gewerkschaftlich angeleitete sozialistische Kultur zu etablieren, die Arbeit und arbeitsfreie Zeit in einer spezifischen, explizit auf Produktions- und Produktivitätssteigerung ausgerichteten Arbeitskultur verbinden und die Trennung von Arbeit und Freizeit durch politisch-kulturelle Mobilisierung aufheben sollte. Legt man die Kritik von Partei- und Gewerkschaftsführung an der Entwicklung der Betriebsklubs zugrunde, so scheiterte diese ursprüngliche Zielsetzung in erster Linie daran, dass die Klubs kommerzialisiert, an das ortsübliche Unterhaltungsangebot herangeführt und ‚professionalisiert‘ wurden; in der Tat dienten sie häufig als Sprungbrett für Karrieren im Unterhaltungsgewerbe. Wenn die Klubs die ihnen gestellte Aufgabe einigermaßen erfüllten und die sozialistische Symbiose von Arbeit, Kultur und Freizeit zu praktizieren versuchten, beruhete dies nach Auffassung höherer Gewerkschaftsfunktionäre in viel zu geringem Maße auf der Initiative und dem Engagement der Arbeiter selbst, sondern auf bürokratischer Anweisung bezahlter, in den Klubs angestellter Funktionäre. Als Orte unpolitischer Freizeitgestaltung, der Geselligkeit und Unterhaltung, auch der Bildung und Aufklärung fanden die Betriebsklubs offensichtlich regen Zuspruch unter den Arbeitern, zweifellos besonders in kleineren Städten mit nur wenigen konkurrierenden Freizeit- und Unterhaltungsangeboten. Treibsätze einer politisch-ideologischen Mobilisierung, die der industriellen Produktion in vielfältigen Formen sozialistischen Aufbauwillen, Elan und Enthusiasmus zuführen sollte, wurden die Klubs in der Masse nicht. Noch in den späten sechziger Jahren – inzwischen war freilich die offiziell gebilligte Entpolitisierung („Liberalisierung“) des gesamten kulturellen Bereichs im Zuge der gesellschaftlich-politischen Reformbewegung weit vorangeschritten – lamentierte der Zentralrat der Gewerkschaften, dass die Theaterzirkel in den Betriebsklubs nur das klassische nationalkulturelle Repertoire pflegten und gar nicht daran dachten, mit der Aufführung ‚progressiver‘ oder ‚revolutionärer‘ Stücke die politische Bewusstseinsbildung zu fördern. Der aufgesetzte, ‚produktivistisch‘ instrumentalisierte Charakter der Arbeitskultur, die über die Betriebsklubs vermittelt werden sollte, ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass diese jenseits des betrieblichen Milieus kaum Resonanz fand. Bereits unter den Bezirksfunktionären der Gewerkschaften, in deren Zuständigkeit die Organisation der Betriebsklubs lag, wurde ‚gehobene‘ Kultur bevorzugt, folgte man der durch die kommunistische Herrschaft keineswegs beseitigten sozialen Logik der kulturellen Distinktion in differenzierten Gesellschaften. Für die kulturellen Einlagen auf Bezirks- und Kreiskonferenzen der Gewerkschaften engagierte man zwar hier und da auch den proletarischen Betriebschor, als Inbegriff der Kultur und des Kultivierten figurierte aber schon auf dieser Ebene die Sopranistin vom Prager Nationaltheater mit Arien aus den Opern der tschechischen Klassiker.

Die genauere Untersuchung der Entwicklung der Betriebsklubs zeigt den Nutzen sozialgeschichtlicher Forschung zum tschechoslowakischen Staatssozialismus. Es gehört zu den in der politik- und allgemeineschichtlich orientierten Literatur bis heute unhinterfragt weitergegebenen Topoi, dass die Tschechoslowakei besonders tiefgreifend sowjetisiert worden sei. Die Betriebsklubs sind nur eines von mehreren Beispielen aus dem industriellen Bereich, die an dieser Auffassung zweifeln lassen, es sei denn, man setzt die Übernahme sowjetischer organisatorischer Strukturen mit

ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit gleich. Die Gründungsgeschichte vieler Betriebsklubs macht dagegen deutlich, dass die Übertragung dieser sowjetischen Einrichtung darauf hinauslief, traditionelle organisatorische und soziale Strukturen bloß durch eine neue Organisationsform zu überwölben und im Kern nicht anzutasten. Die durch das Vereinsgesetz des Jahres 1951 aufgelösten lokalen kulturellen Vereinigungen (vor allem Volksmusik-, Volkskunst-, Theater-, Gesangs- und Tanzgruppen) wurden mehrheitlich mit ihrem leitenden Personal, das sich zumeist keiner politischen Eignungsprüfung unterziehen musste, in die Betriebsklubs eingegliedert, wie sich dies unter anderem für Prag nachweisen lässt. Diese traditionellen Elemente besaßen offenbar genügend ‚Bodenhaftung‘ unter den Arbeitern, um bis 1968 allem politischen Druck und allen Formierungszwängen standzuhalten. Die Betriebsklubs bieten somit auch ein Beispiel dafür, dass die Revision des sowjetischen Modells in den späten sechziger Jahren keineswegs mit einem tiefreichenden, alle gesellschaftlichen Bereiche erfassenden Veränderungsprozess gleichgesetzt werden kann, sondern immer schon vorhandene soziale Strukturen freilegte.

4. Für den Strukturkonservatismus dieser Art, den das tschechoslowakische sozialistische System hervorbrachte, ist die Debatte um die Reform der Einheitsgewerkschaft um die Mitte des Jahres 1968 ein besonders aufschlussreiches Beispiel. Die Kritik der Arbeiter an der Einheitsgewerkschaft seit 1948 zielte – mit wechselnder Intensität über die Jahre hinweg – nicht nur darauf, dass die Einheitsgewerkschaft einen schwerfälligen bürokratischen Riesenapparat darstellte, dem die Kenntnis der tatsächlichen industriellen Verhältnisse zunehmend abhanden kam, sondern entzündete sich auch immer wieder daran, dass die Gewerkschaften nicht in der Lage waren, den von einem Industriezweig zum anderen wechselnden Bedürfnissen und Interessen der Arbeiter Rechnung zu tragen. Dahinter stand der Konflikt zwischen den so genannten allgewerkschaftlichen Organen, deren Politik – wenn auch mit starken Präferenzen für Schwerindustrie und Bergbau – die Vereinheitlichung der industriellen Verhältnisse und der sozial-materiellen Lage der Arbeiter zum Programm hatte, und den eigentlichen Gewerkschaftsverbänden, die satzungsgemäß die spezifischen Belange ihrer Mitglieder wahren sollten. Machtpolitisch wurde dieser Konflikt bereits in den frühen fünfziger Jahren zugunsten der allgewerkschaftlichen Organe entschieden, doch riss die innergewerkschaftliche Diskussion um die Gewichtung der beiden grundlegenden Organisations-elemente in den folgenden Jahren nicht ab, führte gelegentlich zu tiefen Krisen in den gewerkschaftlichen Führungsgremien (1956), gab zu zahlreichen Reorganisationen Anlass und setzte 1968 eine weite Teile der Arbeiterschaft erfassende Reformdiskussion mit ersten praktischen Folgewirkungen in Gang. Mit der von den gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen erhobenen Forderung nach weitgehender Autonomie der Gewerkschaftsverbände, denen diese Maßnahmen zur Beschneidung der Kompetenzen des Zentralrates der Gewerkschaften folgen ließen, wurde auch das Prinzip der Industriegewerkschaften erschüttert, das die Einheitsgewerkschaft 1945 von der gewerkschaftlichen Organisation unter nationalsozialistischer Kriegswirtschaft übernommen hatte. Der sich schon 1967 anbahnende Trend zu Berufsgewerkschaften bedeutete faktisch die Rückkehr zu dem stark fragmentierten Gewerkschaftswesen der Ersten Tschechoslowakischen Republik mit seiner kaum



„Nach dem Vorbild der siegreichen Bolschewiki bauen wir den Sozialismus in unserem Vaterland auf“. Plakat von B. Němec zur Feier des 35. Jahrestages der Oktoberrevolution. Reproduziert nach einer Postkarte aus dem Verlag Svoboda.

überschaubaren Vielzahl kleiner und kleinster hochspezialisierter, auf ihre Autonomie pochender Einzelgewerkschaften sowie zu dem für die Zwischenkriegsrepublik ebenso charakteristischen Organisationsprinzip der Betriebsgewerkschaften. In der Tat lässt sich am Organisationsverhalten der Masse der Industriearbeiter nach 1948 an zahllosen Beispielen belegen, dass die gewerkschaftlichen Sozialisierungserfahrungen der Ersten Republik – Bindung an kleinräumige Sozialmilieus, Abneigung gegen bürokratische Organisation, Präferenz für face to face-Kommunikation mit den Gewerkschaftern, Solidarstrukturen auf berufsständischer Grundlage – durch die einheitsgewerkschaftliche Organisation und Formierung nicht verdrängt werden konnten.

5. Die Konservierung sozialer Strukturen war nicht nur das Resultat der als defizitär empfundenen staatssozialistischen organisatorischen Integrationsangebote, sondern gründete auch in der Sozialstruktur der Industriearbeiterschaft selbst. Das Paradebeispiel in diesem Zusammenhang ist das Problem der Schichtarbeit. Zugleich mit der drastischen Erhöhung der Planziele des ersten Fünfjahresplans ordnete das ZK der KPTsch im Februar 1951 die allgemeine Einführung der zweiten und dritten Schicht zunächst in der Schwerindustrie an; in den folgenden Jahren drängten Partei, Staatsorgane, Planungsinstanzen und der Zentralrat der Gewerkschaften in unzähligen Kampagnen, Verordnungen und Richtlinien auf die Ausweitung des Mehrschichtenbetriebes auf die gesamte Industrie. Ökonomisch und arbeitsorganisatorisch war diese Forderung sinnvoll: Die Rentabilität der Grundfonds (Maschinen und technische Anlagen), in die seit Mitte der fünfziger Jahre deutlich zunehmende Investitionen flossen, erforderte einen höheren Nutzungsgrad dieser Fonds. Die zeitliche Streckung des Produktionsprozesses durch unregelmäßige Material- und Rohstoffzufuhr führte zu einem ständigen Überziehen des Überstundenfonds, das durch zweckmäßigere Verteilung der Arbeiter auf die drei Schichten hätte vermieden werden können. Eine 1965 vom Zentralrat der Gewerkschaften initiierte Erhebung zeigte allerdings, dass sich in der Frage der Schichtarbeit – rund zehn Prozent der Industriebetriebe arbeiteten seit jeher ununterbrochen – wenig bewegt hatte. Landesweit ballten sich in der Frühschicht über 70 Prozent der Arbeiter zusammen, auf die Nachtschicht entfielen wenig mehr als sieben Prozent. Es war somit nicht gelungen, den unmittelbar nach Kriegsende einsetzenden Trend zur Massierung der Arbeiter in der Frühschicht deutlich abzuschwächen.

Der Widerstand gegen Schichtarbeit war zum Teil eine Reaktion darauf, dass die Gewerkschaftsführung, wie sie erklärte, durch die stärkere Belegung der zweiten und dritten Schicht die alten Arbeitskollektive zerschlagen wollte, denen sie Schlendrian, Verantwortungslosigkeit und schlechte Arbeitsqualität anlastete. Hauptargument der Arbeiter war allerdings, dass Schichtarbeit ihr gesellschaftliches und Familienleben zerstöre. Die Masse derjenigen, die Schichtarbeit ablehnten, gehörte zu der großen Gruppe der „kovorolníci“ (Eisenbauern), d. h. Industriearbeitern mit landwirtschaftlichem Nebenerwerb, die zwischen ländlich-agrarischem und städtisch-industriellem Milieu oszillierten, nach der Frühschicht in der Fabrik auf ihrem landwirtschaftlichen Zwergbesitz arbeiteten und um die Mitte der fünfziger Jahre mehr als ein Drittel aller Arbeiterhaushalte des Landes und den überwiegenden Teil der rund eine Million pendelnden Industriearbeiter (1949) stellten. Jede Frage nach

der Integration der Industriearbeiterschaft in die betrieblichen Verhältnisse wie die kommunistische Gesellschaftsordnung überhaupt muss diesen Charakter ihrer Sozialstruktur berücksichtigen.

Nach Ausweis der Volkszählung von 1947 wohnte in den böhmischen Ländern mehr als die Hälfte aller in Industrie und Handwerk beschäftigten Arbeiter in ländlichen Gemeinden unter 5000 Einwohnern, und ihr agrarischer Nexus festigte und verstärkte sich in den frühen fünfziger Jahren noch dadurch, dass zum einen die „kovorolníci“, die vor dem Zweiten Weltkrieg in Arbeiterkasernen an den industriellen Standorten gewohnt hatten, ihren ständigen Wohnsitz in ihre Heimatgemeinde verlegten, zum anderen die Industrialisierung vor allem der Slowakei, doch auch der Ausbau des industriellen Sektors in den böhmischen Ländern Zehntausende von landwirtschaftlichen Arbeitern und Kleinbauern der Industrie zuführte. Zwar kann das ländliche Milieu jedenfalls der böhmischen Länder nicht mit einem Hort konservativ-illiberaler sozialer und politischer Wertorientierungen gleichgesetzt werden, aber es ist deutlich, dass ein erheblicher Teil der auf dem Lande ansässigen Arbeiter den industriellen Sozialismus – wie zuvor schon den industriellen Kapitalismus – „auf Distanz“ erlebte und nicht völlig in diesen integriert werden konnte. Im Bewusstsein der „kovorolníci“ genoss die landwirtschaftliche Erwerbsgrundlage Priorität vor allen anderen Formen der Erwerbsarbeit, wie sich im Verlauf der Bodenreform vor der kommunistischen Machtübernahme zeigte, als Tausende von Eisenbauern in die durch Aussiedlung entvölkerten Grenzgebiete strömten, um ihren landwirtschaftlichen Besitzstand zu vergrößern. Noch bis in die zweite Hälfte der fünfziger Jahre hinein belegen die Quellen, dass die Industriebetriebe, die in der Masse „kovorolníci“ beschäftigten (ein Beispiel sind die Eisenwerke in Trinec), in den Aussaat- und Erntemonaten massive Produktionseinbrüche verzeichneten. Auf dem Lande stand ein soziales Kapital zur Verfügung, das die „kovorolníci“ mit Erfolg gegen die Durchrationalisierung der industriellen Verhältnisse einsetzten, wie unter anderem das Unterlaufen des Betriebsärztesystems durch die Krankenschreibungspraxis der Landärzte zeigt. Auf der Hand liegt die schwache Beteiligung der pendelnden Industriearbeiter an der Tätigkeit der gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen und der Betriebszellen der KPTsch nach Feierabend; auch die Tatsache, dass die Pendler nur in verschwindend geringem Ausmaß für die Funktionärskader (die am Standort des Betriebes ihre Aufgaben häufig außerhalb der Arbeitszeit und an arbeitsfreien Wochenenden wahrzunehmen hatten) zu gewinnen waren, verdeutlicht, dass dem formierenden und kontrollierenden Zugriff von Partei- und Gewerkschaftsapparat durch nicht ohne weiteres veränderbare sozialstrukturelle Gegebenheiten Grenzen gesetzt waren. Die Bereitschaft der auf dem Lande lebenden Industriearbeiter zu einem Umzug in die Stadt blieb gering, wie unter anderem an der schwachen Resonanz auf die Wohnungsangebote der städtischen Behörden in Pilsen um die Mitte der sechziger Jahre abzulesen ist.

Generell gilt zur Frage unterschiedlicher kommunistischer Kontrollintensität, dass sich der organisatorische Schwerpunkt der KPTsch nach 1948 immer mehr auf die Betriebszellen verschob, denen 1951 bereits mehr als die Hälfte und 1965 über 70 Prozent aller Parteimitglieder angehörten. Zugleich sank der Anteil der ländlichen Organisationen von knapp 30 (1956) auf rund 19 Prozent (1965) aller Basis-

organisationen, wobei die ländlichen Organisationen 1965 nur noch etwas mehr als 12 Prozent aller Parteimitglieder zusammenfassten.

6. Im Sinne der bisher angedeuteten Tendenzen ist es nicht überraschend, dass sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre Anzeichen dafür finden, dass Teile der Arbeiterschaft für eine Reproduktion der industriellen Verhältnisse auf der gegebenen materiell-sozialen und technisch-organisatorischen Grundlage eintraten. Dies gilt zunächst insofern, als mit den Präferenzen der Arbeiter für eine nivellierende Lohnpolitik, die die KPdTsch spätestens seit dem Ende der fünfziger Jahre nur noch halbherzig vertrat, das weitgehende Festhalten am Status quo in der Frage der beruflichen Qualifikation einherging. Widerstand (bis hin zu Streiks) gegen die Einführung technischer Neuerungen und neuer Maschinen ist ein weiteres Indiz für den Versuch, die industriellen Strukturen auf dem erreichten (und vergleichsweise niedrigen) technischen Niveau zu konservieren. Hintergrund war hier auch die durch technische Modernisierung zu erwartende Reduzierung von Überstunden, die viele Arbeiter zur Sicherung eines ausreichenden Einkommens fest einzuplanen pflegten. Nach Auffassung der Gewerkschaftsfunktionäre sahen die Arbeiter in der „neuen Technik“ einen „Angriff auf ihre Löhne“ (1956). In der Tat kam es bei konsequenter Festsetzung technisch begründeter Leistungsnormen in begrenztem Umfang zur Absenkung der Löhne, etwa bei der Reform des Lohnsystems in den Jahren 1957-1958. Andererseits übte die Arbeiterschaft indirekt starken Druck auf die technische Modernisierung der Produktion aus: Bei den konflikträchtigen, häufig von Arbeitsniederlegungen begleiteten Auseinandersetzungen um die Erhöhung der Arbeitsnormen in drei gesamtstaatlich organisierten Schüben während der Jahre 1950-1952 argumentierten die Arbeiter damit, dass die Anhebung der Normen angesichts des niedrigen Mechanisierungsgrades der Produktion (noch 1961 betrug der Anteil der Handarbeit in der tschechoslowakischen Industrie 47 Prozent, im Bergbau 55 und im Maschinenbau 65 Prozent) oft eine Zunahme schwerer physischer Arbeit bedeutete.

Es erwies sich für die Reformbewegung der sechziger Jahre als schwierig, die Industriearbeiterschaft, die sich über mehr als ein Jahrzehnt hinweg gegen die Strategien der staatssozialistischen Herrschaftsapparate ‚eingeeigelt‘ hatte, für die neuen Ziele im industriellen Sektor zu mobilisieren. ZK-Berichte über die Stimmung in der Arbeiterschaft im ersten Halbjahr 1968 belegen eine eher abwartende, oft defensive Haltung gegenüber der Reformbewegung. Unzweifelhaft spielten dabei auch die oben skizzierten Trends eine Rolle. Auf erste Versuche, bei der 1967 in zahlreichen Betrieben probeweise eingeführten Gewinnbeteiligung eine strikt leistungsbezogene, stark differenzierende Lohnpolitik durchzusetzen, reagierten die Arbeiter mit Protest und der Feststellung, das kommunistische Regime gehe nun gegen die Arbeiterklasse selbst vor. In den Produktionsausschüssen, seit Mitte der sechziger Jahre die eigentlichen Träger technologischer Modernisierung in den Industriebetrieben, spielten die Arbeiter nur eine untergeordnete Rolle (die empirische Grundlage dieser Behauptung muss noch verbessert werden). Um ihre eigene starke Position nicht aufs Spiel zu setzen, lehnten es die Betriebsorganisationen der Gewerkschaften vielfach ab, ihre Mitglieder in die Produktionsausschüsse zu delegieren.

Dass die erhoffte Resonanz der ökonomischen Reform in den Betrieben weitgehend ausblieb, erklärt sich wohl vor allem aus der langfristigen sozialen Entwicklung der Industriearbeiterschaft. Die Motivationskampagnen der Reformen treffen auf eine Arbeiterschaft, die nach einer Phase hoher, teils im Rahmen der staatlichen Arbeitskräftelenkung erzwungener Mobilisierung besonders in den frühen Nachkriegsjahren und im ersten Fünfjahresplan, spätestens seit Beginn der sechziger Jahre in die Periode der Konsolidierung ihres Binnengefüges, der Stabilisierung ihrer inneren Herrschaftsstrukturen und eines allgemeinen Sich-Einrichtens eingetreten war. Hinweise darauf sind die seit den frühen sechziger Jahren stark rückläufigen individuell initiierten Betriebswechsel (Fluktuation), die in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre regionale Spitzenwerte – etwa in Pilsen – bis zu 30 Prozent erreicht hatten (wobei der Arbeitsplatzwechsel allerdings nur zum Teil mit einem Wohnungswechsel verbunden gewesen war), und der ebenfalls deutlich sinkende Zustrom aus anderen sozialen Gruppen in die Industrie. Bis zum Ende der fünfziger Jahre wurde auch im Wesentlichen – in der Regel auf der Grundlage von ZK-Beschlüssen – die Aufwärtsmobilität von mindestens 200 000 Arbeitern aus der Produktion in den Staatsapparat, die Massenorganisationen, die Betriebsleitungen und den Parteiapparat abgeschlossen. An der Entwicklung der Selbstrekrutierungsrate der Industriearbeiterschaft lässt sich ablesen, dass sich das Arbeitermilieu am stärksten in den frühen Nachkriegsjahren (1945-1949) öffnete; in den fünfziger Jahren lag die Selbstrekrutierungsrate um 16, in den sechziger Jahren um 50 Prozent über dem Niveau der frühen Nachkriegsjahre. Mit dieser Stabilisierung der Binnenstrukturen festigte sich auch die traditionelle Machthierarchie in der Arbeiterschaft selbst. Die sozialen und besonders die lohnpolitischen Präferenzen der KPTsch für die unteren und untersten Einkommensgruppen der Arbeiterschaft änderten offenbar kaum etwas daran, dass die un- und angelernten Arbeiter bei der Arbeitsorganisation wie im Produktionsprozess überhaupt – detaillierte Untersuchungen zum Einsatz von Hilfsarbeitern an den schweren Verarbeitungsmaschinen der Pilsener Škoda-Werke in den frühen sechziger Jahren zeigen das überdeutlich – völlig der Anweisungsgewalt der Facharbeiter und vor allem derjenigen unter diesen unterworfen waren, deren Leistungen den Ausschlag für die Planerfüllung gaben. Insgesamt wird man die Stabilisierung dieses Herrschaftsverhältnisses der ‚Unterschichtung‘ durch Hunderttausende ungelernter Arbeiterinnen und Arbeiter zurechnen müssen, die im Zuge der extensiven ‚sozialistischen Industrialisierung‘ teils zwangsweise der industriellen Produktion zugeführt wurden und einen ‚Fahrstuhleffekt‘ der alteingesessenen Arbeiterschaft verursachten: Die Quellen lassen zuhauf erkennen, dass die aus heterogenen Bevölkerungsgruppen oft industriieferner Provenienz zusammengewürfelte neue Arbeiterschaft in den Betrieben meistens die ‚Drecksarbeit‘ zu verrichten hatte, ihr kaum Anreiz zur Qualifikation geboten und vor allem allgemein gemiedene Arbeit (Nachtarbeit, Sonntagsarbeit) zugewiesen wurde, wobei die massive Benachteiligung von Frauen im gesamten Untersuchungszeitraum das hervorstechende Merkmal war.

Die vorläufige These ist, dass die Integrationsmodelle, die die Reformbewegung den Industriearbeitern anzubieten hatte, ‚zu hoch‘ ansetzten. Das Programm der im April 1968 von der KPTsch angekündigten Werkstätigenräte als der betrieblichen

Vorhut im Übergang zur so genannten sozialistischen Marktwirtschaft – Betriebsautonomie, Effizienz der Produktion, Aktivierung materieller Interessiertheit, expertokratische Sozialplanung, hohe Qualifikationsanforderungen an die Betriebsangehörigen – postulierte den ‚modernen Arbeitnehmer‘ und folgte den großen gesellschaftspolitischen Entwürfen der Zeit (Richta-Report), die von der Leitidee der wissenschaftlich-technischen Revolution und ihrem Vertrauen in die sozialtechnische Regulierbarkeit gesellschaftlicher Verhältnisse getragen wurden. Intendiert war dabei – auf der Basis eines gleichsam sozialistisch gewendeten Fordismus (mechanisierte Produktion, taylorisierte Arbeit, hohes Lohnniveau, Erweiterung des Konsumfonds) – eine neue Form der psycho-physischen Anpassung des Arbeiters an die rationalisierte Produktion, die sich westeuropäischen Mustern (und parallelen Entwicklungen in der DDR) anglich. Unausdrücklich mitgemeint war – als schon vollzogener oder prospektiver Wandel – der Abschied von der ‚Proletarität‘ und damit die Auflösung des traditionellen sozialen Milieus der Arbeiterschaft, an dessen Zerschlagung sich der orthodoxe Staatssozialismus – teils mit brachialen Methoden wie etwa im Bergbau durch den Stoßkeil der Arbeitsbrigaden – in den fünfziger Jahren weitgehend vergeblich versucht hatte.

In Darstellungen des Prager Frühlings werden die Werkstättenräte zwar gelegentlich mit der Perspektive des Übergangs zur Arbeiterselbstverwaltung verknüpft, doch erfüllten sie in der kurzen Zeit ihrer Tätigkeit zweifellos eher die Aufgaben eines manageriellen Hilfsorgans. Als solches waren sie der wichtigste organisatorische Aspekt einer Politik der nachhaltigen Stützung der Position des industriellen Managements durch die Partei seit 1964. Im Kern richtete sich diese Politik – vermittelt vor allem über die Staatliche Lohnkommission – gegen den starken Einfluss der Betriebsausschüsse der Gewerkschaften auf die Lohn- und Arbeitsnormenpolitik der Betriebsleitungen. Nach den Beschlüssen des IV. Gewerkschaftskongresses (1959) erlangten alle Maßnahmen des betrieblichen Managements im Bereich der Löhne, Lohnsysteme, Prämien, außerordentlichen Entlohnungen und Leistungsnormen nur dann Rechtswirksamkeit, wenn die gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen diesen Maßnahmen zustimmten, wobei letztere wiederum an die Zustimmung ihrer Mitgliederversammlung gebunden waren. Das Vorgehen des industriellen Managements gerade auch gegen die demokratische Legitimierung des Lohnfestsetzungsverfahrens und eine ganze Reihe von Versuchen der Ministerialbürokratie, die Stellung der betrieblichen Gewerkschaftsorganisationen zu schwächen (unter anderem über die Registrierung der Kollektivverträge, die zu massiven Interventionen zu Lasten der gewerkschaftlichen Betriebsausschüsse und zugunsten der Betriebsleitungen genutzt wurde), konnte die Attraktivität der Reformbewegung für die Industriearbeiterschaft kaum erhöhen, so zwingend die genannten Maßnahmen in den Kosten-Nutzen-Kalkulationen der wirtschaftlichen Reformkonzepte begründet sein mochten. Von diesen Interessenkollisionen fällt noch ein anderes Licht auf die oben skizzierte Diskussion über die Reform der Einheitsgewerkschaft im Jahr 1968. Dass die Arbeiter gerade in diesem Jahr so vehement die Wiederherstellung der sozialen Schutzfunktion der Gewerkschaften forderten, hatte offensichtlich nicht nur mit der Wiederaufnahme gewerkschaftlicher Organisationsmuster zu tun, die im Rückblick auf zwei Jahrzehnte einheitsgewerkschaftlicher

Entwicklung als überlegen erschienen, sondern in hohem Maße auch mit der aktuellen Situation, in der die staatspolitisch fundierte Protektion der materiellen Interessen der Arbeiterschaft zunehmend ausgehöhlt wurde.

7. Bekanntlich hat die abwartende Haltung eines erheblichen Teils der Industriearbeiterschaft zum Prager Frühling 1968 viele öffentliche Kontroversen mit den intellektuellen Parteigängern der Reformbewegung hervorgerufen, die den Arbeitern vorwarfen, nicht das ‚richtige‘ politische Bewusstsein zu besitzen. Die seit 1963 zögernd einsetzende intellektuelle Distanzierung vom Novotný-Regime profitierte allerdings ungemein davon, dass die Industriearbeiterschaft bereits zwischen 1948 und 1953 – wenn auch nicht primär aus politischen Motiven – durch unablässige Resistenz, durch Protestaktionen und Streiks die Grenzen der politischen Belastbarkeit des kommunistischen Regimes weit hinausgeschoben und ein ganz erhebliches ‚Zurückfahren‘ des polizeistaatlichen Repressionsapparats erzwungen hatte. Seit der Niederschlagung der Streikwelle im Juni 1953 durch Polizei, Volksmilizen und Grenzwachern sowie den drakonischen Strafen, die gegen die Organisatoren dieser Streiks verhängt wurden (vor dem Pilsener Kreisgericht Gefängnisstrafen bis zu zehn Jahren), zog jede Art von Protest gegen das kommunistische System Gewinn daraus, dass die Parteiführung die politischen Kosten blanken Terrors denn doch für zu hoch hielt; dies gilt auch und gerade trotz punktueller Repressionen gegen den intellektuellen Dissens nach 1963. Dass auch in kommunistischen Systemen mit vergleichsweise hoher Komplexität in Fällen der Gehorsamsverweigerung die traditionellen, d. h. brachialen Machtmittel immer unbrauchbarer wurden und andere Rezepte gefunden werden mussten, um das Akzeptieren bindender Entscheidungen zu gewährleisten, wurde im Frühsommer 1968 deutlich: Als die Lokomotivführer und die Beschäftigten der Eisenbahndepots aus der Einheitsgewerkschaft austraten und eine unabhängige Gewerkschaft gründeten, drohte der Zentralrat der Gewerkschaften zwar, er werde Einheiten der Armee aufmarschieren lassen, stieß aber mit solchen Absichten bei der Parteiführung auf taube Ohren.

Wegen ihrer langfristigen Auswirkungen auf das gesamtpolitische Klima ist eine genauere Analyse der Streiks bis zum Ende der fünfziger Jahre (in den sechziger Jahren wurde nur eine Handvoll Streiks gezählt, die hier außer Betracht bleiben) unumgänglich; an dieser Stelle soll eine knappe Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse genügen.

Die Verteilung der rund 300 Streiks in diesem Zeitraum – besonders hoch lag die Streikrate in den Jahren 1948-1953 – nach Industriezweigen und den Standorten der betroffenen Betriebe zeigt die Konzentration der Arbeitskämpfe auf die Pfeiler des ‚eisernen Weges‘ des sozialistischen Aufbaus (Maschinenbau, Hüttenindustrie, Grundstoffindustrie) und damit auf die alten industriellen Ballungsräume der Tschechoslowakei (Pilsener Becken, nordwestböhmisches Braunkohlenrevier, Brünn (Brno), Prag, Ostrau-Karwiner Revier). Auch außerhalb dieser Zentren fanden Protestaktionen in erster Linie in den schwerindustriellen Branchen statt. Da diese in ganz besonderem Maße den sozialen, arbeitsorganisatorischen und nicht zuletzt physischen Belastungen der sozialistischen industriellen Transformation (unwirtliche Lebens- und Arbeitsbedingungen, politisch forcierter Leistungsdruck, Quasimilitarisierung der Produktion, Entwertung handwerklich-solider Arbeit

durch Akzentuierung der mengenmäßigen Produktion etc.) ausgesetzt wurden, die Streiks sich andererseits nur in ganz wenigen Fällen gegen das Regime als solches richteten, ist deutlich, dass es eben jene Elemente eines hybriden Wachstums-konzeptes waren, gegen die der Protest zielte und die gerade mit den differenzierten industriegesellschaftlichen Strukturen der alten böhmisch-mährischen Gewerbelandschaften heftig kollidieren mussten. Für viele ärmere Regionen der Tschechoslowakei bedeutete dagegen die ‚sozialistische Industrialisierung‘ einen so erheblichen materiellen und sozialen Gewinn, dass ihre rigiden Verlaufsformen anpassungsbereit hingenommen wurden. Das Musterbeispiel in diesem Zusammenhang scheint die Slowakei zu sein, wo sich die Streikrate und andere Formen des sozialen Protests im gesamten Untersuchungszeitraum auf einem mit den böhmischen Ländern ganz unvergleichbar niedrigen Niveau bewegten. Allerdings konnten nationalpolitisch motivierte Protestaktionen in der Slowakei kurzfristig zu hohen Mobilisierungen der Arbeiterschaft führen. So bildeten die Einschränkungen der (ohnehin begrenzten) slowakischen Autonomie nach 1948 den Hintergrund des nahezu vollständigen Boykotts der ersten Stalin-Schicht durch die slowakischen Industriebetriebe im Dezember 1949.

Einiges deutet darauf hin, dass in der Slowakei – in einer sozial seit jeher weithin marginalisierten, in elenden Verhältnissen lebenden arm- und kleinbäuerlichen Bevölkerung – größere Empfänglichkeit für den sozialistischen ‚Heroenkalender‘ mit seinen zahlreichen Geburts-, Jahres- und Gedenktagen bestand, auch für die Feierlichkeiten zu Ehren der Sieger in sozialistischen Wettbewerben etc. Ob die Identifikationsbereitschaft mit der kommunistischen Politik generell vom jeweiligen sozialen Entwicklungsniveau der Industriearbeiterschaft abhing, wie hier und da in der Forschung vermutet wird, ist vorerst nicht zu klären. So hat etwa die Industrialisierung Südböhmens, zweifellos ein ‚Armenhaus‘ der Ersten Tschechoslowakischen Republik, keineswegs mit der Slowakei vergleichbare mentale Effekte hervorgerufen, wie die Begeisterung von Gewerkschaftsfunktionären zeigt, wenn sie unter südböhmischen Industriearbeitern ‚Aktivisten‘ entdeckten.

Wie in anderen kommunistischen Staaten waren Streiks keine Verteilungskämpfe. Die seit 1948 offizielle Präferenz der Verteilungspolitik zugunsten der Arbeiterschaft, die Novotný 1965 noch einmal ausdrücklich als Dogma der staatlichen Sozialpolitik bestätigte, wurde allerdings mit dem Aktionsprogramm der KP Tsch vom 5. April 1968 faktisch fallen gelassen und durch ein Verteilungsmuster ersetzt, das sich an der gleichberechtigten Behandlung der Interessen sozialer Gruppen orientierte, und dies auch im Sinne eines nachholenden materiellen Ausgleichs für diejenigen, die zuvor einkommenspolitisch benachteiligt worden waren. Die Masse der Forderungen der Streikenden betraf Lohn- und Arbeitsnormenfragen, und die Konfliktaustragung zielte immer auf eine partikularistische Einzelfallregelung. Da die Gewerkschaften, wie bekannt, strukturell keine Interessenvertretung der Arbeitnehmer sein konnten, bestanden keine organisatorischen Voraussetzungen für die überbetriebliche Interessenformierung und Mobilisierung von Interessengruppen. Vereinzelt Versuche der Betriebsräte in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, Protestresolutionen innerhalb eines Industriezweiges zirkulieren zu lassen, um die Protestinhalte zu verallgemeinern und eine breitere Protestgrundlage zu

gewinnen, wurden von Partei- und Gewerkschaftsführung massiv unterbunden. Ob partikularistische Konfliktregelungen, die überwiegend nicht einmal den gesamten Betrieb, sondern nur eine Betriebsabteilung, einen Fertigungsbereich (Kesselschmiede, Gießerei) oder einzelne Gruppen von Arbeitern (Schicht, Brigade) betrafen, in der Tat nur aus den institutionellen und machtpolitischen Strukturen des kommunistischen Systems abzuleiten sind, bleibt noch zu klären. Die außerordentlich starke Anbindung des industriellen Konflikts an den Einzelbetrieb in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und die für die Zwischenkriegsrepublik ebenso charakteristische Fragmentierung von Arbeiterinteressen bereits auf der niedrigsten Verhandlungsebene durch Betriebsgewerkschaften können hier nachgewirkt haben. Es muss außerdem berücksichtigt werden, dass die hohe Fluktuation der fünfziger Jahre die Herausbildung verlässlicher Solidarität und kollektiver Handlungsmuster erschwerte. Umsetzungen von Arbeitern innerhalb eines Betriebes stießen nicht zuletzt aus diesem Grund häufig auf Widerstand. In der diskontinuierlichen Entwicklung der Brigaden der sozialistischen Arbeit spiegelt sich, in welchem hohem Maß auch die Stabilisierung kleinerer Arbeitskollektive durch das Problem der Fluktuation beeinträchtigt wurde.

Noch verstärkt wurden partikularistische Einzelfallregelungen durch ihre Personalisierung; daraus erwachsen paternalistische Sozialmilieus, die in der Arbeiterschaft allerdings traditionell als vereinbar mit ihrer Beziehung zur ‚Obrigkeit‘ verstanden wurden. Dass Partei- und Gewerkschaftsführung hochrangige Funktionäre aus ihren Reihen, Minister oder Abgeordnete zur Beilegung von Arbeitskämpfen in die Betriebe entsandten, entsprach den ausdrücklichen Forderungen der Streikenden. Die Präferenz für eine personal vermittelte Konfliktregelung und face to face-Kommunikation sowie das Fehlen intermediärer Organisationen und einer institutionell geregelten Interessenvermittlung von ‚unten‘ nach ‚oben‘ erklären, warum die Industriearbeiter auch unter kommunistischer Herrschaft zäh an dem vormodern-plebejischen Konfliktregelungsmuster der Deputation festhielten, das in der Ersten Tschechoslowakischen Republik üblich gewesen war und nach 1948 gelegentlich in einem Ausmaß praktiziert wurde, das die Adressaten der Deputationen (Präsidialkanzlei, Ministerien, Zentralrat der Gewerkschaften, Generaldirektionen der Nationalunternehmen etc.) zu scharfer Kritik an dem ‚Deputationsunwesen‘ veranlasste. Besonders in Krisensituationen – so während der Revolte unmittelbar nach der Währungsreform Anfang Juni 1953 – betrachteten jedoch auch die Betriebsleitungen die Arbeiterdeputation als das einzig erfolversprechende, weil grundsätzlich allseits akzeptierte Mittel zur Beilegung betriebsinterner Konflikte.

Die insgesamt erfolgreiche Strategie der Einzelfallregelung, eine deshalb nur punktuell mobilisierbare Konfliktmacht, Nichtöffentlichkeit des Protests (bis zum Juni 1953) und seine gut nachweisbare Dämpfung durch die paternalistische Attitüde der Repräsentanten des Systems sprechen nicht dafür, dass Streiks als solche von der KPTsch mit der Gefahr einer Aushöhlung der sozialistischen Ordnung identifiziert wurden. Ausschlaggebend war, dass Streiks nur die manifeste Zuspitzung eines permanent schwelenden, weithin latenten und daher in seinem Ausmaß schwer abschätzbaren Konfliktpotentials darstellten, das sich zwischen 1948 und 1953 oft am

Rande des ‚Umkippens‘ in offene Aufruhr zu bewegen schien. Dass Staats- und Parteiführung solche diffusen Konfliktlagen in ihrer Politik in Betracht zogen, zeigen die 1950-1952 in drei gesamtstaatlichen Schüben organisierten ‚Überprüfungen‘, d.h. Anhebungen der Arbeitsnormen: Diese beschworen in den Betrieben eine derart explosive Situation herauf, dass die Normenproblematik in der Folgezeit nur noch selektiv, beschränkt auf jeweils einige Betriebe, behandelt wurde.

Als Indiz für die Programmlinie der KPTsch, die als so genannter ‚Neuer Kurs‘ seit Herbst 1953 auch in anderen Volksdemokratien wirksam wurde, wird in der Regel angeführt, dass die Partei ein Stück von der grundsätzlich weiterhin unbestrittenen Dominanz des investitionsgüterorientierten Wachstumskurses abrückte und die Konsumgüterindustrie förderte. Andere Momente des Wandels lassen jedoch erkennen, dass die neue Orientierung in erster Linie und sehr konkret auf Spezifika der industriellen Problematik des zurückliegenden Jahrfünfts reagierte. Nach 1953 beginnt der allmähliche Rückzug des Staatssicherheitsdienstes aus der industriellen Konfliktregelung, sei es im Falle von Streiks oder anderer Formen des sozialen Protests. Die kommunistischen Betriebszellen, die während des ersten Fünfjahresplans häufig die Entscheidungsgewalt der Betriebsleitungen an sich zu reißen versuchten und den gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen ihre Kompetenzen streitig machten, wurden seit 1954-1955 von der Parteiführung zurückgepfiffen und auf ihre eigentliche Aufgabe (Kontrolle des betrieblichen Managements) eingeschränkt. Etwa zur gleichen Zeit änderte sich auch die Perspektive, in der Streiks wahrgenommen wurden: Nach offizieller Lesart galten sie bis dahin als Werk des ‚Klassenfeindes‘ oder ‚imperialistischer Drahtzieher‘, nun gingen vor allem die Gewerkschaften zu betrieblicher Ursachenforschung über. Ein zunehmendes Realistischwerden der ideologischen Prämissen der Partei signalisierte auch der Umgang mit den Forderungen der Streikenden. Waren diese bis 1953 fast ausnahmslos einfach zurückgewiesen worden, so konnten schon seit Herbst 1953 bargaining-Methoden etabliert werden, mit denen – wenn auch nicht als legales *Procedere* – die Unterschiedlichkeit der Interessen von Arbeitern und Staat zumindest informell anerkannt wurde. Die fortdauernde Unterinstitutionalisierung der Regelung von Arbeitskonflikten drückte freilich immer noch die Auffassung aus, dass die staatssozialistische Macht, als Arbeitermacht definiert, nicht in Gegensatz zu Arbeiterinteressen geraten konnte.

Die einzelnen Schritte, mit denen die KPTsch-Führung den hier skizzierten, bis 1968 dann nicht mehr grundsätzlich revidierten Wandel einleitete, lassen auf ein labiles Kräfteverhältnis zwischen den Vertretern eines rigiden und eines eher kompromissbereiten Kurses in den Spitzengremien der Partei schließen. Noch in den Tagen unmittelbar nach der Niederwerfung der Juni-Streiks glaubte sich die Parteiführung so fest im Sattel, dass sie zu einem zweiten Schlag ausholte. Am 6. Juni ließ sie in der Nationalversammlung einen Regierungsbeschluss verabschieden, der Fluktuation und schlechte Arbeitsmoral – die beiden zentralen Probleme der Industrie – mit härtesten Strafen bedrohte. Nach einem Gespräch mit der Gewerkschaftsspitze, die angesichts andauernder gärender Unruhe in der Arbeiterschaft eindringlich vor den unabsehbaren Folgen dieser Maßnahme warnte, schwenkten die Führungsgremien der Partei völlig um und veranlassten, dass der (bereits im Gesetzblatt veröffentlichte)

Regierungsbeschluss zurückgezogen wurde. Derartige Kehrtwendungen lassen eine prinzipielle Ratlosigkeit im Umgang mit Arbeiterprotesten vermuten; diese sollte noch lange andauern. Als sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre Streiks wieder zu häufen begannen, fragte das Sekretariat des ZK der KPTsch 1957 schließlich sogar bei den chinesischen Genossen an, wie mit rebellierenden Arbeitern zu verfahren sei; aus Peking wurden daraufhin bereitwillig die „Richtlinien des ZK der Kommunistischen Partei Chinas zur Regelung der Frage von Arbeiter- und Studentenstreiks“ übersandt.

8. Zu den Bedingungen der Möglichkeit von Streiks gerade in den frühen fünfziger Jahren, als die Parteiführung Arbeitsniederlegungen mit ‚terroristischen Aktionen‘ in einem Atemzug nannte und dementsprechend dagegen vorging, gehörte die Haltung der Gewerkschaften. Die gewerkschaftlichen Funktionärskader in den Betrieben (dort kam in den fünfziger Jahren ein Gewerkschafter auf drei bis vier Arbeiter), die selbst im Arbeitermilieu lebten und Streiks auch unter den veränderten gesellschaftlich-politischen Verhältnissen als legitim ansahen, verhielten sich bei Arbeitskämpfen passiv oder schlugen sich – allerdings in geringerem Maße – offen auf die Seite der Streikenden. Da sie zudem unpopuläre Maßnahmen und Anweisungen der Gewerkschaftsführung – wie im Falle der Schichtarbeit – nur mit wenig Nachdruck an die Arbeiter herantrugen, den sozialistischen Arbeitsinitiativen vielfach skeptisch, wenn nicht ablehnend gegenüberstanden und auch in vielen anderen Fragen Direktiven und Beschlüsse höherer Gewerkschaftsorgane ins Leere laufen ließen, musste sich der Zentralrat der Gewerkschaften mehr als einmal eingestehen, dass seine Politik in den Betrieben nur in ganz unzureichendem Maße exekutiert wurde. Die politische Kriminalisierung von Arbeitskämpfen fand allerdings auch im gewerkschaftlichen Machtapparat keineswegs ungeteilte Zustimmung; das ist vor dem Hintergrund syndikalistischer Strömungen zu sehen, die bis in den Zentralrat der Gewerkschaften hineinreichten und vor allem in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre häufig Anlass zu Konflikten mit der Parteiführung gaben. So wurden im Präsidium des Zentralrates der Gewerkschaften wenige Tage vor der Juni-Revolution Streiks im Sozialismus unter Hinweis auf Lenins Schriften zur Bürokratie unwidersprochen als legitim bezeichnet, sofern sich die Protestaktionen der Arbeiter gegen die Anmaßungen der Bürokratie richteten.

Die in der Literatur noch immer anzutreffende Denkfigur vom monolithischen Charakter der Massenorganisationen in kommunistischen Systemen und des für diese angeblich typischen straffen Befehlsvollzugs von der Spitze der Macht-hierarchie bis hinunter in die kleinsten organisatorischen Einheiten hat demnach jedenfalls für die tschechoslowakischen Verhältnisse wenig Erklärungswert. Sie gibt unter anderem auch für die Binnenstrukturen der kommunistischen Partei nichts her. Das Organisationsverhalten in vielen Betriebszellen der KPTsch unterschied sich nicht grundlegend von dem in den gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen, insbesondere nicht unter dem Gesichtspunkt eines eher nachlässigen, auf ritualisierte Konformitätsgesten beschränkten Umgangs mit den Beschlüssen der zentralen Machtorgane. Es wird im Weiteren noch darzustellen sein, dass Abschottung gegen die Interventions- und Kontrollpolitik ‚von oben‘ einerseits auf ein resistenzfähiges betriebszentrisches Arbeitermilieu verweist. Andererseits erzeugte die Institutionen-

ordnung selbst Verhaltensdispositionen, die den Abschottungstendenzen schon voraus- und zu Grunde lagen (vgl. dazu Punkt 11).

9. Während des ersten Fünfjahresplans erreichten polizeistaatlicher Terror und politische Verfolgung ihren Höhepunkt. Die Wechselbeziehung zwischen Arbeiterprotest und Repression wird im Rahmen unseres Forschungsprojekts nicht flächendeckend, sondern nur für einige Teilbereiche des Repressionsapparates exemplarisch aufgearbeitet. Es ist zunächst deutlich, dass die einzelnen Bestandteile der ‚Maschinerie‘, die Repression organisatorisch auf Dauer stellte, keinen einheitlichen Kurs verfolgten und keineswegs durchgängig im Sinne der ideologisch geforderten klassenpolitischen Strategie verfuhrten. Der Staatssicherheitsdienst, in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre zur repressiven Flankierung des sozialistischen Aufbaus auch als ‚Ideologiepolizei‘ eingesetzt, übertrieb seinen Eifer bei der Jagd auf blaumachende Arbeiter und musste sich deshalb von anderen staatlichen Organen vorhalten lassen, zu wenig ‚Klassenbewusstsein‘ zu besitzen. Zum Unwillen der Parteiführung füllten sich die Zwangsarbeitslager, die 1954 aufgelöst wurden, vor allem mit Arbeitern. Dass diese anfangs die Hälfte, seit 1951 rund ein Drittel der Lagerinsassen stellten, beruhte in nicht unerheblichem Ausmaß auf bürokratischer Willkür. Da die vom Innenministerium vorgeschriebenen Kontingente erwünschter Lagerinsassen (Priestersöhne, Kulaken, kapitalistische Agenten, Wucherer etc.) unter den jeweiligen lokalen Bedingungen nicht immer aufgebracht werden konnten, füllten die zuständigen sicherheitspolitischen Abteilungen der Nationalausschüsse die Kontingente mit Arbeitern auf, die sich kleinerer Vergehen schuldig gemacht hatten. Demgegenüber lässt die soziale Zusammensetzung der zwischen 1948 und 1952 vor die Staatsgerichte in Prag und Brünn gestellten Personen ein reales challenge and response-Muster von Protest und Repression erkennen. Mehr als die Hälfte der vor beiden Gerichten verurteilten Arbeiter – insgesamt bildeten diese ein Drittel aller Angeklagten – kam aus der Metallindustrie, für die überdurchschnittliche Protestbereitschaft und Streiklust charakteristisch waren. Allerdings blieb auch die Spruchpraxis der Staatsgerichte, die eigens für die Verfolgung schwerer politischer Delikte eingerichtet worden waren, in manchen Fällen im Bann ideologischer Mystifikationen: Als das Brünnener Staatsgericht Ende 1951 die Organisatoren der Streiks im November des gleichen Jahres in der mährischen Metropole aburteilte, die allesamt aus den Reihen der Industriearbeiter kamen, ‚ermittelte‘ das Gericht als Hauptverantwortlichen einen ‚Kulakensohn‘ und ehemaligen Beamten, der sich während der Unruhen zufällig in Brünn aufgehalten hatte. Auch in einigen Verfahren, die im Sommer 1953 vor den Kreisgerichten gegen Teilnehmer der Juni-Streiks geführt wurden, zögerte die Justiz, die staatspolitische Inszenierung der Arbeiterklasse zu durchbrechen, und richtete ihren politischen Terror vor allem gegen Arbeiter, die anderen sozialen Klassen entstammten. Arbeiter stellten schließlich ein Viertel derjenigen Personen, die vor den Bezirksgerichten wegen politischer Delikte belangt wurden; hier wie vor den beiden Staatsgerichten bildeten Arbeiter die absolut größte Gruppe.

Für die Binnenstruktur der Industriearbeiterschaft hatten die politisch motivierten innerbetrieblichen Zurückstufungen offenbar nicht unerhebliche Auswirkungen; im Frühsommer 1968 schätzte der Zentralrat der Gewerkschaften die Zahl dieser

Fälle auf 100 000. Vorerst kann nur vermutet werden, dass die um die Mitte der sechziger Jahre rapide zunehmenden innerbetrieblichen Auseinandersetzungen um eine der beruflichen Qualifikation angemessene Eingliederung in den Arbeitsprozess auch mit dem Versuch zusammenhingen, die Ergebnisse politisch gesteuerten beruflichen Abstiegs in den fünfziger Jahren zu revidieren.

Auf die Frage, wie und wie lange politische Verfolgung und Terror das Verhalten der Industriearbeiter beeinflussten, sind noch keine eindeutigen Antworten möglich. Die Reaktionen streuten weit. So kommentierten Arbeiter im Maschinenbau ihre Diskussionsbeiträge in Betriebsversammlungen um die Mitte der fünfziger Jahre mit der Feststellung, vor wenigen Jahren hätten sie nicht gewagt, öffentlich zu sagen, was sie dachten. In einigen Industriebetrieben lässt sich der Einschüchterungseffekt von Bespitzelung, politischer Repression und Terror noch in den frühen sechziger Jahren nachweisen. Auf der anderen Seite bieten gerade die frühen fünfziger Jahre eine ganze Reihe von Beispielen für äußerst niedrigen punitiven Gehorsam, der vermutlich weniger dem besonderen Habitus tschechischer und slowakischer Industriearbeiter, sondern einem allgemeinen schichtspezifischen Erziehungs- und Sozialisationsmuster zuzurechnen ist. Um Konfrontation qua Streik noch zu verschärfen, wurden Arbeitskämpfe zu bewussten Provokationen genutzt; hierher gehört z. B. das herausfordernde Nachäffen des kommunistischen Jargons gegenüber Parteifunktionären, die Forderung streikender Metallarbeiter in Strakonice nach ‚Streikgeld‘ im Juni 1953 oder auch das Absingen höhnischer Lieder bei Protestaktionen. ZK-Berichte in den sechziger Jahren bescheinigten der Arbeiterschaft gelegentlich eine hedonistisch-anarchische Grundstimmung. Dass diese Einschätzung etwas für sich hatte, zeigt das Verhalten westböhmischer Textilarbeiter im Oktober 1953, die den Verlockungen einer dörflichen Kirmes nicht widerstehen konnten, nahezu geschlossen die Nachtschicht schwänzten und am nächsten Morgen gegen Nacharbeit überhaupt streikten. Dass Terror oft nicht einmal kurzfristig den erwünschten Einschüchterungseffekt hatte, musste die KPTsch-Führung unter anderem im Juli 1953 erfahren, nachdem sie die Revolte gegen die Währungsreform niedergeschlagen hatte: In der zweiten Julihälfte brachen im nordwestböhmischen Braunkohlrevier erneut Streiks aus, die von Protestmärschen der Bergarbeiter durch Städte und Dörfer begleitet wurden.

Es bedeutet nicht, Terror kleinreden zu wollen, wenn bezweifelt wird, dass seine langfristigen psychosozialen Folgewirkungen in der Arbeiterschaft strukturbestimmend im Sinne einer umfassenden Protesthaltung geworden sind. Die in der politischen Literatur anzutreffende These, der Prager Frühling sei zuallererst eine Reaktion auf den kommunistischen Terror der ersten Hälfte der fünfziger Jahre gewesen, lässt sich auf die Arbeiterschaft nicht anwenden. In den massenhaften Forderungskatalogen, Beschwerden und Resolutionen, die die Betriebsausschüsse der Gewerkschaften zwischen Januar und Juli 1968 an die Organe der Einheitsgewerkschaft auf allen Ebenen richteten, scheint die Frage der Opfer von Gewalt und Terror wie der Bestrafung der Verantwortlichen – obwohl in der KPTsch ein zentrales Thema – nur ganz am Rande auf. Auch die naheliegende Annahme, der agrarische Nexus eines Drittels der Industriearbeiterschaft habe 1968 möglicherweise Anlass gegeben, die bei der Kollektivierung der Landwirtschaft exzessiv ange-

wendete Gewalt protestierend zur Sprache zu bringen, bestätigt sich nur in ver-schwindend geringem Maße.

Es mag sein, dass die in den Händen des Staates verrechtlichte Gewalt – auch im tschechoslowakischen Fall bedurfte Terror in allen seinen Varianten einer formalen Rechtsgrundlage, wie vor allem die Kollektivierung zeigt – durch Institutionalisierung zur Gewohnheit werden konnte. Vielleicht schlug hier aber auch zu Buche, dass das betriebliche Milieu im Hinblick auf politische Repression und Terror andere Erfahrungen ermöglichte. Vergleicht man etwa die Spruchpraxis der betrieblichen Disziplinarkommissionen in politischen Delikten mit der Behandlung solcher Vergehen durch sanktionsberechtigte Organe außerhalb der Betriebe, sind erhebliche segmentäre Abstufungen des Terrors zu erkennen. Der Bergarbeiter, der sich in den frühen fünfziger Jahren in einem Wirtshaus abschätzig über die Politik der Sowjetunion äußerte und denunziert wurde, verschwand auf Anordnung der Sicherheitsabteilung des zuständigen Nationalausschusses für einige Jahre in einem Zwangsarbeitslager. Zur gleichen Zeit verliefen Verfahren der betrieblichen Disziplinarkommissionen gegen Arbeiter, die – Ausdruck eines populären kulturellen Überlegenheitsgefühls – höchst abfällige Bemerkungen über die Sowjetrussen und die Sowjetunion gemacht hatten, zumeist im Sande oder endeten allenfalls mit einem Verweis. Ihr Recht auf Einweisung eines Delinquenten in ein Zwangsarbeits- oder Erziehungslager nahmen die Kommissionen nur sehr selten wahr. Auch in der Frage der Arbeitsmoral, die Partei- und Staatsführung immer wieder skandalisierten und unter der Signatur ‚Staatsdisziplin‘ als quasi-politisches Problem behandelten, unterschied sich das Vorgehen der Kommissionen klar von dem Dreinschlagen des Staatssicherheitsdienstes oder der rigiden Praxis von Bezirksgerichten und Sicherheitsabteilungen der lokalen Verwaltungsorgane.

Dass die Disziplinarkommissionen, in denen Vertreter der gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen den entscheidenden Einfluss ausübten, im Umgang mit der Arbeitsmoralproblematik viel Geduld aufbrachten und beträchtlichen pädagogischen Aufwand betrieben (unter anderem durch das Einwirken auf Eltern, Ehefrauen und Familien der Bummelanten), ist zunächst daraus zu erklären, dass sie das Dauerproblem des enormen Arbeitskräftemangels, für das im Wesentlichen die extensive Beschäftigungspolitik des Systems verantwortlich war, nicht durch eigene repressive Maßnahmen verschärfen wollten. Unter dem Gesichtspunkt von Herrschaftsstrukturen ist der ‚weiche‘ Kurs der Subjustiz der Disziplinarkommissionen insgesamt jedoch vor allem ein weiteres Indiz dafür, dass der ‚Neue Kurs‘ nach 1953 Entwicklungen ratifizierte, die sich lange zuvor im Zuge einer segmentären Kanalisierung des betrieblich-gewerkschaftlichen Arbeitermilieus angebahnt hatten. Damit wurde ein abweichender sozialer Handlungskontext allmählich von politisch-ideologischem Sanktions- und Konformitätsdruck freigesetzt, was auch zeigt, dass die Herrschaftstechniken des stalinistischen Regimes der frühen fünfziger Jahre elastischer waren, als auf den ersten Blick scheinen mag. Die folgenden Bemerkungen fügen diesem Zusammenhang weitere Aspekte hinzu.

10. Die Frage nach dem Bewegungsspielraum von Industriebetrieben unter staatssozialistisch-planwirtschaftlichen Bedingungen ist auch für die Tschechoslowakei dahingehend zu beantworten, dass Betriebe in marktlosen Gesellschaften als eigen-

dynamische Organisationen nicht ‚stillgelegt‘ sind. Offenbar unabhängig von der Eigentumsfrage prägen ihre organisatorischen und technischen Anforderungen das Verhalten ihres leitenden Personals. Dies erschöpfte sich bei weitem nicht in den für planwirtschaftliche Ökonomien bekanntlich charakteristischen betrieblichen Strategien der Maximierung der Fondszuweisungen und der Minimierung der Planaufgaben. Ein hohes Maß an Eigeninitiative verlangte die Notwendigkeit, die Defizite zentraler Steuerung auf der betrieblichen Ebene ausgleichen zu müssen, was unter anderem den Aufbau eines informellen Netzes eigener Außenbeziehungen erforderte, die über Selbstversorgungsstrategien und Naturalkompensation die Planerfüllung gewährleisten sollten. Der Begriff der „Kommandowirtschaft“ verdeckt nicht nur, wie am Beispiel der sozialistischen Arbeitsinitiativen schon gezeigt, dass die zentralen politisch-administrativen Regelungen des Produktionsprozesses diesen bloß in begrenztem Umfang erreichten. Zahlreiche Betriebe waren durchaus in der Lage, die Verteilung der Planaufgaben auf eigene Faust zu ändern, indem sie Produktionsprogramme untereinander austauschten, die den jeweiligen technisch-organisatorischen Voraussetzungen sowie den Kapazitäten des Betriebes besser entsprachen. Die Bereitschaft, zur Wahrung betrieblicher Interessen Konflikte mit den zentralen Planungsbehörden in Kauf zu nehmen, war groß; dies belegt unter anderem das von den Betriebsleitungen gedeckte Frisieren der Arbeitszeitbilanzen zur Kaschierung ‚schwarzer‘ Löhne. Wie robust die Betriebe ihre Interessen verfolgten, zeigen die Verteilungskämpfe zwischen den betrieblichen Anwerbekommissionen um die knappe Ressource Arbeitskraft, die – wie zu Beginn der sechziger Jahre – eine derartige Schärfe erreichten konnten, dass die lokalen Nationalausschüsse schlichtend eingreifen mussten.

Betriebspatriotische Tendenzen, deren weit in die Erste Tschechoslowakische Republik zurückreichende sozialgeschichtliche Wurzeln hier nicht aufgedrösel werden können, verklammerten das industrielle Management mit den Arbeitern, die diese Orientierung allerdings auch mit einer stark egalitär eingefärbten, gegen die materielle Präferenzierung des industriellen Leitungspersonals gerichteten betrieblichen Selbstverwaltung zusammendachten. Die KPTsch-Führung kritisierte den Betriebspatriotismus zunächst als Relikt ‚kapitalistischen Konkurrenzdenkens‘, steckte aber rasch zurück, als die betriebliche Sozialpolitik angesichts der hohen Fluktuation bewusst in den Dienst der Stärkung der Betriebsbindung der Arbeiter gestellt werden musste. Die Interessen ihres Betriebes brachten die Arbeiter allerdings oft auch nur deshalb ins Spiel, um sich missliebige Maßnahmen vom Halse zu halten: Hüttenarbeiter in den Eisenwerken in Vítkovice, die sozialistische Arbeitsinitiativen nicht für das geeignete Mittel hielten, um die Produktivität zu steigern, wiesen einen Gewerkschaftsfunktionär im Frühjahr 1953 unwirsch darauf hin, dass die klapprigen Hochöfen die zusätzliche Belastung durch einen sozialistischen Wettbewerb nicht überstehen würden. Betriebspatriotismus meinte konkret auch ‚Autonomie‘ des Betriebes. Vor der kommunistischen Machtübernahme protestierten insbesondere in Mähren die Belegschaften zahlreicher Fabriken gegen ihre Eingliederung in landesweite hochzentralisierte Nationalunternehmen, und in Verkennung der industriellen Zielkonzeption der Parteiführung wandten sich noch im Mai 1949 die kommunistischen Betriebszellen vor allem der Textil-, Metall- und chemischen Industrie an den

IX. Parteitag der KPTsch und verlangten die Wiederherstellung der Selbstständigkeit vor allem der kleineren Betriebe. Die Reformbewegung der sechziger Jahre brauchte also im industriellen Bereich auch in der Frage der Betriebsautonomie einem nie wirklich verschütteten Strukturelement nur zu erneuter politisch-gesellschaftlicher Akzeptanz zu verhelfen.

Die organisatorische Grundlage der betriebszentrischen Orientierung unter den Arbeitern bildeten die Betriebsräte bzw. die gewerkschaftlichen Betriebsausschüsse; sie waren – erkennbar schon in den frühen fünfziger Jahren – Träger der Vorstellung, dass der Betrieb den Arbeitern ‚gehört‘. Das mochte angesichts der politischen Machtstrukturen illusionär erscheinen, gewann aber je länger je mehr jedenfalls in einer Hinsicht Substanz: Unter dem Druck massiver Proteste der Arbeiter mussten die Betriebsratwahlen seit 1950-1951 schrittweise demokratisiert und insbesondere die kaderpolitischen Entscheidungen über die Besetzung der gewerkschaftlichen Organe von den Bezirks- und oft sogar Kreiskomitees der KPTsch in die Betriebe verlagert werden. Dort konnten die kommunistischen Betriebszellen allerdings wenig Einfluss auf die Zusammensetzung der gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen nehmen, da die wechselseitige kaderpolitische Beurteilung von Partei- und Gewerkschaftsfunktionären auf Betriebsebene beide Seiten dazu zwang, sich nicht gegenseitig ins Gehege zu kommen. Gegen Ende der fünfziger Jahre waren die gewerkschaftlichen Betriebsausschüsse bereits im Wesentlichen repräsentative Organe. Als 1967-1968 die innerbetrieblichen Machtverhältnisse so weit aufgeweicht worden waren, dass missliebige Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre unter dem Druck der Arbeiter von ihren Ämtern zurücktreten mussten, zeigte das quantitativ sehr begrenzte personelle Revirement bei den gewerkschaftlichen Organisationen – von rund 16000 gewerkschaftlichen Betriebsausschüssen wurden bzw. sollten circa 300 umbesetzt werden –, dass hier längst demokratische Verhältnisse hergestellt worden waren. Spätestens seit Beginn der sechziger Jahre regte sich Widerstand gegen Versuche von ‚oben‘, den betrieblich-gewerkschaftlichen Demokratisierungsprozess umzukehren: Als eine Delegation des Zentralrates der Gewerkschaften 1960 in einer mittelböhmischen Maschinenfabrik den gewerkschaftlichen Betriebsausschuss absetzte, wurde dieser unmittelbar nach der Abreise der Delegation wieder in sein Amt eingesetzt.

Das Musterbeispiel für diese Politik des Sich-Abschottens des betrieblich-gewerkschaftlichen Arbeitermilieus gegen externe Eingriffe ist die Reaktion auf das 1961 erlassene Gesetz über die Errichtung von Volksgerichten in den Betrieben, mit dem Partei- und Gewerkschaftsführung den letzten großangelegten Versuch unternahm, das Problem der Arbeitsmoral in den Griff zu bekommen. Die in der Verfassung vom Juli 1960 unter anderem avisierte ‚Vergesellschaftung‘ des Justizwesens bot die ideologisch passende Handhabe zur Konstituierung dieser Gerichte, die sich in den Betrieben selbst mit dem Komplex ‚Arbeitsmoral‘ befassen und diesen nach und nach aus der Zuständigkeit der Gerichte und Staatsanwaltschaften, der Polizei und der Nationalausschüsse herausnehmen sollten. Das neue politische Bewusstsein der Bevölkerung, das die erste sozialistische Verfassung zum Ausdruck bringen sollte, ließ nach Auffassung der Parteiführung erwarten, dass die Industriearbeiter und die Gewerkschaftsorganisationen in den Betrieben über die Volks-

gerichte (die überwiegend mit Arbeitern besetzt wurden) mit Elan den Kampf gegen das Bummelantentum aufnehmen würden. Diese Zielsetzung des Gesetzes – so etwas wie eine ‚Vergesellschaftung der Denunziation‘ – erwies sich jedoch als ein Schlag ins Wasser: Vor den mehr als 4000 Volksgerichten machten diejenigen Verfahren, die aufgrund von Hinweisen der Arbeiter und der betrieblichen Gewerkschaftsorganisationen eingeleitet wurden, bis Ende 1961 nur wenig mehr als zwei Prozent sämtlicher Verfahren aus; über 90 Prozent initiierten wie zuvor Polizei und Justiz.

Bereits in den frühen fünfziger Jahren grenzte sich das betriebliche Arbeitermilieu bei innenpolitischen Spannungen und Krisen gelegentlich so scharf gegen die Partei ab, dass führende Funktionäre die Betriebe in solchen Situationen mieden. Als die KPTsch im November 1952 während des Slánský-Prozesses das ganze Land mit einer Mobilisierungskampagne überzog, die alle bisher gekannten Dimensionen sprengte, zog sie es vor, in die Pilsener Škoda-Werke, wo Slánský beträchtliches Ansehen genoss und wohin die Partei bei staatspolitisch bedeutsamen und Beifall versprechenden Anlässen ein ZK-Mitglied zu delegieren pflegte, einen kleinen Bezirksfunktionär zu entsenden, der nach dem Verlesen einer kurzen Erklärung eilig wieder aus dem Werk verschwand. Mit der Grenze des betrieblichen Arbeitermilieus wurde oft auch eine ‚Sprachgrenze‘ überschritten. Vertreter von Regierungsbehörden, die zu Lohnverhandlungen mit rebellierenden Arbeitern in die Betriebe kamen, erlebten, dass die Arbeiter es ablehnten, sich der Diktion der Herrschenden anzupassen und förmlich gebeten werden mussten, sich einer ‚zivilisierten‘ Sprache zu bedienen.

Die Dramatisierung des abweichenden Handlungskontextes des betrieblichen Arbeitermilieus – sie wird in den fünfziger Jahren unter anderem dadurch illustriert, dass höhere Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre nicht selten aus einem Betrieb hinausgejagt oder in diesen erst gar nicht hineingelassen wurden – ist ein Indiz für die Überintegration in dieses Milieu. Hält man sich die oben skizzierte weitgehende Demokratisierung des betrieblichen Raumes und die an einigen Beispielen gezeigte Tatsache vor Augen, dass dieser Raum dem Arbeiter vielfältige Möglichkeiten bot „to manipulate the system to his advantage“, wie es die Anhänger der situational analysis-Methode (Leach) formulieren würden, kann Überintegration auch als Folge der Strukturarmut des außerbetrieblichen Raumes unter diesen beiden Gesichtspunkten verstanden werden. Es ist offen, ob das auch und gerade im Prager Frühling erkennbare ‚Sonderbewusstsein‘ der Arbeiterschaft (etwa im Zusammenhang mit den Ansätzen zur Reform der Nationalen Front) ein Effekt der Dauerinszenierung der Arbeiterklasse als ‚Staatsklasse‘ war oder die ungeplante Folgewirkung der segmentären ‚Besonderung‘ des betrieblichen Arbeitermilieus und dessen Abgrenzung gegen Eingriffe der Führungszentren von Partei und Gewerkschaft.

11. Konzessive kommunistische Machttechniken und bewusstes Resistenzverhalten der Industriearbeiter waren nicht allein dafür verantwortlich, dass Konformitäts- und Sanktionsdruck im betrieblichen Arbeitermilieu niedrig blieben. Hinzu kam, dass in wichtigen industriellen Bereichen keine effektive Kontrolle stattfand. Schon 1955 stellte der Zentralrat der Gewerkschaften fest, dass die Lohnpolitik dem Staat aus dem Ruder lief, weil die Wirtschaftsministerien die Verwendungweise von außertariflichen Zulagen (vor allem Prämien), die sie nicht selbst initiierten, son-

dern als Verfügungen der zentralen Parteigremien bloß weitergaben, kaum kontrollierten. Da die außertariflichen Zulagen um die Mitte der fünfziger Jahre bereits etwa die Hälfte des Lohns ausmachten, besaßen die Betriebe aufgrund dieser mangelnden Kontrolle einen erheblichen Manipulationsspielraum, den sie – unter dem Druck der gewerkschaftlichen Betriebsorganisationen – bis weit in die sechziger Jahre hinein gegen die Intentionen von Partei- und Gewerkschaftsführung zu einer stark nivellierenden, am Soziallohn orientierten Lohnpolitik nutzten. Auch im Verhältnis zwischen Wirtschaftsbürokratie und Partei treffen wir somit auf ein Verhaltensmuster, das sich auf allen anderen Ebenen der hierarchisch gestuften Großorganisationen wiederfindet: eine (machtpolitisch plausible) Fügsamkeit gegenüber Parteibeschlüssen auf der einen Seite, Verantwortungslosigkeit gegenüber deren Folgen auf der anderen Seite.

Wie in anderen sowjetsozialistischen Staaten führte das zentralistische Organisationsmodell auch in der Tschechoslowakei zu einer unzureichenden Vermittlung der verschiedenen Ressortkompetenzen. Diese ergab sich vor allem aus scharfen hierarchischen Kompetenzabgrenzungen, der Fragmentierung von Zuständigkeiten, der bürokratischen Binnenorientierung auf den jeweiligen Kompetenzraum und aus den damit korrespondierenden schwachen Außenbeziehungen. Versuche, dieses Handlungsmuster zu durchbrechen – beispielsweise während des Koreakriegs in der interministeriellen Diskussion über Art und Organisation der Wirtschaftshilfe für die nordkoreanischen Genossen – blieben ephemer. Im industriellen Bereich erwies sich diese Bürokratiestruktur unter anderem bei den gesamtstaatlichen Arbeitsnormenüberprüfungen in den Jahren 1950-1952 als kontraproduktiv im Sinne der Zielsetzung der organisatorisch-technischen Vereinheitlichung und damit der effektiveren Kontrolle des Produktionsprozesses, da die schwach koordinierte Regelung des Problems durch die Teilbürokratien (Ministerien, Normenkommissionen, Gewerkschaften etc.) in vielen Industriezweigen die Festsetzung unterschiedlicher Arbeitsnormen für gleichartige Arbeitsvorgänge zur Folge hatte.

Zur geringen ‚Eindringtiefe‘ des einheitsgewerkschaftlichen Apparats in den betrieblichen Raum trug nicht nur das widerständige Verhalten der Arbeiter und der kleinen Gewerkschaftsfunktionäre bei. Die Interventionspolitik dieses Apparats konnte schon als solche nur begrenzte Wirksamkeit haben. Mangelnde kollektive Willensbildung, fehlende Abstimmung zwischen den diversen policy-Konzepten der einzelnen Ressorts und das Prinzip der Einzelleitung mit seiner Konsequenz der Personalisierung hierarchischer Anweisungsbeziehungen resultierten beispielsweise in den Kreisgewerkschaftsräten darin, dass deren Instruktionen und Direktiven in hohem Maße über Patron-Klienten-Beziehungen zwischen einzelnen Kreisfunktionären und den Betriebsratvorsitzenden in die Betriebe gelangten und daher nur einen geringen Verbreitungs- und niedrigen Verallgemeinerungsgrad erreichten.

12. Beim gegenwärtigen Stand der historischen Kommunismusforschung zur Tschechoslowakei wäre es zu ambitiös, unserer Untersuchung die Frage nach den langfristigen Ursachen des Systemzusammenbruchs aufzubürden. Das Forschungsterrain ‚Staatsozialismus‘ bietet genügend kleiner dimensionierte Probleme grundsätzlicher Art. Eines davon sei abschliessend knapp umrissen.

Die Sozialgeschichte der Industriearbeiterschaft in der Tschechoslowakei zwischen 1945 und 1968 legt es nahe, die Annahme zu überdenken, das Soziale in diktatorisch verfassten Gesellschaften sei ausschliesslich eine abgeleitete Größe politischer Herrschaft. Das ist die Behauptung der klassischen Totalitarismusthese. An dieser Behauptung halten prinzipiell auch die Nachfolgekonzeppte fest, die allerdings – wie etwa bei Christoph Boyer – den statischen Charakter der älteren Totalitarismustheorie zugunsten dynamischer Prozesse und Strukturveränderungen auflösen und auf diese Weise unbestritten interpretatorische Zugewinne einstreichen. Der tschechoslowakische Fall zeigt aber, dass asymmetrische Machtverteilung keineswegs von vornherein einseitige Unterordnungs- und Abhängigkeitsverhältnisse festlegte, auch nicht in Konfliktsituationen. Die Politik der KPTsch – in der üblichen Einschätzung die unabhängige Variable – ist im industriellen Bereich mehrfach an sozialen Strukturen – als der vermuteten abhängigen Variablen – definitiv gescheitert und zu grundlegenden Kursänderungen gezwungen worden. Darauf wurde oben im Zusammenhang mit der Problematik nichtmarktlicher industrieller Leistungsstimuli hingewiesen: Stoßarbeit und sozialistischer Wettbewerb als Herzstücke der so genannten sozialistischen Industrialisierung versandeten mit ihrer Zielsetzung einer politisch motivierten Leistungsdifferenzierung im kollektiven Gleichheitsanspruch und einer sozial-moralischen Ordnung der Industriearbeiter, die Differenzierung in starkem Maße diskriminierte und häufig mit Sanktionen belegte.

Es spricht einiges dafür, die Vorstellung eines scharfen Dualismus von Staat und Gesellschaft im Staatssozialismus durch das Interpretationsmuster der Interferenz beider Sphären zu ersetzen. Die weitgehend sublegalen Arrangements des Planerfüllungspaktes zwischen Arbeiterschaft und industriellem Management wurden als Kompensationsleistung für die permanenten Lücken und Fehler der zentralen Planungsinstanzen nicht nur stillschweigend hingenommen, sondern zwangen der KPTsch auch bis weit in die sechziger Jahre hinein eine Politik ab, die diesen Pakt nicht durch einseitige Präferenzen für eine der beiden Paktpartner destabilisierte. Der Beamte des Industrieministeriums, der den Fabrikdirektor wissen ließ, dass die von der zentralen Planungsbehörde diktierten megalomanen Planaufgaben bald wieder revidiert werden würden, steht als Beispiel dafür, dass auch die kommunistische Wirtschaftsbürokratie nicht auf ein Minimum informeller sozialer Interaktion verzichten konnte. Gegen die Intentionen von Partei- und Gewerkschaftsführung verschafften sich die Betriebe mit ihrer Lohn- und speziell Prämienpolitik, wie gezeigt, in den Wirtschaftsbranchen-Ministerien einen Rückhalt, den man durchaus als ‚Einwandern‘ gesellschaftlicher Interessen in den Staatsapparat bezeichnen kann.

Die Möglichkeit solcher entdifferenzierender Prozesse und Amalgamierungen im Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft eröffnete auch und gerade der umfassende staatliche Herrschaftsanspruch über die Gesellschaft, der die Entgrenzung der beiden Sphären förderte und das Bewusstsein distinkter policy-Konzepte verloren gehen ließ. Wahrscheinlich bietet die Annahme der Interferenz von Staat und Gesellschaft, und das heißt: die Annahme einer informellen, durch Aushandlungsprozesse gekennzeichneten Ebene eine Erklärung für eines der auffälligsten Phänomene im industriellen Bereich zumal in den fünfziger Jahren, nämlich für den außerordentlich niedrigen Grad der Generalisierung auf dem Gebiet der Lohn- und

Arbeitsnormenpolitik, deren überaus ‚bunte Vielfalt‘ auf eben jene informellen, auf den Einzelbetrieb beschränkten Regelungen verweist.

Aus dem Projekt sind folgende Publikationen hervorgegangen bzw. derzeit im Erscheinen:

Heumos, Peter (Tagungsbericht): Industriearbeiterschaft in der Tschechoslowakei in den fünfziger und sechziger Jahren: Forschungsprobleme, Methoden, Vergleichsperspektiven. In: *Bohemia* 40 (1999) 505-507.

Ders.: Normalisierung und soziale Beschwichtigungsstrategien in der ČSSR. KPTsch-Politik, Gewerkschaften und Arbeiterbewußtsein. In: *Boyer, Christoph/Skyba, Peter*: Repression und Wohlstandsversprechen. Zur Stabilisierung von Partei Herrschaft in der DDR und der ČSSR. Dresden 1999, 119-128 (Berichte und Studien des Hannah-Arendt-Instituts 20).

Ders.: K sociálním dějinám průmyslového dělnictva v Československu v letech 1945-1968 [Zur Sozialgeschichte der Industriearbeiterschaft in der Tschechoslowakei in den Jahren 1945-1968]. In: *Dějiny a současnost* 2000, H. 4, 35-38.

Ders.: Dělnické stávky v Československu v padesátých letech [Arbeiterstreiks in der Tschechoslowakei in den fünfziger Jahren]. In: *Pohledy. Revue pro politiku, ekonomii, sociologii a historii* 2000, H. 6, 20 f.

Brenner, Christiane (Tagungsbericht): Die Industriearbeiterschaft in der Tschechoslowakei, der DDR und in Polen 1945-1990: Soziale Lage, soziale Verhaltensweisen, politische und soziale Konflikte. In: *Bohemia* 41 (2000) 194-197.

Bohemia 43 (2001) H. 2. Themenheft: Sozialgeschichtliche Kommunismusforschung.

Heumos, Peter: Sozialgeschichtliche Kommunismusforschung. Industriearbeiter in der Tschechoslowakei, der DDR und Polen. In: *Ebenda* 205-208.

Ders.: Aspekte des sozialen Milieus der Industriearbeiterschaft in der Tschechoslowakei vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Reformbewegung der sechziger Jahre. In: *Ebenda* 323-362.

Boyer, Christoph: Arbeiter im Staatssozialismus: Ein Leitfaden in theoretischer Absicht. In: *Ebenda* 209-219.

Brenner, Christiane/Heumos, Peter: Eine Heldentypologie der Tschechoslowakei. Zur Einführung. In: *Satjukow, Silke/Gries, Rainer* (Hgg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin 2002, 235-243, 295-298.

Koeltzsch, Ines (Tagungsbericht): Sozialgeschichtliche Kommunismusforschung: Vergleichende Beiträge zur sozialen Entwicklung in der Tschechoslowakei, der DDR, Polen und Ungarn 1948-1960. In: *Bohemia* 43 (2002) 470-476.

Heumos, Peter: Práce a politika ve státním socialismu. K problému politické stimulace výkonnosti a k formám kolektivní resistance v československém průmyslu v padesátých letech. [Arbeit und Politik im Staatssozialismus. Zum Problem politischer Leistungsstimulierung und zu Formen kollektiver Resistenz in der tschechoslowakischen Industrie in den fünfziger Jahren]. In: *Pernes, Jiří* (Hg.): Po stopách nedávné historie [Auf den Spuren jüngst vergangener Geschichte]. Sborník k 75. narozeninám doc. Karla Kaplana [Festschrift zum 75. Geburtstag von Karel Kaplan]. Brno 2003, 206-221.

Ders.: Stalinismus in der Tschechoslowakei. Forschungslage und sozialgeschichtliche Anmerkungen am Beispiel der Industriearbeiterschaft. In: *Journal of Modern European History* 1 (2003) H. 2, im Druck.

Ders.: Soziale, politische und organisatorische Grenzen des sozialistischen Produktivismus: Arbeitsinitiativen und Arbeitsverhalten in tschechoslowakischen Industriebetrieben in den fünfziger Jahren. In: *Roth, Klaus* (Hg.): Arbeit im Sozialismus – Arbeit im Postsozialismus. Im Druck.

Ders./Brenner, Christiane (Hgg.): Sozialgeschichtliche Kommunismusforschung: Vergleichende Beiträge zur sozialen Entwicklung in der Tschechoslowakei, der DDR, Polen und Ungarn 1948-1960. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 21.11.-24.11.2002. Im Druck.

DIE TSCHECHISCHE BIBLIOTHEK (TEIL 2)

Bibliotheken haben wie Museen bekanntlich eine mehrfache Funktion. Sie dienen im Hinblick auf die historische Dimension als Archiv, der Gegenwart dienen sie zur Repräsentation, der Zukunft als Stoffsammlung bzw. Vorrat. Alle drei Funktionen lassen sich auf die „Tschechische Bibliothek“ übertragen, von der nun gut die Hälfte der Bände erschienen ist.¹ Archiviert werden zentrale Texte der tschechischen Kultur- und Geistesgeschichte in deutscher Übersetzung, diese wiederum repräsentieren die Vielfalt und Bedeutung einer immer noch zu wenig wahrgenommenen benachbarten Kultur. Und als Stoffsammlung bildet die „Tschechische Bibliothek“ unzweifelhaft ein wichtiges Reservoir künftiger Rezeption.

Darüber hinaus kann Literatur – als Nationalliteratur – Teil von Geschichtskonstruktion sein, wirkt sie doch mit bei einem Prozess, in dem Geschichte im Sinne repräsentierter Historie eine einheitliche Gestalt erhält. Per Narration erhält das Geschehen Sinn, zusammenhanglose Ereignisse werden verknüpft, Informationen ausgesiebt, Widersprüche geglättet. Literatur dient damit als Argument in Prozessen nationaler Selbstbehauptung, ihre konstitutive Rolle im Hinblick auf die Herausbildung einer nationalen Identität war den tschechischen Wiedererweckern bewusst, schließlich forderte schon Palacký die Schriftsteller auf, in diesem Sinne zu wirken:

Es ist daher die Pflicht des böhmischen Schriftstellers, darum sich zu kümmern, dass seine Geistesproducte durch ihren innerlichen Wert und ihre Bedeutung nicht nur den fremdsprachlichen Producten gleichen, sondern dass sie dieselben übertreffen [...]“²

Vergleich und Distinktion stehen für Palacký als Begründungsmuster für Nationalliteratur im Zentrum.

Episches Erzählen

Die tschechische Literatur der Neuzeit hat sich der oben geschilderten Anforderung nicht entzogen, wie die Bearbeitungen eines der zentralen symbolischen Ereignisse, der Schlacht am Weißen Berg 1620, belegen, bekanntlich einer jener Vorfälle im Leben ganzer Völker und Kulturen, die deshalb nicht vergessen werden, „weil sie eine symbolische Ordnung einführen, Sinn stiften, Geschichte eröffnen, zu Antworten herausfordern, Verpflichtungen generieren.“³ Historische Ereignisse werden erst in ihrer symbolischen Re-Inszenierung auch im Alltagsleben erfahrbar

¹ Ein erster Bericht über die Tschechische Bibliothek erschien 2001, siehe Hübne, Steffen: Die Tschechische Bibliothek. In: *Bohemia* 42 (2001) 381-390.

² Zitiert nach Masaryk, Tomáš G.: Palacký's Idee des böhmischen Volkes. Prag 1898, 30.

³ Waldenfels, Bernhard: Der Anspruch des Fremden und die Rolle des Dritten. Interkulturelle Diskurse. In: *Ders.: Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden. Teil 1.* Frankfurt/M. 1997, 110-130, 121.

– und somit zu einem Teil der kollektiven Überlieferung. Diese beginnt für die neuere böhmische Geschichte mit jenem fatalen Versuch der böhmischen Stände, sich von der Krone Habsburgs loszusagen, mit der Zeit des ‚Temno‘, der Dunkelheit, einer gewissermaßen konstruierten Verfallsgeschichte, vor deren Folie sich der Aufstieg der tschechischen Kultur und Gesellschaft seit dem späten 18. Jahrhundert um so grandioser abhebt.⁴ In seinem historischen Roman gestaltet Zikmund Winter diesen folgenreichen Umbruch der böhmischen Geschichte, der in national-tschechischer Tradierung eine Zeit des kulturellen und sprachlichen Verfalls einleitete, bis mit der Phase des ‚Národní obrození‘ (nationale Wiedergeburt) ein erneuter Aufstieg begann.⁵ Am Beispiel der Prager Universität und ihres Rektors Kampanus begibt sich Winter auf die Suche nach den Ursachen der nationalen Niederlage. Der historische Roman, der die Alltagsgeschichte der Prager Studenten und Professoren mit der Weltpolitik der Zeit verknüpft, wird zum Vehikel für die Bewusstseinsbildung eines in sich einigen Volkes wie auch zur Konstruktion einer großen, tragischen Vergangenheit. Kampanus, der in der Tradition von Hus steht und vergeblich ein ‚Leben in Wahrheit‘ zu führen sucht, repräsentiert die Interdependenz von Roman und Geschichtsschreibung. Anders aber als Alois Jirásek vermeidet Winter eine nationalchauvinistische Perspektive, auch wenn er sicher nicht „nur die Fakten sprechen [lässt], die er entsprechend seinen Wertungen ausgewählt hat.“⁶ Schließlich ist der „Magister Kampanus“ ein durchaus repräsentatives Werk der Bewegung des Ruch, einer Phase, in der in der tschechischen Gesellschaft bekanntlich fast alle Lebensbereiche der Idee des Nationalen unterworfen wurden. In dieser Zeit, insbesondere nach dem in seiner Wirkung fatalen österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, wurde die gemeinsame ‚böhmische‘ Tradition mehr und mehr obsolet, propagiert wurde eine sprachspezifisch tschechische Tradition unter Ausschluss des deutschen Anteils.⁷

Als eine Ergänzung zum historischen Roman Winters lässt sich die grandiose Familienchronik Josef Jedličkas lesen,⁸ eine Selbsterkundung des 1968 Exilierten am

⁴ Zur Problematisierung des Temno siehe *Lehár, Jan/Stich, Alexandr* (Hgg.): *Čítanka české literatury. Sv. 1: Od počátků do raného obrození* (9. století - 1. třetina 19. století) [Lesebuch der tschechischen Literatur. Bd. 1: Von den Anfängen bis zur frühen Wiedergeburtsliteratur (9. Jahrhundert – 1. Drittel des 19. Jahrhunderts)]. Praha 1997.

⁵ *Winter, Zikmund: Magister Kampanus. Ein Historienbild.* Aus dem Tschechischen von Alfred Dressler mit einem Essay von Peter Demetz und einem Nachwort von Eckhard Thiele. Stuttgart, München (DVA) 2002.

⁶ So bei *Schamschula, Walter: Geschichte der tschechischen Literatur. Bd. 2: Von der Romantik bis zum Ersten Weltkrieg.* Köln, Weimar, Wien 1996, 192.

⁷ *Ebenda* 137.

⁸ *Jedlička, Josef: Blut ist kein Wasser.* Aus dem Tschechischen von Christa Rothmeier. Mit einem Vorwort von Jiří Gruša und einem Nachwort von Christa Rothmeier. Stuttgart, München (DVA) 2002. – Jedličkas literarisches Œvre besteht aus zwei Hauptwerken, zu dem außer dem vorliegenden Roman die Novelle „Unterwegs“ gehört. Sie erschien 1966 und zählt neben Kunderas „Der Scherz“ zu der Aufklärungsliteratur, die um 1968 herum entstand. Der Roman „Blut ist kein Wasser“ wurde als eine Kulturgeschichte des tschechischen Bürgertums ohne Hoffnung auf Veröffentlichung im Exil verfasst. 1990 starb Jedlička in Augsburg, im Jahr darauf erschien der Roman in Prag.

Schicksal der eigenen Familie. Jedlička entfaltet ein Panorama, in dem noch einmal die untergegangene Welt des tschechischen Bürgertums ihren „schönsten Abgang“ findet und in dem per Verschränkung von großer Politik und privater Erinnerung die Aneignung des eigenen Lebens und der Heimat aus dem fernen Exil gelingt – Familienchronik als Weltgeschichte eben. Winter wie Jedlička verwirklichen in gewisser Weise jenes eingangs erwähnte Postulat Palackýs, steht doch im Brennpunkt aller Lebensfragen nationalen literarischen Schaffens ein „Ringeln zwischen der heimischen Überlieferung einerseits und der europäischen Orientierung andererseits“.⁹ Dass sich dabei immer wieder ein Konflikt zwischen einer zentrifugalen und einer konservativen, hemmenden zentripetalen Tendenz abzeichnete, „welche die Notwendigkeit betonte, an der Tradition festzuhalten, Ideen und Vorwürfe aus der Fülle des Nationallebens heraus zu schöpfen“¹⁰ – auch in der Folge nationaler Mobilisierung – mag als ein Kennzeichen so genannter kleiner Literaturen gelten. Dabei kann gerade der Hrabal-Band als ein Beleg der europäischen Dimension der tschechischen Literatur dienen. Bohumil Hrabal,¹¹ der die beiden zentralen Prager Traditionen aufgreift und weiterentwickelt, die Hašeksche und die Kafkasche, ist nicht nur Schöpfer und Vollender jener Welt bizarrer Alltäglichkeit und alltäglicher Groteske, die als Chiffre für totalitäre Systeme gelesen wurde und wird. Mit Hrabal wird noch einmal jener epische Kontext nunmehr postmodernen Erzählens beschworen, der seine Welt aus einsamer Betrachtung heraus erschafft. Bleibt das von Susanna Roth, der kongenialen Übersetzerin, beklagte, unverdiente Ende, das Hrabal beschieden war, der sich – angeblich aus Versehen beim Taubenfüttern – aus dem Fenster stürzte:

Bohumil Hrabal ist nicht tragisch verunglückt. Mir scheint vielmehr tragisch, daß, nachdem sein Werk in seiner Heimat lange Jahre zensuriert und in letzter Zeit von Kritik und Publikum praktisch ignoriert wurde, man nun auch noch seine Biographie zensuriert. Mit seinem Tod hat Bohumil Hrabal nämlich noch eine Aussage gemacht. Doch die wollte anscheinend niemand mehr hören.¹²

Philosophen und Politiker

Versteht sich also die „Tschechische Bibliothek“ als eine Geistesgeschichte der böhmischen Länder, so wird dieser Anspruch unzweifelhaft mit den beiden Bänden „Tschechische Philosophen“ erfüllt, die von dem Ziel geleitet sind, unterschiedliche Positionen miteinander ins Gespräch zu bringen.¹³ Dabei geht es dem Herausgeber Ludger Hagedorn um die Rekapitulation eines Prozesses, an dessen Beginn die

⁹ Novák, Arne: Der Geist der tschechischen Literatur. In: Slawische Rundschau. Berichtende und kritische Zeitschrift für das geistige Leben der slavischen Völker 2 (1930) H. 8, 561-579, hier 568.

¹⁰ *Ebenda* 569.

¹¹ Hrabal, Bohumil: Allzu laute Einsamkeit und andere Texte. Aus dem Tschechischen übersetzt von Peter Sacher. Mit Beiträgen von Peter Demetz und Susanna Roth. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Eckhard Thiele. Stuttgart, München (DVA) 2003.

¹² Roth, Susanna: Ein unverdientes Ende. In: *Ebenda* 167-170, hier 170.

¹³ Hagedorn, Ludger (Hg.): Tschechische Philosophen von Hus bis Masaryk. Stuttgart, München (DVA) 2002.

theologische Auseinandersetzung im Kontext religiöser Emanzipation stand, während später die Herausbildung der nationalen Identität in den Vordergrund trat. Das Tschechische wird so zur leitenden Fragestellung im Nachdenken über das Selbstverständnis einer ‚kleinen Nation‘:

Und worum geht es dabei? Vor allem geht es um Identität, um ethnische, kulturelle, nationale und religiöse Identität, um Toleranz und Häresie, um Utopie und Reaktion, um Fanatismus und Provokation.¹⁴

Die Spannbreite der in den ersten Band aufgenommenen Texte reicht vom Spätmittelalter (Jan Hus, Petr Chelický) über das für die böhmischen Länder politisch betrachtet so fatale 17. Jahrhundert (Jan Amos Komenský, Bohuslav Balbín) und die Zeit der ‚Wiedergeburt‘ bis hin zu Tomáš Garrigue Masaryk. Von Josef Jungmann wurde die so wichtige „Unterredung über die tschechische Sprache“ aufgenommen, hier erstmals auf Deutsch.¹⁵ Jungmanns Text, der als Rollengespräch konzipiert ist, wendet sich gegen die Assimilanten, die sich an die deutsche Kultur und Sprache anpassen (1. Gespräch), sowie gegen den Kosmopolitismus (2. Gespräch).¹⁶ So trifft im ersten Gespräch Veleslavín auf einen Tschechen, der in seiner Muttersprache lediglich radebrechen kann, ja der sich des Gebrauchs des Tschechischen gar schämt, was selbst den hinzutretenden Deutschen zu dem Vorwurf veranlasst, sich doch den Aufstieg der deutschen Kultur und Sprache seit dem 18. Jahrhundert zum Vorbild zu nehmen. Schließlich lebe das tschechische Volk, „und seine Sprache ist noch nicht ganz zugrunde gegangen“.¹⁷ Die beiden Protagonisten des zweiten Gesprächs, Slavomil und Protiwa, vertreten nach Jungmann die zwei – antagonistisch gedeuteten – Positionen, die den Tschechen 1806 als Alternativen zur Verfügung standen: Germanisierung versus nationale Identifikation. Slavomil, der das Slawische Liebende, beklagt sich über den Mangel an Patriotismus und wendet sich gegen die von Protiwa, dem Widersacher, behauptete Möglichkeit einer tschechischen nationalen Identität auch ohne Muttersprache. „Ein Volk lebt, solange seine teure Muttersprache lebt.“¹⁸ Dieses sprachnationale Bekenntnis basiert auf der idealen Einheit von Sprache, Nation und Vaterland:

Hat nicht jedes Volk seine eigene Erfahrung und Kultur? Und ist die Sprache nicht wie ein großer Speicher aller Kunst und allen menschlichen Wissens, das wie Familienbesitz mit ihr

¹⁴ *Ebenda* 593.

¹⁵ Jungmann, Josef: Unterredung über die tschechische Sprache. In: *Ebenda* 203–248.

¹⁶ Patočka weist darauf hin, dass Jungmann sich in dem ersten Gespräch mit dem Typus des ‚sprachlichen‘ Renegaten auseinandersetzt, „der, obwohl er sich als Tscheche versteht, nicht tschechisch spricht und der ein Produkt der Aufklärung auf dem Boden des Landes-patriotismus war [...]. Nicht die Deutschen greift Jungmann an, vielmehr den Landes-patrioten deutscher Zunge.“ Siehe Patočka, Jan: Das Dilemma in unserem Nationalprogramm. Jungmann und Bolzano. In: Schriften zur tschechischen Kultur und Geschichte. Stuttgart 1992, 223–236, hier 229. – In dem zweiten Gespräch wendet sich Jungmann gegen den Kosmopolitismus, „[...] der keinen Sinn für den sprachlichen Begriff der Nation hat; da ihm die Nation ein territorialer Begriff ist, begreift er nicht, daß Vaterlandsliebe die Liebe zur Sprachgemeinschaft bedeutet.“ *Ebenda* 229.

¹⁷ Jungmann: Unterredung über die tschechische Sprache 211 (vgl. Anm. 15).

¹⁸ *Ebenda* 221.

vom Vater auf den Sohn kommt. Was noch? Die Sprache ist die vorzüglichste Philosophie, dem jeweiligen Landstrich, seinen Sitten, seinem Denken, seinen Neigungen und den tausend Eigenheiten eines jeden Volkes angepaßt; daher gibt sie, wie jede Ursache sich in der Wirkung spiegelt, in ihrem Bau, Klang und Charakter das sicherste und wahrste Bild des Volkes selbst, von seinem Ursprung, seiner Entwicklung zur Gemeinschaft, seiner Kultur, seinem Charakter, seinen Sitten, so daß das ganze Volk gleichsam in seiner Sprache lebt und sie als Zeichen und Beweis für seine Individualität anführt.¹⁹

Protiwa dagegen hält die tschechische Nationalität für etwas Fragwürdiges, die Tschechen könnten glücklich sein, wenn sie deutsch sprächen, so Protiwa: „doch was, sagt bitte, liegt daran, ob sie nun Tschechen oder Deutsche sind, wenn sie nur glücklich sind [...]“.²⁰ Als Gegenentwurf zu Jungmann können die Texte von Bolzano, aber auch von Augustin Smetana verstanden werden, die beide in einer bohemistischen Tradition stehen. Propagiert Jungmann die Gleichsetzung von Sprache, Nation und Vaterland, so greift Bernard Bolzano²¹ auf eine territoriale bzw. staatliche Deutung von Nation zurück.

Im Sprachbegriff Jungmanns [...] ist der einzelne Sprecher nicht so sehr Bürger als [...] Volksgenosse, der so spricht, wie sein Volk will; und die Gemeinschaft, in der er verschwindet und aus der er wieder auftaucht, will nicht so sehr Erkenntnis im Streben nach Glück als Erkenntnis ihrer selbst als Volk, das in einem stetigen Geburtsprozess nach dem Ausdruck seines Wesens strebt. [...] Für Bolzano hat die Sprache, die auf Konvention beruht, eine vor allem referentielle [...] Funktion. [...] Für Jungmann hat die Sprache, auf der Kraft der Schöpfung und der Natur beruhend, vor allem eine expressive oder kreative Funktion und ist deshalb unersetzlich.²²

Bei Augustin Smetana, der die Geschichtsphilosophie Hegels aufgreift, kommt es ebenfalls zu einer Neuakzentuierung des deutsch-tschechischen Verhältnisses, dessen konfrontative Elemente als Chance und damit Ausdruck des gesetzmäßigen Ganges der Weltgeschichte gesehen werden.²³ Ausgehend vom Freiheitspostulat überwindet auch Smetana, wie zuvor Bolzano, die Herdersche Vorstellung von Volk und Nation als natürliche, organische Einheiten, wobei er allerdings eine Assimilation des deutschen Elementes in das slawische erwartet, in der eben gerade die Bestimmung Böhmens liege:

Hier wird die deutsche Bildung in das slawische Element aufgehen, und unbeschadet der slawischen Eigenthümlichkeit, ja modificirt durch dieselbe weiter ostwärts ausströmen. Das slawische Element wird in unserem Lande siegen über das germanische, denn jenes soll ja nur

¹⁹ *Ebenda* 221 f.

²⁰ *Ebenda* 226. – Zu der „Unterredung“ siehe auch *Drabek*, Anna: Grenzgänger zwischen Aufklärung und Frühnationalismus. In: *Bohemia* 32 (1991) 1-13. – *Loužil*, Jaromír: Jungmanns Begriff der Sprachnation und seine Gefahren. In: *Oberkofler*, Gerhard / *Zlabinger*, Eleonore (Hgg.): Ost-West-Begegnung in Österreich. Festschrift für Eduard Winter zum 80. Geburtstag. Wien 1976, 167-175.

²¹ *Bolzano*, Bernard: Über das Verhältniß der beiden Volksstämme in Böhmen. In: *Hagedorn* (Hg.): Tschechische Philosophen von Hus bis Masaryk 255-302 (vgl. Anm. 13).

²² *Demetz*, Peter: Sprachphilosophie im Nationalitätenkonflikt. Noch einmal: Patočka, Jungmann, Bolzano. In: *Transit. Europäische Revue* 21 (2001) 126-142, hier 138 f.

²³ *Smetana*, Augustin: Die Bestimmung unseres Vaterlandes Böhmen vom allgemeinen Standpunkte aufgefaßt. In: *Hagedorn* (Hg.): Tschechische Philosophen von Hus bis Masaryk 445-462 (vgl. Anm. 13).

durch dieses ausgebildet werden, um seine Mission anzutreten; [...] Hier müssen beide Nationalitäten zusammen wohnen bis zur Erfüllung ihres Schicksals, und sie werden es auch.²⁴

Allerdings erscheint im Sinne des Fortschrittsparadigmas die Frage der nationalen Identifikation als zweitrangig:

Als Ihr Böhmen noch Knechte war't, da hab't auch Ihr Slawen und Deutsche einander gehaßt als Feinde Eurer Freiheit, weil Eure despotische Regierung eine deutsche war. Weh' Euch Böhmen slawischen Stammes, die Ihr die freigewordenen Deutschen hassen wollet! [...] Weh' Euch Böhmen deutschen Stammes, die Ihr die volle Berechtigung Eurer Brüder slawischen Stammes zur vollen Gleichheit mit Euch in Allem und Jedem [...] für Uibergriffe anseht.²⁵

Ebenfalls in bohemistischer Tradition, aber unter den veränderten Voraussetzungen nach 1866/67 steht der Text des fast 80-jährigen Jan Evangelista Purkyně „Austria Polyglotta“ aus dem Jahr 1867.²⁶ Dieses idealistische Manifest propagiert die Mehrsprachigkeit, die Polyglottie, zur Lösung der nationalen Konflikte, dass „gesetzlich eingeführt und streng ausgeführt werde die Erlernung der österreichischen Hauptsprachen an den mittleren und höheren Schulen, den Realschulen und den Gymnasien.“²⁷ Purkyně erkennt in durchaus Bolzanoschem Geiste, wie wichtig es sein müsse, „dass ein Volk das andere kennen lerne und [...] es achten und lieben“,²⁸ wobei allerdings der zeitgeschichtlich anachronistische Charakter dieses Manifests in seiner illusionären Dimension sein Scheitern bedingt:

Es ist kein Zweifel, dass wenn einmal die österreichische Regierung die Durchführung der Gleichberechtigung der Landessprachen in Österreich energisch in ihre Hände nimmt, und den Widersachern ihre Ungnade zeigen wird, dass bei der Loyalität des österreichischen Volkes die Polyglottie herrlich gedeihen und die wechselseitige Liebe der Völker erblühen wird.²⁹

Deutlich pessimistischer in dieser Situation und insofern realistischer ist das „Politische Vermächtnis“ von František Palacký,³⁰ der angesichts des österreichisch-ungarischen Ausgleichs seine austroslawische und anti-russische Position aus der Zeit der Bürgerlichen Revolution einer Revision unterzieht:

Mein ehemdem vielberufenes Wort: „Wäre Oesterreich nicht, so müssten wir uns bemühen, es sobald als möglich zu schaffen“ – wurde unter der Voraussetzung, ja mit dem festen Vertrauen ausgesprochen, dass in diesem Vereine freigewordener Völker die Gerechtigkeit walten werde und solle, [...]. Wie hätte ich in jenen festlichen Tagen der erneuerten Freiheit darauf verfallen können, dass uns Slaven von den Deutschen an der Stelle des Absolutismus eines Herrschers ein weit strengerer Absolutismus, nämlich die Diktatur einer gegen uns feindselig gesinnten Race beschieden werden soll? Wie so konnte denn vorausgesehen werden, dass die gebildeten Deutschen von Freiheit und Konstitution reden, und lediglich die Herrschaft der einen über die anderen ins Werk setzen werden?³¹

²⁴ *Ebenda* 453 ff.

²⁵ *Ebenda* 458 f.

²⁶ Purkyně, Jan Evangelista: *Austria Polyglotta*. In: *Hagedorn* (Hg.): *Tschechische Philosophen von Hus bis Masaryk* 309-368 (vgl. Anm. 13).

²⁷ *Ebenda* 355.

²⁸ *Ebenda* 352.

²⁹ *Ebenda* 365.

³⁰ Palacký, František: *Palackýs politisches Vermächtnis*. In: *Hagedorn* (Hg.): *Tschechische Philosophen von Hus bis Masaryk* 373-438 (vgl. Anm. 13).

³¹ *Ebenda* 411 f.

Etwas weiter ausholen muss man bei Karel Havlíček Borovský, in dem vorliegenden Philosophenband mit dem Beitrag „Slawische Politik“ vertreten,³² von dem aber auch ein eigener Band mit vormärzlichen Schriften vorliegt, in denen er sich als ein distanzierter Beobachter der russischen Verhältnisse,³³ als ein geistvoller, Ludwig Börne verpflichteter Literaturkritiker ersten Ranges und als einer der führenden nationalliberalen Intellektuellen der Phase vor 1848/49 präsentiert. In seiner Publizistik propagierte Havlíček vor allem den Aufbau einer eigenständigen tschechischen Gesellschaft in einem austroföderalen Staat, was eine Abkehr von panslawistischen Positionen bedeutete. Havlíčeks Bekenntnis zum Austroslawismus lässt sich von den desillusionierenden Erfahrungen einer Russland-Reise 1843/44 herleiten. Eine Reise, von der er ‚als einfacher Tscheche‘ zurückkehrte, mit einer ‚geheimen Bitterkeit gegen den Namen Slawe, den hinreichende Kenntnis von Rußland und Polen verdächtig gemacht hatten‘. In seinen kritischen Essays „Bilder aus Russland“ verwirft Havlíček die Vorstellung einer slawischen Verwandtschaft, der Ausdruck Slawe diene lediglich als eine ‚rein geographische und wissenschaftliche Bezeichnung‘.

Zum grundlegenden Text des Austroslawismus avancierte Havlíčeks in den „Pražské noviny“ (Prager Zeitung) zwischen dem 15. Februar und dem 12. März 1846 publizierter Artikel „Slawe und Tscheche“, in dem vor allem der polnisch-russische Antagonismus als Beleg gegen illusorische Vorstellungen einer allslawischen Solidarität dient. Dass damit die Idee der ‚slawischen Wechselseitigkeit‘ destruiert wurde, stieß insbesondere in der Slowakei auf Kritik, wo man austroföderalen Konzepten reserviert gegenüberstand und statt dessen die Anlehnung an Russland propagierte. Für Havlíček dagegen besaßen die österreichischen Slawen angesichts der von Russland ausgehenden Bedrohung nur innerhalb des österreichischen Staatsverbandes die Chance auf eine eigenständige Entwicklung. Einer wie auch immer konzipierten slawischen Solidarität, ohnehin seit der brutalen Niederschlagung der polnischen Revolution 1830/31 obsolet, stellte Havlíček als einzig sinnvolle Alternative eine eigenständige tschechische Entwicklung innerhalb der Habsburgermonarchie entgegen. Fast schon programmatisch formulierte Havlíček dies in „Slawe und Tscheche“:

Mir sind die Ungarn lieber, die uns offen bekämpfen, als die Russen, die mit dem Judaskuß daherkommen – um uns in die Tasche zu stecken. Wir Tschechen besitzen eine tschechische Nationalität und wollen auch Tschechen bleiben, wir wollen weder germanisiert noch magyarisiert werden, wir wollen aber auch keine Russen werden; deshalb laßt uns kühl bleiben, wenn wir am Ende die Russen nicht hassen wollen.³⁴

Leider fand dieser Artikel keine Aufnahme in die vorliegende Anthologie! Havlíček hielt auch während der Revolution von 1848 an seiner Vorstellung vom

³² Havlíček, Karel: Slawische Politik. In: *Ebenda* 469-514. – Dieser Text, der 1850 im „Slovan“ (Der Slawe) erschien, wurde 1928 in Auszügen von Pavel Eisner übersetzt und liegt hier erstmals vollständig auf Deutsch vor, siehe Eisner, Pavel (Hg.): Die Tschechen. Eine Anthologie aus fünf Jahrhunderten. München 1928, 75-83.

³³ Havlíček, Karel: Polemische Schriften. Essays. Ausgewählt und mit einem Geleitwort von Peter Demetz. Aus dem Tschechischen von Minne Bley. Mit einem Nachwort von Georg J. Morawa. Stuttgart, München (DVA) 2001.

³⁴ Havlíček, Karel: Slovan a Čech [Der Slawe und der Tscheche]. In: *Pražské noviny* vom 15.2.-22.3.1846. Übersetzung Steffen Höhne.

Austroslawismus fest, so mit dem programmatischen Artikel „Unsere Fahne“, der am 19. März 1848 in den „Pražské Noviny“ erschien:

Unser Bund aber ist Österreich: Hier sind wir mit unseren slawischen Brüdern, mit Südslawen und Polen beisammen, und werden immer eine natürliche Übermacht besitzen, wogegen wir im Deutschen Bund nur ein kleines, zum Untergang verurteiltes Anhängsel wären, dazu bestimmt, vom Deutschtum überschwemmt zu werden. Möge Österreich ein völlig selbständiges, völlig unabhängiges, mächtiges Kaisertum sein: In ihm gelangen wir Slawen endlich zu Herrlichkeit; im Titel unseres Kaisers befinden sich sieben slawische Königtümer und außerdem Ungarn, wo die Slawen zwei Drittel ausmachen!³⁵

Havlíček machte sich in diesem Artikel sowohl eine staatsrechtliche Argumentation zu eigen, wie er andererseits den berühmten Brief Palackýs an das Paulskirchenparlament vorwegnahm.

In der Folge kommt es dann aber sowohl bei Palacký (Politisches Vermächtnis) als auch bei Havlíček zu einer Neubestimmung des Konzeptes der slawischen Wechselseitigkeit. In Abgrenzung von zentralistischen Positionen, nach denen „alle Slawen eine einzige Regierung, eine Sprache, eine Literatur, eine Religion und eine Verfassung“³⁶ haben müssen, definiert Havlíček die slawische Wechselseitigkeit in einem föderativen Rahmen, aber – wie auch Palacký – nicht mehr strikt anti-russisch:

Wir verstehen das Allslawentum, die slawische Wechselseitigkeit und die Einigkeit der slawischen Völker durchaus anders, und wir glauben, daß sie auf natürliche und praktische Weise anders gar nicht aufgefaßt werden kann, und zwar so, daß es zu dieser slawischen Einheit und Wechselseitigkeit keiner Einförmigkeit in religiöser noch auch in politischer Hinsicht, noch auch endlich in literarischem Betracht bedarf, sondern lediglich der gemeinsamen Unterstützung gegen die gemeinsamen Feinde, und zwar jener Unterstützung, wie die Verhältnisse sie gestatten.³⁷

Allerdings erfolgt daraus für die österreichische Politik zwingend eine Neubestimmung:

Wollte sich Österreich auf seinen wahren und sichern Vorteil verstehen und sich demgemäß verhalten, könnte es die Heimat und das liebe Vaterland von drei großen slawischen Stämmen werden, nämlich der Tschechoslawen und Jugoslawen ganz gewiß und sodann nach Wahl entweder der Polen oder der Ruthenen, je nachdem nämlich, wie es sich dieser oder jener Seite zuneigen wollte.³⁸

Havlíček plädiert also weiterhin für eine slawische Politik Österreichs, allerdings unter der Voraussetzung, dass der alte Grundsatz des *divide et impera* aufgegeben werde zugunsten von ‚Eintracht und brüderlicher Zuneigung unter den slawischen Stämmen‘, die künftig das Band zu Habsburg bilden sollten:

Eine slawische Politik in Österreich bedeutet aber nicht etwa, daß die Regierung die Absicht haben soll, alle ihre nichtslawischen Völker mit Gewalt oder List, sofort oder in Zukunft zu slawisieren, slawische Politik bedeutet soviel, daß die Regierung nach ihrer Möglichkeit über all die Bestrebungen der Slawen zur Festigung und Entfaltung ihrer nationalen Geltung för-

³⁵ Havlíček: Polemische Schriften 166 f. (vgl. Anm. 33).

³⁶ Ders.: Slawische Politik 478 (vgl. Anm. 32).

³⁷ Ebenda 480.

³⁸ Ebenda 485.

dere, daß sie sie nicht hindere, sondern ihnen helfe, materiell und geistig mächtige Völker zu werden; und dies darum, weil aus dieser Macht ihrer Slawen eben die Regierung selbst die größte Stärke und Zeitbeständigkeit ziehen wird, denn der Vorteil der österreichischen Slawen ist es niemals, sich von Österreich loszureißen, sondern ihr Vorteil ist es vielmehr, noch andere ihrer Stammesgenossen nach Österreich zu locken [...].³⁹

Der Grundsatz austroslawischer Solidarität wird nicht verworfen, doch in seiner abgrenzenden Wirkung in Form einer Emanzipation vom Deutschtum stärker akzentuiert.

„Unser tschechischer Humanismus ist die natürliche Fortsetzung unseres Böhmisches Brüdertums“. Mit diesem Manifest Tomáš G. Masaryks, demzufolge sich der Menschlichkeitsgedanke im nationalen Ideal äußere, wird ein Fazit der bisherigen tschechischen Philosophie gegeben und zugleich eine Überleitung zum zweiten Band der „Tschechischen Philosophen“ und der Philosophie des 20. Jahrhunderts geschaffen.⁴⁰ „Der ‚tschechische Geist‘, der sich bereits im Mittelalter als eigenwillig und ketzerisch erwies, er lebt auch im 20. Jahrhundert in der Dissidenz“⁴¹ fort und dokumentiert sich in philosophischen Randgestalten, die sich vor allem über ihre Außenseiterrolle definieren. Und Außenseiter sind sie alle, der egozentrische Anarchist Ladislav Klíma mit seiner „beinahe pathologischen Hypertrophie des Intellekts“,⁴² der Don Quijote Emanuel Rádl, die Dissidenten und Chartisten Jan Patočka, Václav Havel und Karel Kosík. Die Formel vom ‚Leben in der Wahrheit‘, bei Patočka im Werk wie auch biographisch umgesetzt, von Havel gar leitmotivisch verwendet, erscheint als zentrales Movens des tschechischen philosophischen Denkens.⁴³ Beschlossen wird der Band mit einem fulminanten Essay von Karel Kosík über das Opfer (Der Jüngling und der Tod), mit dem auch das Schicksal Jan Palachs gewürdigt wird:

Der Jüngling, der wie eine Fackel aufloderte, erinnert für alle Zeiten daran, daß das Leben *nicht selbstverständlich* ist. Im Hintergrund des Todes von Sokrates oder Jan Hus stehen als begleitende Begründung ihres Opfers deren eigene Worte. Die Tat des Jünglings vom Januar 1969 hingegen ist ein Aufschrei *ohne Worte*. Der stumme, wortlose Tod verkündet weder ein politisches Programm, noch fordert er zur Buße auf, er will auch keine Anklage sein, sondern er

³⁹ *Ebenda* 486 f.

⁴⁰ *Masaryk*, Tomáš Garrigue: Ideale der Humanität. In: *Hagedorn* (Hg.): Tschechische Philosophen von Hus bis Masaryk 519-589 (vgl. Anm. 13). – *Ders.*: Tschechische Philosophen im 20. Jahrhundert: Klíma, Rádl, Patočka, Havel, Kosík. Stuttgart, München (DVA) 2002. Dieser zweite Band der „Tschechischen Philosophen“ enthält folgende Texte: *Klíma*, Ladislav: Philosophische Briefe 5-86. – *Rádl*, Emanuel: Trost der Philosophie 87-208. – *Patočka*, Jan: Die Sinnfrage in der Epoche des Nihilismus: Masaryk – Dostojewski – Kant – Nietzsche – Heidegger 209-312. – *Havel*, Václav: Politik und Gewissen 313-348. – *Kosík*, Karel: Der Jüngling und der Tod oder: Die Vieldeutigkeit des „Opfers“ 349-415.

⁴¹ *Hagedorn*, Ludger: Nachwort. In: *Ders.*: Tschechische Philosophen 593-598, hier 596 (vgl. Anm. 13).

⁴² *Fischer*, J. L.: Ladislav Klíma (22. August 1878 bis 19. April 1928). In: *Slavische Rundschau*. Berichtende und kritische Zeitschrift für das geistige Leben der slavischen Völker 1 (1929) H. 1-2, 54-58, hier 54.

⁴³ Siehe hierzu *Blaschek-Hahn*, Helga: ‚Leben in der Wahrheit‘: Betrachtungen zum Lebenswerk Jan Patočkas. In: *Bohemia* 36 (1995) 407-415. – *Hipp*, Markus: Identität und Verantwortung im Denken Václav Havels. In: *Ebenda* 298-329.

gemahnt und beschwört. Er gemahnt die Väter daran, daß sie im entscheidenden Moment versagt und ihre Pflicht nicht erfüllt haben.⁴⁴

Kosík erkennt somit in der Tat eine höhere Wahrheit, der er eine durchaus legitimatorische Funktion zuordnet:

In den *Ausnahme- und Grenzfällen* ist das Riskieren des eigenen Lebens die einzige Möglichkeit, damit das Vaterland nicht auseinanderfällt und zusammenbricht, damit sich das Volk nicht in eine gleichgültige Herde von Produzenten, Konsumenten und Dienstleistern verwandelt. Der heroische Tod beschwört und ruft zum Schwur zusammen: Er begründet eine Gemeinschaft freier Menschen. Aus ihm wird die *Gemeinde* geboren.⁴⁵

Dörfliche Lebenswelten

Von Ivan Olbracht (eigentlich Kamil Zeman), dem Sohn Antal Stašeks, wurden Erzählungen aus seiner kleinkarpatischen Zeit in die „Tschechische Bibliothek“ aufgenommen.⁴⁶ Die Darstellung der jüdischen Diaspora in Polna, einem Ort mit chasidischer Tradition, zeugt von Olbrachts Liebe zu der von der Zivilisation des Westens noch kaum berührten karpato-ukrainischen Region und ihrer jüdisch geprägten Kultur und bildet zugleich eine literarische Anknüpfung an das mütterliche Erbe. Die drei tragikomischen Erzählungen des Bandes – „Das Wunder mit Julca“, „Der Vorfall in der Mikwe“ und „Von den traurigen Augen der Hana Karadžičová“ – beschreiben eine exotische Region im eigenen Staat: die Karpato-Ukraine. Es ist ein melancholischer Blick auf ein Gebiet, in dem die Zeit stehen zu bleiben scheint, das aber doch mit der modernen Zivilisation konfrontiert wird, wie in den „Traurigen Augen der Hana Karadžičová“, gar in Form eines Kulturschocks. Hana, in Ostrava (Ostrau) mit einem abtrünnigen jüdischen Kaufmann liiert, kann bei einem Besuch im heimatlichen Dorf vom Bräutigam nur durch Waffengewalt der autochthonen, jüdisch-orthodoxen Heimat entrissen werden.

Die grundsätzliche Fremdheit zwischen der aufgeklärt-säkularen westlichen und der religiös-orthodoxen östlichen Welt erscheint unüberbrückbar, der Weg zurück bleibt Hana für immer versperrt, eine vage traurige Erinnerung an die Kindheit ist der Preis einer erfolgreichen Assimilation:

Und diese Traurigkeiten, weiten Träumereien und Spuren von Härte, in sie hineingetröpft, bleiben in ihren Augen für immer. In ihren schönen Augen, welche vielleicht einmal überkommen werden auf die Kinder der Hana Karadžičová.⁴⁷

Anders als der Kommunist Olbracht, der allerdings 1929 gemeinsam mit Jaroslav Seifert und Vladislav Vančura nach dem „Manifest der Sieben“, einem Protestaufruf gegen die von Klement Gottwald betriebene Stalinisierung der KPTsch, aus der Partei ausgeschlossen wurde, repräsentierte Jan Čep die andere, katholische Rich-

⁴⁴ *Kosík*: Der Jüngling und der Tod 382 f. (vgl. Anm. 40).

⁴⁵ *Ebenda* 383.

⁴⁶ *Olbracht*, Ivan: Die traurigen Augen. Aus dem Tschechischen von Gustav Just, August Scholtis und Markus Wirtz mit einem Nachwort von Ludger Udolph. Stuttgart, München (DVA) 2001.

⁴⁷ *Ebenda* 306.

tung der tschechischen Moderne. Diese katholischen Dichter waren nach 1948 massiver politischer Verfolgung ausgesetzt.⁴⁸ Jan Zahradníček wurde beispielsweise 1951 auf der Grundlage einer konstruierten Beschuldigung verhaftet und ein Jahr später zu 13 Jahren Gefängnis verurteilt, nach acht Jahren – kurz vor seinem Tod – entlassen und erst 1966 posthum rehabilitiert. Andere aus diesem Kreis, wie Jaroslav Durych, erhielten Publikationsverbot. Jan Čep entzog sich der drohenden Verfolgung am 15. August 1948 durch seine Flucht nach Frankreich, wo er 1974 starb. Čep gelingt es in seinen mährischen Erzählungen, das Drama menschlicher Existenz von der abgeschiedenen dörflichen Gemeinschaft bis zur Geschichtskatastrophe des 20. Jahrhunderts darzustellen. Immer wieder befasst sich Čep mit der Ambivalenz von Heimat, dem irdischen Heim als einer nur vorübergehenden Heimstatt. Denn „unser wahres Zuhause finden wir einzig in der Transzendenz.“⁴⁹

Zur Halbzeit des Editionsprojektes sei ein vorläufiges Fazit gezogen, immerhin zeichnet sich ein durchaus repräsentativer Textkanon ab, der aus einem nationalkulturellen Telos heraus als Ausdruck und Ergebnis eines emanzipatorischen Prozesses verstanden werden darf. Dies impliziert allerdings eine Historisierung des gesamten Projektes, die möglicherweise einen Hinweis auf die Gründe für die bisher nicht zufrieden stellende Resonanz beim Publikum liefert, welche sich allein aus dem generell nachlassenden Interesse an den Kulturen Osteuropas erklären lässt. Soll also die „Tschechische Bibliothek“ nicht nur sozialhistorische Relevanz besitzen, dann wäre neben dem unzweifelhaften ästhetischen Wert ihrer Texte ihre Verankerung im gesamteuropäischen Prozess nationalkultureller Emanzipation stärker hervorzuheben. Schließlich sind die böhmischen Länder, auf deren Boden bzw. in deren Geiste die hier präsentierten Texte entstanden, durch eine über die Kollársche Wechselseitigkeit weit hinausreichende Interdependenz von slawischen, deutschen, jüdischen, französischen, italienischen etc. Einflüssen geprägt. Eine Prägung, aus deren Perspektive sich eine Aktualisierung der „Tschechischen Bibliothek“ jenseits nationalkultureller Begrenzung ableiten ließe. Metaphorisch gesprochen: Könnte nicht eine Mitteleuropäisierung nationalkultureller Konzepte notwendige Relevanz liefern und neue, aktuelle Anknüpfungspunkte schaffen?

⁴⁸ Čep, Jan: *Der Mensch auf der Landstraße. Erzählungen.* Ausgewählt von Urs Heftrich. Übersetzt von Hanna und Peter Demetz und Bettina Kaibach. Mit einem Nachwort von Bettina Kaibach. Stuttgart, München (DVA) 2003.

⁴⁹ Kaibach, Bettina: Mährische Schattenspiele: Der Erzähler Jan Čep. In: *Ebenda* 275–302, hier 291 f.

„DEUTSCHE OPFER – OPFER DER DEUTSCHEN!?“
ANMERKUNGEN ZU MIGRATIONSPROZESSEN IN
DEUTSCHLAND ANHAND AUSGEWÄHLTER
PUBLIKATIONEN (TEIL 2)¹

„Flucht und Vertreibung“ – es gibt nur wenige andere zeitgeschichtliche Themen, die in ähnlicher Weise emotional aufgeladen und politisch ausgebeutet wurden. Schon allein die Verwendung der entsprechenden Begriffe scheint die sofort kritisch hinterfragte Diskursposition der Akteure zu spiegeln: Flucht, Vertreibung, Austreibung, Umsiedlung, Abschub, Aussiedlung, Transfer? Das gilt bis heute. Auch in der Bundesrepublik Deutschland. Politisierung und Ideologisierung des Themas gehörten während des Kalten Krieges zum integrativen Bestandteil des Diskurses in der Bundesrepublik Deutschland. War man dafür oder dagegen? Wofür und wogegen? Auch Historiker haben Plädoyers in Sachen ‚Vertreibung‘ geführt, zumindest erlagen neben Publizisten auch Wissenschaftler aller Couleur dem Drang zur Rechthaberei und zum Schreiben mit erhobenem Zeigefinger. Angesichts der überhitzten gegenwärtigen Diskussion um ein vom Bund der Vertriebenen (BdV) geplantes „Zentrum gegen Vertreibungen“ könnte ein in die Zukunft gerichteter Beitrag der Wissenschaft unter anderem darin bestehen, den Erinnerungs- und Deutungsraum „Flucht und Vertreibung“ zu entmoralisieren und entpolitisieren.

*Zur gegenwärtigen Popularisierung von Zwangsmigrationen
im massenmedialen Diskurs*

Mit der aktuellen Debatte um ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ hat das Reden über Flucht und Vertreibung in Deutschland erneut einen publizistischen Höhepunkt erreicht. Beinahe täglich fanden sich dazu im Sommer und Herbst 2003 entweder in regionalen und überregionalen Zeitungen, in Zeitschriften, im Radio und/oder im Fernsehen Berichte, Analysen und Stellungnahmen. Diese Debatte ist zusammen mit der teilweise parallel laufenden Diskussion um deutsche Kriegsgefangene und Bombenopfer Teil einer größeren massenmedialen ‚Erinnerungsoffensive‘, die 2001 mit den beiden TV-Produktionen von ARD und ZDF einen ersten Höhepunkt erreichte. Den mehrteiligen Ausstrahlungen folgte Anfang 2002 eine ausführliche Debatte im politischen Feuilleton um das die Vertreibung thematisierende Buch „Im Krebsgang“ von Günther Grass sowie um die Beneš-Dekrete, nachdem provokante Interview-Äußerungen des damaligen tschechischen Minister-

¹ Dieser Beitrag knüpft an den folgenden Aufsatz an: Franzen, K. Erik: Eine vergessene Perspektive? Anmerkungen zu Migrationsprozessen in Deutschland anhand ausgewählter Publikationen. In: Bohemia 41 (2000) 393-401.

präsidenten Miloš Zeman eine Lawine kritischer Meinungsäußerungen losgetreten hatten. Ein Trend ließ sich bereits frühzeitig spüren: Unter Verweis auf die bisherigen Diskussionen um den Nationalsozialismus wurde innerhalb dieses Opferdiskurses der Vorwurf konstruiert, die Leiderfahrungen deutscher Opfer seien in der Geschichte Deutschlands zu wenig berücksichtigt oder gar tabuisiert worden, demgemäß sei es endlich an der Zeit, auch der eigenen Opfer zu gedenken. Dass ein solcher Vorwurf so allgemein nicht haltbar ist, zeigt schon ein oberflächlicher Blick auf den Umgang mit „Flucht und Vertreibung“ in der Bundesrepublik Deutschland seit 1945: Immer wieder – wenn auch historischen Konjunkturschwankungen unterworfen – manifestierte sich der Themenkomplex auf politischer, wissenschaftlicher und literarischer Ebene: Eine ‚Erinnerungslücke‘ sucht man vergebens. Der Streit, um den es in der gegenwärtigen, mittlerweile transnationalen Debatte geht, ist ein politischer: Auf der einen Seite wird von Vertretern der Vertriebenenverbände ein zentraler Erinnerungsort der deutschen Opfer von „Flucht und Vertreibung“ in Berlin gefordert, auf der anderen Seite haben sich Befürworter eines europäisch konzipierten Erinnerungsraumes versammelt, in dem die europäischen Zwangsmigrationen des 20. Jahrhunderts aus einer internationalen Perspektive beleuchtet werden sollen.

Identitätsmanagement

Dem Übergang von der ‚Erlebnis-‘ zur ‚Bekanntnisgeneration‘ entspricht die zunehmende Bedeutung des kulturellen Gedächtnisses gegenüber dem kommunikativen Gedächtnis der Vertriebenen. Markante Ausprägungen des kulturellen Gedächtnisses, also des für das Selbstbild einer Gruppe über die Generationen hinweg wichtigen Speichergedächtnisses – zum Beispiel in Form von Wiedergebrauchstexten, Denkmälern, Ritualen oder Gedenktagen – fanden sich jedoch bereits sehr früh nach der Vertreibung; neben den Hunderten von Mahnmalen und Heimattuben sei an dieser Stelle besonders auf die identitätsbildenden, jährlichen Heimattage und die Patenschaften deutscher Städte, Gemeinden und Bundesländer verwiesen. Das kulturelle ist ein politisches Gedächtnis. Wenn Peter Glotz in seinem Buch „Die Vertreibung. Böhmen als Lehrstück“ behauptet, sein Werk sei kein historisches, sondern ein politisches, verweist er damit gleich zu Beginn auf den entscheidenden Entstehungskontext: Glotz ist neben Erika Steinbach der zweite Initiator des „Zentrums gegen Vertreibungen“. Das Buch zum „Zentrum“? Irgendwie schon.

Kann man die konflikthafte böhmische Geschichte nach 1848 wirklich nur als „Prozess der Verfeindung“ erklären? Zu wenig ist zu lesen von Spielräumen und Visionen friedlichen Zusammenlebens, von der Darstellung der vorhandenen Loyalitäten im gesellschaftspolitischen Miteinander. Verbarg sich nicht hinter einer manchmal ethnisch angemalten Diskursmaske auch einfach Machtpolitik? Welche Bedeutung besaßen religiöse Motive in der Auseinandersetzung?

So verdienstvoll es ist, den Finger in die Wunden aller Protagonisten zu legen, die absurden und menschenverachtenden Weltbilder und Wahnideen im 19. und 20. Jahrhundert aufzuzeigen, die schließlich das Scheitern der Verständigung zwischen den Nachbarn zur Folge hatten und viele Menschenleben kosteten, so fragwürdig gestaltet sich Glotz' methodischer Zugang: Gedanken, Absichten und

Politik der großen Männer. Innovativ ist das nicht unbedingt. Wo bleiben zum Beispiel die ‚ganz normalen Männer‘?

Die mittlerweile gefährdete oder gar schon verlorene Deutungshoheit in der gegenwärtigen Auseinandersetzung soll durch diese Publikation gewahrt bleiben oder wiedergewonnen werden. Und genau an dieser Stelle vergibt Glotz eine große Chance. Statt das Thema Flucht und Vertreibung in seine elementaren transnationalen Zusammenhänge einzuordnen, es vergleichend zu hinterfragen, führt er uns lediglich ein deutsch-tschechisches Drama vor. In einem Aspekt ähnelt der Aufbau seines Buches damit dem stark kritisierten Konzept der Stiftung: Wenn man auf zweihundertdreißig Seiten Geschichte vorwiegend national durchzudeklinieren versucht und dann den Fall Böhmen in einem zehnteiligen Epilog als beispielhaft für weitere europäische Migrationsprozesse wertet, ohne Belege für diese gewagte und letztlich auch so nicht haltbare These zu liefern, bleibt ein schaler Nachgeschmack. Und warum hört Glotz mit dem Jahr 1945 auf? Ein politischer Schachzug?

Nur mehr eine Chiffre? Die Beneš-Dekrete

Die Diskussion um die Beneš-Dekrete hat seit dem Jahr 2001 mit ungeheurer Wucht Eingang in die deutsch-tschechischen Beziehungen gefunden. Die Art und Weise des Aufbrechens alter Wunden unter schon fast verloren geglaubten nationalen Vorzeichen hat viele Beobachter und Teilnehmer des immer noch schwierigen Verständigungsprozesses zwischen Deutschen, Sudetendeutschen und Tschechen jedoch nachhaltig verstört. Vielleicht war es an der Zeit, endlich auch über die „Dekrete des Präsidenten der Republik“ zu reden, aber dass sich in der europäisch geführten Debatte, die mehrere Diskursebenen berührte, ein derartiger Nachholbedarf über die historischen und politischen Kontexte offenbarte, war erstaunlich. Noch heute – und das nur als Beispiel – gerät manchen Akteuren gelegentlich die Zahl der verabschiedeten Dekrete durcheinander. Inzwischen hat sich die Anzahl juristischer und geschichtswissenschaftlicher Studien auf deutscher und tschechischer Seite zum Thema Beneš-Dekrete deutlich vermehrt.² Trotzdem zeigen die anhaltenden Auseinandersetzungen im internationalen Wissenschaftsgefüge, in der Presse und in der Politik, dass immer noch Aufklärungsbedarf besteht. In der breiten Öffentlichkeit ist das Thema noch nicht angekommen. Erfreut nimmt man also das Buch von Niklas Perzi in die Hand: „Die Beneš-Dekrete. Eine europäische Tragödie“. Um es gleich nach dem Studieren des Inhaltsverzeichnisses erschrocken beiseite zu legen. Etikettenschwindel, denn Perzi geht es gar nicht um die Dekrete selbst. Der Autor begreift sie nämlich als „Chiffre für die deutsch-tschechischen

² Besonders erfreulich ist in diesem Zusammenhang das Erscheinen einer zweisprachigen, kommentierten Edition der Dekrete und Gesetze, von denen die in der Tschechoslowakei lebenden Deutschen und Magyaren betroffen waren. Jech, Karel / Kukulík, Jan jr. / Mikule, Vladimír (Hgg.): Němci a Maďari v dekretach prezidenta Republiky. Studie a dokumenty 1940-1945 / Die Deutschen und Magyaren in den Dekreten des Präsidenten der Republik. Studien und Dokumente 1940-1945. Přeložili Jan Hon, Wilfrid Antusch, Eva Hošková. Praha 2003.

Beziehungen in den Böhmisches Ländern“. Wo fängt man da zu erzählen an? Richtig, mit den Hussiten könnte man durchaus beginnen.

Ein Exkurs zur böhmischen Geschichte auf 365 Seiten. Perzi will vor allem bereits erbrachte Forschungsergebnisse vermitteln, was ihm zum Teil auch eindrucksvoll gelingt. Die einzelnen Stränge sind meist gut erzählt und leicht nachvollziehbar. Die Perspektive des Autors in dem doch recht zerfurchten Diskussionsgelände kommt zudem im Großen und Ganzen ausgewogen daher: Perzi will beiden Sichtweisen auf die böhmische Geschichte gerecht werden. An den Stellen, an denen er jedoch unvermeidbare eigene Einbettungen und Interpretationen liefern muss, überwiegt die Kritik an der tschechischen Tradition der Geschichtsdeutung.

Wäre es nicht eine großartige Chance gewesen, sich intensiver mit den Dekreten, ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer diskursiven Instrumentalisierung auseinander zu setzen? Perzi hinterfragt leider nur in Ansätzen, wie die Beneš-Dekrete zu einer Chiffre der deutsch-sudetendeutsch-tschechischen Beziehungen werden konnten, wer ein Interesse daran haben könnte und wie man dem Dilemma entgegen sollte. Denn dass die historische und politische Aufladung der zunächst provisorischen Rechtsnormen selbst ein wichtiger Grund für die gegenwärtigen Belastungen im europäischen Nachbarschaftsgefüge sind, kann kaum von der Hand gewiesen werden. Trägt Perzi mit der Anlage seines Werkes zu dieser gefährlichen Aufladung bei?

Das Beispiel Celle: Der regionale Blickwinkel

Ganz anders als die Bücher von Glotz und Perzi nähert sich der Sammelband „Zwischen Heimat und Zuhause“ der Problematik von „Flucht und Vertreibung“. Es geht erstens nicht mehr um den deutsch-tschechischen Aspekt. Zweitens setzen die einzelnen Untersuchungen nach 1945 ein und berücksichtigen damit vor allem den konflikthafter Integrationsprozess von Zuwanderern und Alteingesessenen. Und drittens wird als Ausgangsposition fast aller Beiträge ein regionaler Bezugspunkt gewählt: der niedersächsische Landkreis Celle in der Lüneburger Heide.

„Flucht und Vertreibung“ als Tabuthema in der Bundesrepublik Deutschland? Welche Rolle spielte der Integrationsprozess in der neu formierten Gesellschaft, wie spiegelte sich der Zwangsmigrationsvorgang auf den verschiedenen diskursiven Ebenen wider? Welche Funktion besaß das Reden über „Flucht und Vertreibung“ für die verschiedenen Akteure? Mit einer spürbaren Lust deklinieren die jeweiligen Autoren mit unterschiedlichen methodischen Ansätzen die verschiedenen Aspekte der Eingliederung der Vertriebenen durch: Einmal geht es um die Funktion des sozialen Wohnungsbaus, dann werden mentalitätsgeschichtliche Gesichtspunkte anhand von Äußerungen vertriebener Gymnasiasten über ihren Heimatverlust gestreift. Ein komparativer biographischer Ansatz widmet sich zwei bedeutenden Flüchtlingspolitikern der frühen Nachkriegszeit, Erich Schellhaus und Heinrich Albertz. Ein Schwerpunkt liegt zudem in der Betrachtung des Niederschlags von „Flucht und Vertreibung“ im kulturellen Gedächtnis: Das Flüchtlingsbild im deutschen Nachkriegsfilm („Grün ist die Heide“) wird ebenso skizziert wie das von Arno Schmidt, einem der bedeutendsten deutschen Nachkriegsschriftsteller; die Heimatgeschichtsschreibung am Beispiel von Celler Dorfchroniken wird genauso analysiert wie die

Erinnerung an „Flucht und Vertreibung“ im öffentlichen Raum anhand von Denkmälern und Gedenksteinen.

Die Flüchtlinge und Vertriebenen wurden zwar teilweise entschädigt und hatten einen erheblichen Anteil an der Schaffung des Wirtschaftswunders, von dem sie ebenfalls dauerhaft profitierten. Ihre Aufnahme in der Bundesrepublik brachte jedoch zahlreiche Hindernisse mit sich. Am problematischsten muss in dieser Hinsicht wohl die politische Instrumentalisierung der Lebensgeschichten der oft als fremd klassifizierten Neuankömmlinge angesehen werden. Ihr Schicksal? Einerseits von der politischen Elite offiziell alimentiert, aber sukzessive in den musealen Raum abgeschoben und andererseits von der Vertriebenenlobby für deren rückwärtsgewandte Entschädigungspolitik ausgenutzt zu werden. Schmerz und Verlust fanden keinen Raum mehr, außer im Schweigen vieler Betroffener, wie der Band anschaulich zeigt. Vielleicht ist dies einer der Gründe dafür, dass die Rückkehr der deutschen Opfererinnerung zur Zeit soviel Zündstoff bietet.

Der Nachkrieg als historisches Setting eines synchronen Vergleichs

Im Zentrum der Nachkriegsgesellschaft stand die Zerstörung durch den Zweiten Weltkrieg, standen Leid und die Opfer. Um deren Anerkennung, Entschädigung und um die Deutung der Krisenjahre der Deutschen entbrannte schnell ein gesellschaftlicher und politischer Streit, der für das Selbstverständnis der Deutschen und für die Konstruktion Westdeutschlands von enormer Bedeutung war. Klaus Naumann, der Herausgeber des Sammelbandes „Nachkrieg in Deutschland“, verdeutlicht in seiner Einleitung, dass dabei lange Zeit die Leidenskonkurrenz von deutschen und nicht-deutschen Opfern der konstituierende Bezug bundesdeutscher Selbstsuche war: So wiege z. B. für die einen das erfahrene Leid der Vertriebenen die von Deutschen begangenen Gewalttaten auf, während andere ausgesprochen oder unausgesprochen forderten, das Leid der Vertriebenen habe eben angesichts dieser Untaten zurückzustehen.

Der Erinnerungsort „Flucht und Vertreibung“ steht in dem vom Hamburger Institut für Sozialforschung herausgegebenen Band in direkter Nachbarschaft zu weiteren Topoi erfolgter oder verdrängter kollektiver und individueller Memorierung in Deutschland. Der überaus ergiebige, weil neuartige Vergleich bundesdeutscher Opferkulturen schließt dabei die Thematisierung von Kriegsgefangenschaft bzw. Kriegsheimkehrern ebenso ein wie die Betrachtung der Bombardierung deutscher Städte, der Veteranenkultur in der Bundesrepublik und der Massenvergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkrieges.

Die verschiedenen Beiträge mit ihren durchaus unterschiedlichen Blickrichtungen eint ihre Bezugnahme auf den Nachkrieg als einem Bedeutungsraum, der seine nachhaltige Imprägnierung durch die vorangegangene massive Gewalt erhalten habe. Zudem lässt sich der Sammelband als ein Plädoyer für die Fokussierung auf „das empirische Subjekt erfahrener, erlittener und ausgeübter Gewalt“ (S. 21) lesen. Damit in einem engen Zusammenhang steht das bereits oben gestreifte Motiv für die aktuelle ‚Erinnerungsoffensive‘ in Deutschland: Ein kennzeichnendes Merkmal fast aller hier angedeuteten Orte deutscher Leiderfahrungen ist die „gespaltene Erinne-

rung“. Dahinter verbirgt sich die Tatsache, dass es zwar einen breiten öffentlichen, national geprägten Opferdiskurs gegeben hat, das individuelle Erinnern hingegen viele Jahrzehnte in der Öffentlichkeit ausgeblendet worden ist und sich entweder Neben-Öffentlichkeiten suchen musste oder – wie bei den vergewaltigten Frauen – fast gänzlich in den privaten Raum abgeschoben wurde.

Der Blick nach oben: Vertreibung und Elitenforschung

Einen zusätzlichen Reiz bietet die Frage nach der Schnittmenge von Flüchtlings- und Elitenforschung. Wie groß war diese Schnittmenge? Flüchtlinge und Vertriebene spielten und spielen in der zeithistorischen Elitenforschung eine sehr geringe Rolle, da sich das Interesse der Wissenschaftler entlang der Integrationsprozesse bewegte, die – wenn sie überhaupt in den Fokus der Analyse rückten – zunehmend als soziale Abstiegsphänomene interpretiert wurden. Deshalb ist es ein Verdienst des von Günther Schulz herausgegebenen Sammelbandes „Vertriebene Eliten“, die oben skizzierte Schnittmenge ein wenig zu vergrößern. Neben Beiträge zu dem in der Elitenforschung schon länger etablierten Bereich des Nationalsozialismus treten nun also vorsichtige Ansätze, die das Phänomen der Eliten der Vertriebenen in der SBZ/DDR und der Bundesrepublik Deutschland umreißen.

Im Hinblick auf die neuen administrativen Eliten in der SBZ und in der Frühzeit der DDR bis 1955 kommt Michael Schwartz zu dem Ergebnis, dass die beruflichen Chancen für Vertriebene im öffentlichen Dienst der SBZ/DDR wesentlich günstiger waren als in der BRD. Dies sei zum einen auf einen größeren Personalbedarf im Zuge einer Überbürokratisierung zurückzuführen. Zum anderen seien die Verwaltungsapparate im Verlauf der Entnazifizierung und anderer Säuberungsprozesse wesentlich gründlicher als in der Bundesrepublik umgestaltet worden. Ein weiterer spannender Befund: Die Sudetendeutschen waren nach Ansicht von Schwartz „quantitativ und qualitativ sehr viel besser in den dortigen öffentlichen Dienst integriert“ (S. 195 f.) als der mehrheitsgebende Rest der ostdeutschen Vertriebenen. Neben dem höheren Ausbildungsgrad spielten die Antifa-Umsiedler hierfür die ausschlaggebende Rolle: Nach ihrer privilegierten Übersiedlung bildeten sie nicht nur eine verlässliche Kaderreserve, sondern fungierten zusätzlich als Kontrollelement in Bezug auf NS-belastete Landsleute.

Lange Zeit hielt sich in der Bundesrepublik der Vorwurf aus dem Milieu der Vertriebenen, sie seien bei der Vergabe von einflussreichen Positionen in der Bundespolitik beziehungsweise innerhalb der Bundesverwaltung benachteiligt worden. Mathias Beer kommt in seinem „Problemaufriss“ (S. 199) titulierten Beitrag zu Vertreibung und politisch-administrativer Elite in der Bundesrepublik Deutschland im Untersuchungszeitraum bis Ende der sechziger Jahre jedoch zu einem gegenläufigen Ergebnis. Nicht nur im Bundesvertriebenenministerium waren die Vertriebenen im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil überrepräsentiert – „ein klassisches Beispiel von verbandspolitischer Ämterpatronage“ (S. 217). In fast allen anderen Bundesbehörden respektive Bundesministerien stellten die Flüchtlinge und Vertriebenen in quantitativer Hinsicht einen überproportional hohen Anteil an Beamten und Angestellten. Von einer Benachteiligung kann auf diesem Sektor also keine Rede

sein. Im Vergleich zu anderen beruflichen Schichten hat sich hier eine deutlich reibungslosere und früher einsetzende Eingliederung vollzogen. Korrespondierte mit dem zahlenmäßig hohen Einfluss der Vertriebenen auch eine qualitativ gesteigerte Einwirkung auf politische Entscheidungsprozesse? Breite, datengesicherte Studien liegen zu diesem Aspekt nicht vor. Aber es lässt sich konstatieren, dass z. B. nicht jeder Beamte aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten eine ausgeprägte Vertriebenenidentität als Ausgangspunkt seiner politischen und verwaltungstechnischen Arbeit angesehen hat. Die landsmannschaftliche Diversifizierung hat wohl eher einem übergeordneten Gruppenbewusstsein als Flüchtling oder Vertriebener im Weg gestanden. Und nicht zuletzt spielte der Eingliederungsprozess, der seit Gründung der Bundesrepublik assimilatorischem Druck ausgesetzt war, eine Rolle: Eine große Gruppe von Angehörigen aus Vertriebenenfamilien – gerade in der zweiten und dritten Generation – fühlte sich z. B. immer mehr als Bayer und immer weniger als Schlesier.

Familienforschung und Alltagserfahrungen

Wenn auf die Vertriebenen in lebensgeschichtlicher Ausrichtung geblickt wird, steht zumeist die Beobachtung von Einzelschicksalen im Mittelpunkt der Untersuchungen. Dabei kristallisiert sich sehr schnell die Rolle der Frauen beziehungsweise der Mütter während des Migrations- und frühen Integrationsprozesses heraus: Dass sie die meiste Last der Notjahre tragen mussten, gehört schon länger zum Konsens biographischer Forschungsanstrengungen. Das ist die erste These von Laszlo A. Vaskovics in seinem vom Bayerischen Ministerium für Arbeit und Sozialforschung geförderten Projekt zu Flüchtlings- und Vertriebenenfamilien. Damit geht die Studie über „Gesellschaftliche Desorganisation und Familienschicksale“, die im Wesentlichen auf der Befragung von fünfhundert Zeitzeuginnen – Müttern und Töchtern – basiert, einen kleinen und konsequenten Schritt weiter als bisherige Untersuchungen. Flüchtlings- und Vertriebenenschicksale seien laut Selbstwahrnehmung und persönlicher Interpretation Familienschicksale und eben kein Individualisierungsprozess aus einer Notsituation, so lautet die zweite These. Und die dritte ist ein Plädoyer für die Familie als Keimzelle der Gesellschaft. Bei der Bewältigung des schwierigen Schicksals während der Vertreibung und des langen Eingliederungsprozesses habe die Familie als Solidargemeinschaft eine herausragende Rolle gespielt. Alle drei Thesen werden im Lauf der Untersuchung verifiziert.

Schon die Hälfte aller befragten Familien war in der Folge der Kriegereignisse vor der Zwangswanderung nicht mehr vollständig. Das Fehlen der Männer haben die Frauen kompensieren müssen, deren bisherige Rolle als „Familienmanagerin“ ihnen dabei zugute gekommen sei. Strohalm in bitteren Zeiten: Der Familienzusammenhalt erwies sich in der existentiellen Phase als sehr stark ausgeprägt, der Kreis der Familie wuchs schnell über die Grenzen der Kernfamilie hinaus, nähere und entferntere Verwandte ergänzten oftmals für einen längeren Zeitraum den Solidarkitt. Auch die Kinder trugen durch ihre Funktion als Kontaktpersonen zu anderen Familien erheblich zur sozialen Integration bei.

Vaskovics hebt besonders die „Flexibilität und Elastizität“ (S. 196) der Familienstruktur hervor. Der raschen Anpassungsfähigkeit in der Krisensituation folgte nach

dem Wegfall der ungünstigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Rückkehr zu den Strukturen der Vorkriegszeit: Ob die explizit damit gemeinte Remaskulinisierung der Vertriebenenfamilien nach der Rückkehr der Männer durch die Rückkehr zur klassischen Rollenverteilung als positiv gewertet werden mag oder nicht, sei dahingestellt. Für Vaskovics liegt in der enormen Anpassungsfähigkeit des leistungsfähigen gesellschaftlichen Subsystems Familie jedenfalls das Geheimnis ihrer Eigenschaft als Überlebensmodell – bei allen Bruchlinien.

Dem Erinnern kommt im Rahmen der notwendigen Selbstvergewisserung in der neuen Heimat eine zentrale Bedeutung zu. Um den aus der Heimat mitgebrachten Vorrat an Bildern, die nicht selten durch ihre Funktion als Leitsymbole ikonenhaften Status erhielten, geht es in einem Tagungsband des Johannes-Künzig-Instituts.³ Darin kommt unter anderem auch das Zeichensetzen und Erinnern von Flüchtlingsfamilien zur Sprache, hinzu treten Beiträge zur Erinnerungspolitik von Vertriebenenverbänden, zur sudetendeutschen Lyrik der neunziger Jahre sowie eine Interpretation des Kults um St. Hedwig von Schlesien. Maruška Svašek geht es in ihrem Artikel zur „Dynamik der erinnerten und (wieder-)erfahrenen Emotion“ um die Konstruktion und Instrumentalisierung der Erinnerung von Sudetendeutschen zu politischen Zwecken. Damit betrachtet Svašek die Schnittstelle zwischen individueller und kollektiver Identitätsaneignung oder Identitätszuschreibung, der auch im aktuellen Vertriebenen Diskurs eine große Bedeutung zukommt. Immer noch – so die erstaunte Autorin – litten Sudetendeutsche emotional unter Vertreibungs-erfahrungen und Heimatverlust. Ihre Antwort auf die Frage nach dem Warum ergibt sich durch ihre Fragerichtung: Ihr geht es um eine Analyse des „Gefühlsmanagements“ (S. 59) der Vertriebenen. Allerdings bleibt ihre genaue Herangehensweise im Dunkeln. Sind es zufällige Interviews mit Sudetendeutschen an drei Sudetendeutschen Tagen Ende der neunziger Jahre, die als Hauptquelle dienen? Deshalb bleiben ihre vorsichtig formulierten Ergebnisse eher auf dem Stand von sehr interessanten Hypothesen. So sei der Prozess des Trauerns bei den Sudetendeutschen stark von kollektiven Trauer Ritualen der Vertriebenenorganisationen geprägt worden. Außerdem hätten sich große Teile der gegenwärtigen Vertriebenenpolitiker als Mitglieder einer imaginären Erlebnisgemeinschaft „ein Trauma gewählt“ (S. 77), und die daraus resultierende Opferidentität zur politischen Forderung nach Wiedergutmachung gewendet. Womit wir wieder beim aktuellen Diskurs über Flucht und Vertreibung angelangt wären.

Von „Vertreiberstaaten“ zu EU-Mitgliedern

Aus den gelegentlich als „Vertreiberstaaten“ denunzierten Nachbarn sind schließlich Beitrittsländer geworden. Zu diesem europäischen Annäherungs- und Integrationsprozess gehört selbstverständlich auch die grundsätzliche politische Verständigung über den Umgang mit der Vergangenheit zwischen Deutschland und seinen Nachbarstaaten. War der Wissenschaft das Thema „Flucht und Vertreibung“ in der

³ Vgl. Franzen, K. Erik: Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen. In: Bohemia 42 (2001) 417-420.

zurückliegenden Auseinandersetzung um die Beneš-Dekrete und das „Zentrum gegen Vertreibungen“ aus den Händen gegliitten? Wie bereits angedeutet, hatte sich endlich ein breiter analytisch vergleichender Zugang mit europäischer Perspektive durchgesetzt, der gegen das letztlich aufrechnende Analogisieren kämpfte. Diese Fortschritte sahen nun viele der mit dem Thema vertrauten Wissenschaftler aus vielen Teilen Europas angesichts des Bundestagsbeschlusses vom Sommer 2002 und der zügigen Vorantreibung des Projekts durch die Stiftung des BdV gefährdet. Handelte es sich bei dem national orientierten Konzept der Stiftung um den Versuch der stückweisen Entkontextualisierung der Vertreibung aus kausalen historischen Zusammenhängen – besonders des Nationalsozialismus? Die Wissenschaft reagierte zeitnah und mischte sich mit Konferenzen, Publikationen, Projekten sowie mit Aufrufen direkt in den nun explosionsartig aufbrausenden öffentlichen Diskurs ein, der auch auf der politischen Ebene längst überwunden geglaubte Lagerkämpfe wieder aufbrechen lässt.

Haben wir es hier mit einer schlecht vernarbten Erinnerungswunde zu tun? Es gilt, den gegenwärtigen Trend zur deutschen Opfererinnerung kritisch zu hinterfragen. Es reicht aber nicht, ihn einfach bloß zu stigmatisieren oder unterdrücken zu wollen, seine Funktionalisierung muss untersucht werden!

Im Fall von „Flucht und Vertreibung“ kann man zur Zeit sehr anschaulich die Hinwendung zum kulturellen Gedächtnis beobachten. Das geplante „Zentrum gegen Vertreibungen“ muss auch deshalb genau beleuchtet werden, weil es sich nach derzeitigem Stand um ein Erinnerungsbild von Vertriebenenlobbyisten handelt, die sich die berechnete Frage stellen lassen müssen, welche mittel- und langfristigen Ziele sie damit verfolgen. Der Kampf um die Deutungshoheit des Themas „Flucht und Vertreibung“ ist in vollem Gange.

Besprochene Publikationen

Glötz, Peter: Die Vertreibung. Böhmen als Lehrstück. München 2003.

Perzi, Niklas: Die Beneš-Dekrete. Eine europäische Tragödie. St. Pölten, Wien, Linz 2003.

Schulze, Rainer/Rohde, Reinhard/Voss, Rainer (Hgg.): Zwischen Heimat und Zuhause. Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene in (West-) Deutschland 1945-2000. Osnabrück 2001 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landkreises Celle 6).

Naumann, Klaus (Hg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg 2001.

Schulz, Günther (Hg.): Vertriebene Eliten. Vertreibung und Verfolgung von Führungsschichten im 20. Jahrhundert. München 2001 (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit 24).

Vaskovics, Laszlo A.: Gesellschaftliche Desorganisation und Familienschicksale. Flüchtlings- und Vertriebenenfamilien des Zweiten Weltkriegs. München 2002 (Die Entwicklung Bayerns durch die Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge 9).

Fendl, Elisabeth (Hg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 4. bis 6. Juli 2001. Freiburg 2002 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts 6).

SOZIALGESCHICHTE AM INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE IN PRAG

Die Geschichte der tschechischen Gesellschaft zwischen 1945 und 1989 ist bisher noch keiner umfassenden sozialhistorischen Erforschung unterzogen worden. Zwar hatte sich bereits in den sechziger Jahren ein Team von Historikern mit sozialen Strukturen befasst, diese Arbeit konnte jedoch nach 1968, in der Zeit der so genannten ‚Normalisierung‘, nicht weitergeführt werden. Der Systemwechsel im November 1989 befreite die tschechische Geschichtswissenschaft von politischer Bevormundung, doch überwog während der neunziger Jahre in der tschechischen zeitgeschichtlichen Forschung eindeutig das Interesse an der politischen Geschichte. Soziale Aspekte kamen hier durchaus zum Tragen, so z.B. behandelte insbesondere Karel Kaplan in seinen Arbeiten die sozialen Krisen des kommunistischen Regimes. In der Wirtschaftsgeschichte war es vor allem Václav Průcha, der sich in seinen Forschungen den materiellen Problemen der Bevölkerung zuwandte. Für gewöhnlich wurde aber der Bereich des Sozialen auf die staatliche Wirtschaftspolitik und deren Folgen für die Entwicklung der materiellen Lebensbedingungen der Bevölkerung reduziert. Somit blieben die Schlüsselfragen einer weitergefassten Sozialgeschichte bisher am Rande des Interesses der tschechischen Historiker.

Den Ausgangspunkt des hier vorgestellten Forschungsprojektes zur Gesellschaftsgeschichte der sozialistischen Tschechoslowakei am Prager Ústav pro soudobé dějiny (Institut für Zeitgeschichte, ÚSD) bilden einige methodologische Probleme, die dem Konzept und der Praxis von Sozialgeschichte inhärent sind. Sozialgeschichte darf sich nicht allein auf die Untersuchung von staatlicher Sozialpolitik oder der sozialen Probleme einer Gesellschaft beschränken. Nicht weniger wichtig ist die Erforschung der Haltung und des Verhaltens der Bevölkerung sowie der Wirkung, die davon auf das Handeln des politischen Zentrums ausgeht.

Unter dem Begriff der ‚Gesellschaftsgeschichte‘ verstehen wir eine erweiterte Sozialgeschichte, die schon alleine deswegen für die Analyse des ‚kommunistischen‘ Systems der Tschechoslowakei unabdingbar ist, weil der Staatssozialismus von Anfang an mit dem Versprechen sozialer Gerechtigkeit verbunden gewesen war. Die Staatsführung sah sich daher zu allen Zeit mit der Erwartung der Bevölkerung konfrontiert, die Ideale zu erfüllen, die sie auf ihrem Weg zur Macht propagiert hatte.

Unsere Forschungen, die im Jahr 2003 begannen und von der Grantová Agentura ČR (dem staatlichen Stipendienfonds der Tschechischen Republik) finanziert werden, gehen von den folgenden Fragestellungen aus: Unter welchen Bedingungen und in welcher Situation konnte die Regierung eine Politik durchführen, die zur Stagnation, ja sogar zu einer deutlichen Verschlechterung der Lebensbedingungen eines großen Teils der Bevölkerung führte? In welchem Umfang überblickte die Staatsführung bei der Ausübung ihres Entscheidungsmonopols die Bedürfnisse und die Haltungen, die in der Bevölkerung herrschten? In welche Richtung veränderten sich unter dem Einfluss des Systemwandels die Einkommensverhältnisse und die

sozialen Strukturen und damit auch die Werte und Haltungen der verschiedenen sozialen Schichten und Gruppen? Wie reagierte die Staats- und Parteiführung auf die Ursachen der sozialen Krise? Wie lässt sich der Wechsel zwischen Phasen, in denen Konflikte und Repression dominierten, mit Zeiten des Kompromisses und der stillen Abkommen zwischen dem Machtzentrum und einem großen Teil der Bevölkerung erklären? Wie und in welchem Maß wurde die Sozialpolitik zur Kontrolle der Gesellschaft und zum Erhalt einer relativen Stabilität des Systems eingesetzt? Auf welche Art und Weise mobilisierte das Regime Zustimmung, wie setzte es Repression und Kompromisse ein, in welcher Form wurde die Gewährleistung sozialer Sicherheit in der sozialistischen Tschechoslowakei differenziert? Wie wurden ausgewählten Gruppen der Gesellschaft Angebote zur höheren Bildung und qualifizierten Berufsausbildung gemacht?

Die vierzig Jahre Staatssozialismus bildeten keine homogene Periode, in dieser Zeit unterlagen nicht nur die inneren und äußeren Rahmenbedingungen starken Veränderungen, auch die Wirtschafts- und Sozialpolitik und nicht zuletzt die sozialen Beziehungen innerhalb der Gesellschaft durchliefen mehrfache Veränderungsprozesse. Es gab sogar Zeiten, in der zwischen der Gesellschaft und der Regierung ein Konsens bestand – und zwar während der ersten beiden Nachkriegsjahre und im Jahr 1968. Es gab Perioden scharfer Konflikte, wie die fünfziger Jahre, und Zeiten, in denen Repression und Kompromisse zusammengingen, wie während der so genannten Normalisierung nach 1968/69.

Einen weiteren wichtigen Aspekt unserer Forschung werden die internationalen Zusammenhänge darstellen, in deren Kontext die tschechoslowakische Entwicklung zu sehen ist. Ein Zugang zu unserem Forschungsfeld wird der Vergleich der zentralen Parameter des Sozialsystems der Tschechoslowakei mit denen anderer ausgewählter Länder bilden. Ein detailliertes Bildes der Gesellschaft der sozialistischen Tschechoslowakei kann eine wichtige Grundlage für die weitere Erforschung des Sozialismus in Ostmitteleuropa liefern. Schließlich war die Tschechoslowakei eines der wenigen industriell entwickelten Länder, in denen das sozialistische Experiment umgesetzt wurde.

Das Projekt wird der gängigen Periodisierung der Zeit zwischen 1945 und 1989 folgen. Auch wenn die Jahre von 1945 bis zur kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 nicht explizit zu der sozialistischen Geschichte gerechnet werden können, lässt sich doch die Entwicklung seit dem ‚siegreichen Februar‘ nicht ohne die Erforschung der Erwartungen und Haltungen, die in der Bevölkerung während der ersten Nachkriegsjahre herrschten, verstehen. In vielen europäischen Staaten war man nach dem Zweiten Weltkrieg davon überzeugt, dass eine Entschärfung des Kapitalismus durch stärkere staatliche Kontrolle die Verhältnisse sozialer und humaner machen würde. Allerdings zogen die Politik der kommunistischen Partei (KPTsch) und die Radikalisierung der Arbeiterschaft in der Tschechoslowakei Schritte nach sich, die den ökonomischen Möglichkeiten des Landes nicht entsprachen. Die folgende Eskalation sozialer Konflikte führte im Februar 1948 schließlich zur Vernichtung des Pluralismus.

Eine zentrale Etappe für unsere Forschung sind die sozialen Veränderungen in der tschechoslowakischen Gesellschaft nach dem Jahr 1948: die Zuspitzung der

Konflikte zwischen den Bürgern und der Monopolmacht, die Einführung einer engmaschigen Kontrolle über die Gesellschaft zu Beginn der fünfziger Jahre, die Beschränkung der politischen und sozialen Rechte der Menschen, offene wie verborgene Formen des Widerstandes in der Arbeiterschaft und in anderen sozialen Gruppen. An der Entwicklung der sechziger Jahre sind für unser Projekt vor allem die Befürchtungen des politischen Zentrums interessant, die der Rückgang des ökonomischen Wachstums seit Anfang des Jahrzehnts hervorrief. In diesem Zusammenhang entstand auch die Idee, die Wirtschaft zu reformieren, mit der auch eine Reform des Sozialstaates verbunden war. Ein Ziel unserer Forschungsarbeit wird es sein, diese sozialen Maßnahmen und ihre Wirksamkeit unter den Bedingungen einer Ökonomie zu beobachten und zu analysieren, die bereits Elemente einer Marktwirtschaft in sich trug. Auch gilt es, den Konsens zwischen Staatsführung und Bevölkerung zu untersuchen, der 1968 herrschte und der in der Geschichte der sozialistischen Tschechoslowakei wahrlich eine Ausnahmeerscheinung bildete. Wie äußerte er sich, von welchen Faktoren war er abhängig, wie tragfähig war er?

Besonders große Aufmerksamkeit wird in unserem Forschungsprojekt der Zeit der so genannten ‚Normalisierung‘ nach der Niederschlagung des Reformsozialismus gelten, in der sich die alt-neue Staats- und Parteiführung darum bemühte, die Kontrolle über die Gesellschaft erneut zu erlangen und abzusichern. Dafür kombinierte sie die Repression gegen die Teilnehmer der Reformbewegung und gegen die, die sich von den Ideen dieser Bewegung nicht lossagen wollten, mit sozialen Vergünstigungen für die übrige Bevölkerung. In einer Situation sich verändernder internationaler Koordinaten waren schließlich in den achtziger Jahren weitere Kompromisse zwischen der totalitären Macht und der Bevölkerung nicht aufzuhalten. Wenngleich die politischen und sozialen Rechte in den zwanzig Jahren nach 1968 beschränkt waren, vollzogen sich in dieser Zeit beträchtliche Veränderungen, die zum Teil auf den einsetzenden Generationswechsel zurückzuführen waren, zum Teil aber darüber hinausgingen und die in der Gesellschaft dominierenden Wertorientierungen grundlegend veränderten.

Das letzte Problemfeld in unserem Projekt wird schließlich der Vergleich zwischen dem System sozialer Absicherung sozialistischer Staaten mit den Sozialsystemen ausgewählter demokratischer Gesellschaften bilden. Eine zentrale Fragestellung wird dabei sein, welches Erbe der Staatssozialismus in diesem Bereich hinterlassen hat. Dazu gehören unter anderem die selbstverständliche ökonomische Aktivität von Frauen, die soziale Umverteilung in der Gesellschaft, die soziale Absicherung der Bürger sowie nicht zuletzt die Bildungsstruktur. Die Untersuchung der Entwicklung all dieser Bereiche der Gesellschaft soll dazu beitragen, das Wissen darüber zu vertiefen, wie das sozialistische System in der Tschechoslowakei funktionierte, sowie Erklärungsansätze für den Zusammenbruch dieses Systems und für den folgenden Transformationsprozess zu bieten. Es ist durchaus vorstellbar, dass diese Erkenntnisse bei der Konzeption künftiger Wirtschafts- und Sozialpolitik nützlich sein können.

Im Rahmen des Forschungsprojekts soll eine ganze Reihe von Einzelstudien der beteiligten Mitarbeiter erscheinen. Die erste Monographie, die Arbeit von Lenka Kalinová „Přísspěvek k dějinám české společnosti po druhé světové válce“ (Ein

Beitrag zur Geschichte der tschechischen Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg) ist bereits für den Druck vorbereitet. Für das kommende Jahr ist ein Kolloquium geplant, auf dem erste Forschungsergebnisse zur Diskussion gestellt werden sollen.

Der Leiter des Forschungsprojekts ist Oldřich Tůma, der Direktor des Instituts für Zeitgeschichte. Projektbearbeiter sind Karel Kaplan, Jiří Kocian, Lenka Kalinová, Milan Otáhal und Květa Jechová. An der Konzeption des Forschungsvorhabens war von Anfang an zudem Peter Heumos vom Münchner Collegium Carolinum beteiligt.

Prag

Lenka Kalinová/Květa Jechová

PLAKATE AUS THERESIENSTADT

Eine Ausstellung des Adalbert Stifter Vereins

Vom 28. Februar bis 28. März 2003 zeigte der Adalbert Stifter Verein in der Alfred Kubin Galerie des Sudetendeutschen Hauses in München die Ausstellung „Plakate aus Theresienstadt“. Bei den Exponaten handelte es sich um etwa 70 Reproduktionen von Originalzeichnungen, welche von den Häftlingen des Konzentrationslagers als Veranstaltungsplakate angefertigt wurden. Auf ihnen sind in feinen Strichen und in Schönschrift, verziert mit Abbildungen, Einladungen zu Opern- und Liederabenden, zu Theatervorstellungen, Jazz-Konzerten und Vorträgen zu sehen – ein Zeugnis der so genannten ‚Freizeitgestaltung‘ der Theresienstädter Häftlinge. Nicht zu sehen ist auf den Zeichnungen, unter welchen menschenverachtenden Umständen diese ‚Freizeit‘ vonstatten ging.

Ein Förderer dieser ‚Freizeitgestaltung‘ war der KZ-Häftling Karl Herrmann, Mitglied der jüdischen ‚Selbstverwaltung‘ und Hauswart der Hamburger Kaserne, der mit seinem Engagement vielen inhaftierten, todgeweihten Menschen die letzten Lebenswochen zumindest zeitweilig erleichterte. Er war es auch, der die Zeichnungen für die Nachwelt rettete, in dem er sie unter Lebensgefahr sammelte und aufbewahrte. Im Oktober 1944 wurde er nach Auschwitz deportiert, hatte aber das Glück, zu überleben. Als seine Frau im April 1945 aus Bergen-Belsen nach Theresienstadt verlegt wurde, fand sie hier die Sammlung ihres Mannes und brachte sie nach Prag. 1971 wurden die 551 nummerierten Blätter der Gedenkstätte Terezín übergeben, wo sie sich auch heute befinden. Während es über den tschechischen Teil der Sammlung einige wenige, teils unveröffentlichte Arbeiten gibt,¹ blieben die deutschsprachigen Plakate bislang unbeachtet. Sie wurden jetzt in München zum ersten Mal öffentlich gezeigt.

Eigentlich bestehen diese so genannten – so genannt ist eine Wendung, ohne die man bei der Darstellung dieses Themas nicht auskommt – Plakate aus billigen Papierbögen im DIN A 4 Format, also viel unansehnlicher als das, was in der Ausstellung fein gerahmt hinter Glas zu sehen war. Sie sind die sichtbare Erinnerung eines Phänomens, das im folgenden Text von Leo Strauss besonders gut veranschaulicht wird:

¹ Kolářová, Eva: Das Theresienstadt-Bild in Werken der Häftlinge 1941-1945. Ústí nad Labem 1998, 108.

Ich kenn' ein kleines Städtchen,
 Ein Städtchen ganz tip top,
 Ich kenn' es nicht beim Namen,
 Ich nenn's die Stadt „als ob“.
 Nicht alle Leute können
 in diese Stadt hinein
 Es müssen Auserwählte
 Der als-ob-Rasse sein.
 Die leben dort ihr Leben
 Als ob's ein Leben wär,
 und freu'n sich mit Gerüchten,
 als ob's die Wahrheit wär.
 Die Menschen in den Straßen,
 Die laufen im Galopp,
 Wenn man auch nichts zu tun hat,
 Tut man halt so als ob.
 Es gibt auch ein Kaffeehaus,
 Gleich dem Kaffe Europ,
 Und bei Musik und Zeitung
 Fühlt man sich dort als ob.

Und mancher ist auch manchmal
 Mit manchem ziemlich grob,
 Daheim war er kein Großer,
 Hier tut er so als ob.
 Des Morgens und des Abends
 Trinkt man als ob Kaffee
 Am Samstag, ja am Samstag,
 Da gibt's als ob Haschee.
 Man stellt sich an um Suppe,
 Als ob etwas darin,
 Und man genießt die Dorsche,
 Als ob ein Vitamin.
 Man legt sich auf den Boden,
 Als wäre das ein Bett
 Und denkt an seine Lieben,
 Als ob man Nachricht hätt.
 Man trägt das schwere Schicksal,
 Als ob es nicht so schwer,
 Und spricht von schöner Zukunft,
 Als ob es morgen wär.²

Mit dem „Als-ob“ des Liedes über Theresienstadt von Leo Strauss aus Wien, der in Auschwitz ermordet wurde, wird das Dilemma der Ausstellung bereits mehr als deutlich: Es ist schwierig, die so genannte ‚Freizeitgestaltung‘ in Theresienstadt der Jahre 1941-1945 angemessen darzustellen; gleichzeitig dem Entsetzlichen der damaligen Vorgänge und dem dennoch stattfindenden Kulturleben in einem angemessenen Ausstellungstitel Ausdruck zu verleihen. Diese Schwierigkeit hat bereits Karl Braun in seinem Aufsatz über die Bibliothek in Theresienstadt 1942-1945 beschrieben.³ Selbst der Begriff „Getto“, der im gängigen Sprachgebrauch für das Sonderlager Theresienstadt verwendet wird, müsste in Anführungszeichen gesetzt werden, da sich die Nationalsozialisten dieses Begriffs bedienten, um zu verwischen, dass es sich dabei um ein Konzentrationslager handelte. Dazu schreibt Ruth Klüger in ihren Erinnerungen:

Uns hatte man erst aus unseren Wohnungen vertrieben und in Judenhäuser gepfercht, nun sollten wir in eine jüdische Siedlung verschickt werden, daher Ghetto. So die Logik. Doch liegt auf der Hand, warum der Ausdruck unzutreffend ist. Ein Ghetto im normalen Sprachgebrauch ist kein Gefangenenlager von Verschleppten gewesen, sondern ein Stadtteil, in dem Juden wohnen. Theresienstadt hingegen war der Stall, der zum Schlachthof führte.⁴

Da sich der Begriff „Getto“ für das Theresienstädter Konzentrationslager eingebürgert hat, und von den dort inhaftierten Juden selbst verwendet wurde, soll er hier weiterhin benutzt werden, jedoch immer in Anführungszeichen gesetzt. Ebenso verhält

² Die hier zitierte Fassung ist eine von mehreren überlieferten, enthalten in der Herrmann-Sammlung der Gedenkstätte Theresienstadt PT 4088, zitiert nach *Kolářová*: Das Theresienstadt-Bild in den Werken der Häftlinge 129 (vgl. Anm. 1).

³ *Braun*, Karl: Die Bibliothek in Theresienstadt 1942-1945. In: *Bohemia* 40 (1999) 367-386, hier 367.

⁴ *Klüger*, Ruth: weiter Leben. Eine Jugend. München 2001 (10. Auflage) 82.

es sich mit der Verwendung der Worte „Veranstaltungsplakate“, „Freizeitgestaltung“ oder „Unterhaltungsmusik“ – zu leicht kommt der Eindruck auf, es sei ein normaler Aufenthalt gewesen, damals in Theresienstadt 1941-1945.

Der erste Transport mit Juden aus Prag nach Theresienstadt kam am 24. November 1941 in Bauschowitz (Bohušovice), dem Grenzbahnhof zwischen dem Reichsgau Sudetenland und dem Protektorat an. In kurzen Abständen folgten viele weitere, so dass sich in der Stadt, in der sonst wenige Tausend Einwohner lebten, binnen kurzem 20000, 30000, im September 1942 gar unvorstellbare 58000 Menschen aufhalten mussten.

Wer nach dem drei Kilometer langen Fußmarsch vom Bahnhof das Lager erreichte, durch die Schleuse ging, aller Habseligkeiten beraubt und in die überfüllten Kasernenräume einquartiert wurde, konnte über die bittere Realität nicht länger im Zweifel sein: Holzpritschen in engen, überfüllten Räumen, quälender Hunger jeden Tag, Erniedrigungen und körperliche Misshandlung durch die Aufseher, Seuchengefahr, Schwerstarbeit und ständige Angst vor der Einreihung in einen der Transporte nach Osten waren die Konstanten des Theresienstädter Alltags, wenn man dieses Wort auf die außergewöhnliche Situation anwenden will. Zur Verdeutlichung ein weiterer Abschnitt aus den Erinnerungen von Ruth Klüger:

Theresienstadt war Hunger und Krankheit. Hochgradig verseucht war das Ghetto mit seinen militärisch rasterförmig angelegten Straßen und Plätzen und hatte als Grenze den Festungswall, über den ich nicht hinausdurfte, und eine Übervölkerung, die es fast unmöglich machte, gelegentlich eine Ecke zu finden, wo man mit einer anderen reden konnte [...]. Über einen Quadratkilometer hinaus hatte man keine Bewegungsfreiheit, und innerhalb des Lagers war man mit Haut und Haar einem anonymen Willen ausgeliefert, durch den man jederzeit in ein unklar wahrgenommenes Schreckenslager weiter verschickt werden konnte. Denn Theresienstadt, das bedeutete die Transporte nach dem Osten, die sich unberechenbar wie Naturkatastrophen in Abständen ereigneten. Das war der Rahmen der Denkstruktur unserer Existenz, dieses Kommen und Gehen von Menschen, die nicht über sich selbst verfügten, keinen Einfluß darauf hatten, was und wie über sie verfügt wurde, und nicht einmal wußten, wann und ob wieder verfügt werden würde. Nur, daß die Absicht eine feindliche war [...].⁵

Man kann sich vorstellen, dass das Zusammenleben so vieler Menschen nur unter Einhaltung äußerster Disziplin und Rücksichtnahme möglich war. Diese wurde von der jüdischen ‚Selbstverwaltung‘ – wieder ein Begriff, der nur in Anführungszeichen stehen kann – mit dem Ältestenrat und dem Judenältesten an der Spitze gewährleistet, die natürlich abhängig vom Lagerkommandanten war, der wiederum der Gestapo unterstand. Die Selbstverwaltung gab Tagesbefehle heraus, informierte über die Ankunft von Transporten, überbrachte Weisungen des Kommandanten und andere Informationen und hatte auch die traurige Aufgabe, die Auswahl für die Osttransporte zu treffen. Daneben sorgte sie aber auch für einen weitest möglich geregelten Alltag, in dem sich die haltlos gewordenen verzweifelten Häftlinge wenigstens ansatzweise orientieren konnten.

Zu diesem Alltag gehörte auch die so genannte ‚Freizeitgestaltung‘: Die Menschen, die gezwungen waren, dahinzuvegetieren, die zu ‚Untermenschen‘ degradiert

⁵ *Ebenda* 86 f.

werden sollten, befassten sich in ihrer knapp bemessenen Freizeit mit Kunst und Wissenschaft und spotteten damit jeder Propaganda über ihre angebliche Minderwertigkeit. Die kulturellen Aktivitäten entstanden einerseits aus dem Bestreben, Kinder und Jugendliche nicht ihrem Elend zu überlassen, sondern ihnen sinnvolle Beschäftigung zu bieten. Es wurden also Unterrichtsstunden z.B. in Mathematik, Geschichte, Zeichnen und Literatur abgehalten, die übrigens vor der Lagerleitung streng geheim gehalten werden mussten. Der andere Grund war die einfache Tatsache, dass Lebensfreude, Kreativität und Schaffensdrang der Erwachsenen stärker waren als die Depression.

So wurde im Lager Theater gespielt, es wurden Opern aufgeführt, Chöre dirigiert und Vorlesungen gehalten, wodurch ein Kulturleben auf unglaublich hohem Niveau entstand. Es hielten sich ja hier zwangsweise genügend Schauspieler, Dirigenten, Sänger, Komponisten und Wissenschaftler auf. Von diesen steuerte jeder das bei, was er am besten konnte. Der Dirigent Raphael Schächter beispielsweise studierte in einjähriger Probenarbeit mit 150 Sängern Verdis Requiem ein, das nur einige Male aufgeführt werden konnte, weil der gesamte Chor nach Osten deportiert wurde. Dasselbe wiederholte sich ein weiteres Mal, bis mit dem dritten Transport auch Schächter selbst nach Auschwitz geschickt wurde.

Unter den Häftlingen befand sich auch der 1897 geborene Kurt Gerron aus Berlin, der „Dicke mit der Zigarre“. Als großer Unterhaltungskünstler, Regisseur und Schauspieler war er bekannt, unter anderem aus 70 Filmrollen, z.B. in „Die Drei von der Tankstelle“ oder „Der blaue Engel“ oder als erster Interpret des Songs von Mackie Messer. Er wurde im Februar 1944 nach Theresienstadt gebracht und leitete hier ein eigenes Kabarett „Kurt Gerrons Karussell“. Die SS gab ihm den Auftrag einen Propaganda-Film über das Lager zu drehen. Dieser heute nur noch in Teilen erhaltene Film sollte „Theresienstadt – ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet“ heißen, wurde jedoch später bekannt unter dem Titel „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“, der ihm offenbar von den Häftlingen selbst verpasst worden war. Gerron wurde lange vor Beendigung der Dreh- und Schneidearbeiten im Oktober 1944 nach Auschwitz in Gas geschickt.

Eine weitere hochrangige Persönlichkeit aus Deutschland war der Berliner Oberrabbiner und Wissenschaftler Leo Baeck, 1873 bei Posen (Poznań) geboren. Er war Dozent an der Hochschule für die Wissenschaft vom Judentum und Vorsitzender des deutschen Rabbinerverbandes, somit der Hauptrepräsentant der Juden in Deutschland – und das auch noch nach seiner Deportation nach Theresienstadt, wo er 1945 die Befreiung erleben konnte. Er starb 1956 in den USA. Seine verantwortungsvolle geistige Tätigkeit, die er selbst unter Lager-Bedingungen fortführte, ist in der Ausstellung auf einer der Tafeln dokumentiert, die die Liste seines Vorlesungsangebots für die Häftlinge verzeichnet.

Aus Prag und Teschen (Těšín) stammten die beiden Komponisten Hans Krása und Viktor Ullmann. Johann Karl Krása, Jahrgang 1899, Sohn eines tschechischen Vaters und einer deutschen Mutter, machte sich bereits in den zwanziger Jahren einen Namen als Komponist. Am bekanntesten wurde seine Kinderoper Brundibar von dem bösen Drehorgelmann, der von Kindern und Tieren mit vereinten Kräften überwunden wird. Krása hatte sie 1938 auf das Libretto von Adolf Hoffmeister

komponiert. Als er im August 1942 nach Theresienstadt kam, hatten bereits erste Aufführungen unter der Regie von Rudolf Freudenfeld stattgefunden. Die Schauspieler waren Kinder, die später alle in Auschwitz ermordet wurden. Sie sind in einigen Ausschnitten des genannten Propaganda-Films zu sehen. Hans Krása verlor sein Leben im Oktober 1944 in Auschwitz.

Auch Viktor Ullmann, geboren 1898, war bereits zwischen den beiden Weltkriegen über die Grenzen der Tschechoslowakei hinaus als Komponist bekannt, dessen Werke in Genf, Berlin, London, New York und anderen Metropolen aufgeführt wurden. Hier soll uns vor allem interessieren, dass er in Theresienstadt, wohin er im September 1942 transportiert wurde, Konzerte organisierte, als Klavierbegleiter wirkte und sogar Kritiken der musikalischen Veranstaltungen verfasste. Natürlich ging er auch seinem Metier nach. Mit der Oper „Der Kaiser von Atlantis“ gestaltete er eine Parabel von den positiven Kräften des Menschen, die die Unmenschlichkeit jedes tyrannischen Regimes überwinden können. Im Oktober 1944 wurde er nach Auschwitz geschickt und kam von dort nicht zurück.

Das Libretto zu der Oper, die erst 1975 uraufgeführt werden konnte, stammt übrigens von dem jungen Dichter und Zeichner Peter Kien, 1919 geboren, der ebenfalls im Oktober 1944 in Auschwitz sein Leben lassen musste. Als Zeichner im technischen Büro der ‚jüdischen Selbstverwaltung‘ konnte er neben seiner Arbeit heimlich zahlreiche realistische Bilder des Getto-Lebens anfertigen, die erhalten geblieben sind. Glücklicherweise auch Hunderte weitere Zeichnungen anderer Künstler, die hinter Holzbalken und an anderen Orten versteckt, nach der Befreiung aufgefunden wurden und uns heute eine genaue Vorstellung von dem damaligen Leben vermitteln können.

Dass dieses künstlerisch und wissenschaftlich reiche Leben das Lager Theresienstadt trotzdem nicht zu einem ‚KZ-light‘ machte, dürfte nach den Schilderungen des Lagerlebens zu Anfang deutlich geworden sein. Zwischen dem 24. November 1941 und dem 20. April 1945 durchliefen etwa 140 000 Menschen,⁶ nach den Berechnungen des Repatriierungskomitees des tschechoslowakischen Sozialministeriums 153 000 Menschen,⁷ das Lager Theresienstadt. Nur etwa 30 000 von ihnen überlebten, darunter fast die Hälfte Häftlinge, die erst nach dem 20. April 1945 aus anderen Lagern nach Theresienstadt gebracht worden waren. Es ist das Ungeheuerliche, Unglaubliche, ins Absurde Gesteigerte dieser Transporte, Lager und Morde, es ist die Tatsache einer völlig grundlosen Verfolgung, noch bis in die letzten Ecken Europas und noch bis in die letzten Tage und Stunden des Krieges, die diesem Vorgang, dem Holocaust, das Attribut einzigartig verliehen hat.

Wenn sich der Adalbert Stifter Verein als Einrichtung, die von Sudetendeutschen gegründet wurde, dieses Themas angenommen hat, so soll damit eine Würdigung der

⁶ Adler, H. G.: Theresienstadt 1941-1945. Zitiert nach *Wlaschek*, Rudolf: Die Juden in Böhmen. Beiträge zur Geschichte des europäischen Judentums im 19. und 20. Jahrhundert. 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. München 1997, 174 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 66).

⁷ Zitiert nach *Ebenda* 175.

gemeinsamen Geschichte, die für so viele tödlich endete, verbunden sein, wie es der jüngst verstorbene Historiker Ferdinand Seibt forderte:

Wir Sudetendeutschen [...] sehen nur selten auf die Zahl der jüdischen Opfer in Theresienstadt und in den Vernichtungslagern. Wir vergessen auch leicht, daß uns eine menschenverachtende Politik 1945 und danach in Güterwagen in die Freiheit getrieben hat. Unsere jüdischen Mitbürger von ehemals gingen auf demselben Weg ins Gas. Es sind wenige übrig geblieben, und mit den wenigen damals Jungen stirbt eine große Erinnerung. Wir sollten uns mit den Überlebenden noch bald auf einen gemeinsamen Rückblick, auf eine gemeinsame Vergangenheit einigen, rasch noch, ehe das Wort nur mehr bei den Historikern bleibt.⁸

Die Ausstellung wurde ermöglicht durch die Zusammenarbeit mit Rudolf Wlaschek, der dem Adalbert Stifter Verein die Reproduktionen aus der Herrmann-Sammlung zur freien Verfügung überließ, wofür ihm an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Mit seinen langjährigen Studien, vor allem mit der Publikation „Kunst und Kultur in Theresienstadt“,⁹ in der er die Plakate dokumentiert und mit genauen Daten zum Leben und Sterben der Künstler und der darauf erwähnten Personen versehen hat, schuf er die Voraussetzung für diese Ausstellung, die auf seinen Texten basiert.

Zur Eröffnung der Ausstellung wurde der Film „Brundibar – die Kinderoper von Theresienstadt“ gezeigt. 1965 von Walter Krüttner gedreht, enthält er neben Ausschnitten aus der Kinderoper von Hans Krása auch historisch interessante Äußerungen von Zeitzeugen, wie z. B. des Verfassers des Librettos, Adolf Hoffmeister. Im Rahmen des Begleitprogramms zur Ausstellung sprach ferner Vojtěch Blodig von der Gedenkstätte Terezín über „Kunst und Kultur in Theresienstadt“; es wurde der Film „Theresienstadt sieht aus wie ein Curort“ von Nadja Seelich (Österreich 1997) gezeigt, in dem diese das Schicksal ihrer Großmutter nachzeichnet, die nach der Befreiung aus Theresienstadt ihre Erlebnisse auf Tonband sprach. In einer weiteren Abendveranstaltung berichtete schließlich Dominique Caillat aus Narny bei Andernach über ihre Theaterarbeit mit Jugendlichen zum Thema Holocaust und Theresienstadt und zeigte dazu den aus dieser Arbeit hervorgegangenen Film „Leb wohl, Schmetterling“ von Olga Struškova (Tschechien 1999).

Die Ausstellung „Plakate aus Theresienstadt“ ist als nächstes in Furth im Wald zu sehen, wo sie im Rahmen des 10. Deutsch-Tschechischen Symposiums der Sudetendeutschen Jugend am 30. Oktober im Alten Rathaus eröffnet wird. Sie besteht aus 34 Tafeln (80 × 60 cm) und kann auf Anfrage beim Adalbert Stifter Verein entliehen werden.

München

Anna Knechtel

⁸ Seibt, Ferdinand: Tisíc let židovské historie v Čechách a na Moravě/Tausend Jahre jüdische Geschichte in Böhmen und Mähren. In: Juden im Sudetenland/Zidé v Sudetech. Hg. von der Ackermann-Gemeinde und Česká křesťanská akademie. Prag 2000, 17-46, hier 46.

⁹ Wlaschek, Rudolf: Kunst und Kultur in Theresienstadt. Eine Dokumentation in Bildern. Gerlingen 2001.

STEREOTYP UND GESCHICHTSMYTHOS
IN KUNST UND SPRACHE

Die in Potsdam vom 16. bis 18. Januar 2003 veranstaltete Konferenz „Stereotyp und Geschichtsmythos in Kunst und Sprache“ bot Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaftlern aus ganz Europa ein Forum, aus ihren laufenden Forschungsvorhaben zur Frage der Mythenbildung und Stereotypen in Sprache und Kultur zu berichten. Zu erfahren, welche stereotypen Vorstellungen – insbesondere im Bereich der ‚Nationalcharaktere‘ – in Mitteleuropa aufeinander treffen, war dabei für die Teilnehmer bisweilen überraschend und machte gleichzeitig bewusst, wie schwer solche verfestigten Bilder zu überwinden sind. Einige der Referenten bescheinigten diesem Prozess allerdings jetzt schon große Fortschritte. Besonders Hubert Orłowski (Poznań/Posen) wies in seinem Eröffnungsvortrag die Dynamik von Stereotypen im deutsch-polnischen Verhältnis nach. Am Beispiel des in Deutschland verbreiteten Vorurteils von der ‚polnischen Wirtschaft‘ führte er vor, wie derartige nationale Bilder in der Geschichte entstehen und wie sich ihr für die interkulturellen Beziehungen negatives Potential im Lauf der Zeit auch wieder abschwächen kann. In diesem Fall geht dies bis hin zu ironischen Spiegelungen, wenn sich polnische Zeitschriften angesichts der schwächelnden Ökonomie im Nachbarland nun in ihren Schlagzeilen um die „deutsche Wirtschaft“ Sorgen machen.

In seinem einführenden Beitrag stellte Peter Kosta (Potsdam) eine allgemeine theoretische Vermessung kultureller Stereotypen am Beispiel von Tschechen und Polen an. In die gleiche Richtung ging auch Alicja Nagórko (Berlin) mit ihrem Vortrag über Stereotypen in den deutsch-polnischen Beziehungen. Helmut Keipert (Bonn) und Oldřich Uličný (Prag) brachten in ihren Redebeiträgen die gemeinsamen Wurzeln der slawischen Grammatik zur Sprache. Darauf folgte ein Vortrag von Schamma Schahadat (Konstanz), die anhand von sowjetischen Filmen und deren Anknüpfung an die melodramatische Ästhetik des Hollywood-Films den Stalinkult sowie dessen manipulative Strategien analysierte. Dirk Uffelmann (Bremen) stellte unterschiedliche Quellen zu der im 19. Jahrhundert populären Gleichsetzung von Slawen und Sklaven vor, die u. a. ethymologisch begründet wurde. Ziel seines Beitrages war es zu zeigen, wie diese Gleichsetzung an der Herausbildung von Hetero- und Autostereotypen der Slawen beteiligt war.

Eine der sprachwissenschaftlichen Tagungssektionen widmete sich statistischen Methoden der Sprachanalyse. Natalia Vladimirovna Ufimceva (Moskau) stellte die Ergebnisse ihrer Frequenzanalyse zu Stereotypen, Prototypen und Assoziationen bei Weißrussen, Bulgaren, Russen und Ukrainern vor und wies bei dieser Gelegenheit auf das russische Lexikon der sprachlichen Kollokationen – also der semantischen Verbindbarkeit von lexikalischen Einheiten – hin, in dem sich grundlegendes Material zur Erforschung von Stereotypen findet. Hierbei zeigte sich wieder, wie nützlich ein solches Lexikon auch für andere Sprachen wäre.

Eine sprachliche Konvention, die nationale Stereotypen deutlich zum Ausdruck bringt, sind bekanntlich Phraseologismen. Helmut Jachnow (Bochum) wählte für seine Demonstration ethnischer Stereotypen Sprichwörter aus. Im theoretischen Teil seines Beitrages beschrieb er, wie es zur Entstehung und Verbreitung dieses Typs

von Sprichwörtern kommt, was er mit zahlreichen Beispielen aus dem Serbischen illustrierte, in denen Aussagen über Türken getroffen werden. Gerda Haßler (Potsdam) führte daran anschließend Beispiele für nationale Stereotypen über Ostmitteleuropäer in der französischen und spanischen Presse vor. In die gleiche Richtung ging der Beitrag von Jana Hoffmannová, die gemeinsam mit Olga Müllerová (beide Prag) eine Dokumentation der gesprochenen Sprache vorbereitet hatte, anhand derer sich die bei Angehörigen der älteren Generation in Tschechien herrschenden Einstellungen gegenüber Juden und Roma nachweisen lassen.

Die Zusammenführung von sprach- und literatur- sowie kulturwissenschaftlichen Sektionen gab vielfach Anlass zu einem multidisziplinären Austausch. Von den literatur- und kulturwissenschaftlichen Referaten seien hier einige der bohemistischen und slovakistischen Beiträge erwähnt. Ute Rassloff (Leipzig) sprach über den Janošík-Mythos und fragte anhand seiner Visualisierungen in Film und bildender Kunst nach ikonographisch zu belegenden Umwertungen des Janošík-Motivs in der slowakischen Kultur. Dieses Motiv verfügt über eine außerordentliche Resistenz, so die These der Referentin, weil es nahezu gegensätzliche Intentionen – die denkmalsetzende im Phönix-Mythos der Nationalen Wiedergeburt, die folkloristisch-rebellische im antimagyarischen und im Partisanenmythos sowie die parodistische bei der destruirenden Imitation kommunistischer Herrschaftspraktiken – unter einem Namen zu vereinen vermag. Den historisch zunächst von den Magyaren beanspruchten, später in den slowakischen Apologien für die slowakische Kultur neu interpretierten Svätopluk-Mythos beleuchtete der Vortrag von Christian Prunitsch (Regensburg).

Dalibor Tureček (České Budějovice/Budweis) widmete sich ebenfalls dem Wandel kultureller Paradigmen. An Beispielen aus dem Werk von Jan Neruda führte er dessen Fähigkeit vor, Patriotismus und Kosmopolitismus dynamisch miteinander zu verbinden. Die patriotische Atmosphäre des 19. Jahrhunderts schlug sich jedoch nicht alleine in der Schriftkultur nieder. Wie der Prager Kunsthistoriker Jindřich Vybíral anhand der tschechischen Architektur zeigte, gab es in dieser Zeit auch intensive Bemühungen um eine nationale Ästhetik des Urbanismus.

Zuzana Urválková (Brno/Brünn) beleuchtete die sich im 18. und 19. Jahrhundert herausbildende tschechische Nationalkultur – und zwar am Beispiel des Husitentums (im Verständnis von Franz Martin Pelzl), das selbst zu einem tschechischen Geschichtsmythos wurde. In ihrem Beitrag untersuchte Urválková, wie die frühen ‚nationalen Wiedererwecker‘ mit diesem Mythos umgingen. Dass bei der Entwicklung der Tschechen zur Kulturnation im Herderschen Sinne auch die im 18. Jahrhundert populäre Völkerpsychologie und die aus der Antike abgeleitete Temperamenten- und Klimazonenlehre Pate stand, machte der Vortrag von Gudrun Langer (Frankfurt/M.) deutlich. Um sich von der bespöttelten „aristokratischen Senilität“ der Habsburger Kultur abzusetzen, charakterisierte sich die junge tschechische Nation gerne als Volk von wohltemperiertem Gemüt, von Sangeslust und jugendlicher Frische. Wie nationale Images eine historische Semantik konstituieren können und schließlich auch die Basis der deutsch-tschechischen Erbfeindschaft bilden, zeigte Steffen Höhne (Weimar) in seinem Beitrag über den bipolaren nationalen Diskurs des Vormärz.

Dem Verhältnis von Tschechen und Deutschen – und dabei auch den weniger schönen Seiten ihrer wechselseitigen Beziehungen – waren die Beiträge von Holger Klatte (Bamberg) und Christina Frankenberg (Berlin) zum Tschechen- bzw. Deutschenbild in den Nationalliteraturen beider Länder gewidmet.

Kontroverse Auseinandersetzungen fanden in den Sektionen der Kultur- und Kunstwissenschaften auch infolge der unterschiedlichen methodischen Zugänge zur Untersuchung von Literatur und Künsten als Medien ethnischer Stereotypen und Mythen statt. Matthias Freise (Salzburg) und Katrin Berwanger (Potsdam) plädierten in ihren Beiträgen dafür, diese Medien nicht nur als Stereotypen- und Mythenquellen zu behandeln, sondern auch die spezifische ästhetische und fiktionale Verfasstheit künstlerischer Medien nicht aus dem Blick zu verlieren. Dies belege die Beobachtung, dass in der Literatur wie auch in anderen Künsten ethnische Stereotypen und Geschichtsmythen vielfach als ästhetisches Potential verwendet werden und Anlass für poetische Spiele bilden. Berwanger zeigte dies unter anderem am Beispiel der dynamischen Poetik beim Umgang mit dem Wenzelmythos in der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Den Organisatoren der Tagung – vor allem Katrin Berwanger und Peter Kosta – ist sowohl für die gute Vorbereitung der Veranstaltung als auch für die gelungene Zusammenführung von Sprach- und Kulturwissenschaftlern zu danken. Möglicherweise sind nationale Stereotypen als Thema durchaus en vogue, auf wissenschaftlichem Niveau werden sie jedoch bisher immer noch zu selten diskutiert. Wenn in der Presse die Rede von Stereotypen ist, dann meistens in wertender – das heißt abwertender – Form. Zugleich sind Presse und Massenmedien der Ort, an dem neue Stereotypen entstehen und verbreitet werden. Ein wissenschaftlicher Zugang zum Thema und seriöse Forschungen stellen einen Weg dar, hierauf zu reagieren und zu einem respektvolleren Umgang zwischen den Nationen Europas beizutragen.

Prag

Alena Nováková

DIE TSCHECHOSLOWAKEI UND DIE BEIDEN DEUTSCHEN STAATEN 1949-1950

Die diesjährige Tagung der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission (19. bis 21. März 2003) war dem Dreiecksverhältnis zwischen der Tschechoslowakei und den beiden 1949 gegründeten deutschen Staaten gewidmet. Für das Verhältnis dieser drei Staaten an der Bruchlinie waren – wie Hans Lemberg (Marburg) in seinem Eröffnungsvortrag über die bipolare Weltordnung und die deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen 1949-1989 deutlich machte –, Ereignisse und Erlebnisse der Zeit vor 1949 (das Münchner Abkommen, die Zerschlagung der Tschechoslowakei, die NS-Besatzung, Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung) von grundlegender Bedeutung. So sei die ‚doppelte Staatsgründung‘ auf tschechoslowakischer Seite mit gemischten Gefühlen betrachtet worden. Gegen eine Teilung des Landes habe es zwar grundsätzlich keine Einwände

gegeben, dafür aber Befürchtungen, Westdeutschland könnte zum Aufmarschgebiet der ‚imperialistischen Mächte‘ werden. Von deutsch-tschechischen Beziehungen konnte in der frühen Nachkriegszeit zunächst keine Rede sein. 1950 wurde mit dem Prager Protokoll, in dem das Münchner Abkommen für ungültig erklärt und die Vertreibung als gerecht und unwiderruflich bezeichnet wurde, eine Grundlage für die Kontaktaufnahme zwischen der DDR und der Tschechoslowakei geschaffen. Vergleichbares war zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der ČSR nicht möglich – dafür sorgte unter anderem die Hallsteindoktrin. Neben inoffiziellen Kontakten und Reisekontakten habe erst der Vertrag von 1973 zwischen der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei, in dem ‚München‘ für nichtig erklärt wurde, die Einrichtung diplomatischer Vertretungen ermöglicht.

Jaroslav Kučera (Prag) gab in seinem Vortrag über die deutschlandpolitischen Probleme in den Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und der Bundesrepublik bzw. der DDR bis Anfang der siebziger Jahre einen Einblick in die komplizierte Thematik der Reparationsforderungen und -verhandlungen. Er wies darauf hin, dass die Reparationsforderungen der ČSR sehr schnell errechnet worden seien, um bei der Reparationskonferenz in Paris Ende 1945 nicht mit leeren Händen dazustehen. An diesen Zahlen (rund 17,5 Milliarden US-Dollar Kriegsschäden) habe es selbst im eigenen Land teilweise Zweifel gegeben, doch sei es nie zu einer auch nur internen Überprüfung der Angaben gekommen, sodass diese bis heute die einzige Bezugsgröße bildeten. In der Diskussion hob Kučera hervor, dass Präsident Beneš ursprünglich geplant habe, ein Junktim zwischen den Reparationen und den Konfiszierungen des Besitzes der Bevölkerung deutscher Nationalität herzustellen. Mit dieser Forderung habe sich Beneš jedoch nicht gegen die tschechoslowakische Regierung durchsetzen können. Denn einerseits sei der Abschied der Deutschen als eine Strafmaßnahme betrachtet worden, für die es keine Entschädigung geben könne, andererseits habe die Befürchtung bestanden, die konfiszieren Vermögenswerte könnten höher sein als die Reparationsforderungen.

Edita Ivaničková (Bratislava) argumentierte in ihrem Vortrag gegen eine allzu starke Betonung der deutschen Staatsgründungen als Bruch in den deutsch-tschechischen Beziehungen. Schließlich hätten viele in diesem Kontext zentrale Ereignisse – wie z.B. die Ausweisung der Deutschen – bereits zuvor stattgefunden. Nach 1949 habe die KPTsch das negative Deutschlandbild auf Westdeutschland projiziert und als eine ihrer ideologischen Waffen eingesetzt, während der DDR pauschal das positive Image des fortschrittlichen Deutschland zugeschrieben wurde. Doch sei das Bild des bösen Deutschland in der Bevölkerung präsenter gewesen als das eines guten Ostdeutschlands.

Volker Zimmermann (Düsseldorf) erweiterte die Perspektive durch eine Untersuchung der Beziehungen der DDR zur Tschechoslowakei und zu Polen. Infolge der Kriegserfahrungen habe zwischen den drei Staaten noch nach der Prager Deklaration und dem Görlitzer Abkommen von 1950 eine Distanz bestanden, indessen hätten die persönlichen Kontakte zwischen einzelnen kommunistischen Funktionären, die sich aus den Jahren der Okkupation und der Emigration kannten, die Kontaktaufnahme auf höchster Ebene anfangs erleichtert. Zu einer Lockerung der Kontakte zwischen Polen und der DDR und einer Annäherung zwischen DDR und

ČSR kam es seit 1956 in Folge der Rückkehr von Władysław Gomułka an die polnische Parteispitze. Die kulturelle Zusammenarbeit zwischen der DDR und der ČSR sei bald die intensivste im sozialistischen Lager gewesen. Seit 1961/62 habe sich aber die Atmosphäre auf höchster Ebene verschlechtert, da die DDR-Funktionäre mit ihren Vorstellungen vom vermeintlich besten Weg zum Sozialismus als arrogant empfunden wurden und sich die Konflikte vor allem in Fragen der Kulturpolitik häuften.

Eduard Nižňanský (Nitra/Neutra) betonte die Bedeutung des Münchner Abkommens für die Propaganda der Tschechoslowakischen kommunistischen Partei. ‚München‘ habe sowohl der Rechtfertigung der eigenen Politik im Land als auch der Legitimierung der außenpolitischen Bindung an die Sowjetunion gedient. Ferner sei es als Symbol für den Niedergang der bürgerlichen Ersten Republik und den ‚Verrat‘ der Bourgeoisie interpretiert worden, aus dem die Notwendigkeit der Einheit der KPTsch abgeleitet wurde.

Jürgen Danyel (Potsdam) setzte die tschechoslowakische Politik zur Wiederbesiedlung der Grenzregionen in Bezug zum deutsch-tschechoslowakischen Verhältnis und fragte nach der außenpolitischen Bedeutung des Besiedlungsprozesses in den Grenzgebieten. Anders als die Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung habe die Besiedlung die Interessen der Besatzungsmächte nicht tangiert und sei auch nicht von internationalen Rahmenvereinbarungen begleitet worden. Das Besiedlungsamt in Prag habe, so Danyel, die Grenzgebiete als einen Vorposten gegen die Deutschen betrachtet und die Besiedlung dieser Gebiete mit Tschechen und Slowaken als eine nationale Aufgabe aufgefasst. Die politische Vision sei gewesen, in den Grenzgebieten die Überlegenheit über die Deutschen zu demonstrieren. Doch seien die Grenzgebiete nur ein außenpolitischer Schauplatz zweiter Ordnung gewesen.

In der DDR wurden die Interessen und Erinnerungen der Vertriebenen marginalisiert. Kontakte in die ‚alte Heimat‘ seien bis in die frühen sechziger Jahre kaum möglich gewesen. Das änderte sich erst durch die Einführung des visumsfreien Reiseverkehrs zwischen der DDR und der ČSR.

Im wirtschaftsgeschichtlichen Block beleuchtete zunächst Christoph Buchheim (Mannheim) die Wirtschaftsbeziehungen der Tschechoslowakei mit der Bundesrepublik Deutschland und skizzierte die Außenhandelsbeziehungen in der Zwischenkriegszeit, in der sich der tschechoslowakische Außenhandel auf den Westen konzentriert und Deutschland als Haupthandelspartner ein Viertel aller tschechoslowakischen Exporte aufgenommen hatte. Nach dem Krieg habe diese Entwicklung umgeschlagen, 1947 seien nur noch 14 Prozent des tschechoslowakischen Außenhandels mit den späteren RGW-Staaten abgewickelt worden. Die Außenhandelsbeziehungen zwischen der Bundesrepublik und der ČSR normalisierten sich erst allmählich. Sie blieben jedoch auf permanent niedrigem Niveau, und zwar nicht zuletzt weil der Handel mit den sozialistischen Staaten für die kapitalistischen Länder unbedeutend gewesen sei. Nach 1968 – während der so genannten ‚Normalisierung‘ – kaufte die Tschechoslowakei verstärkt Konsumgüter im Westen, was mit einem enormen Anstieg der Zinszahlungen an die Bundesrepublik verbunden war. Probleme für den tschechoslowakischen Außenhandel hätten auch das

Abflauen des wirtschaftlichen Aufschwungs in den westlichen Ländern, das Drängen der Schwellenländer auf die westlichen Märkte sowie die Qualitäts- und Sortimentsmängel der tschechoslowakischen Industrieprodukte nach sich gezogen.

Christoph Boyer (Frankfurt/M.) widmete sich den Wirtschaftsbeziehungen zwischen der DDR und der ČSR/ČSSR. Boyer teilte die Entwicklung in drei Phasen ein. Die Phase des sozialistischen Aufbaus in den fünfziger Jahren sei sowohl von zwischenstaatlicher Koordinierung als auch von Doppelproduktionen in beiden Staaten in Folge mangelnder Abstimmung zwischen Außenhandel und innerer betrieblicher Planung geprägt gewesen. In der zweiten Phase, der Zeit der Annäherung in den sechziger Jahren, kam es zu einem Wechsel von extensiver zu intensiver Produktion und zu einer Liberalisierung des Außenhandels, wobei deren Ausmaß unterschiedlich gewesen sei. In der wirtschaftlichen Reformphase in der ČSR hätten die Zentralinstanzen weniger Einfluss auf die Betriebe gehabt als in der DDR, was aber nicht zu einer Inkompatibilitätskrise geführt habe, da dafür die Reformen in der Tschechoslowakei zu schwach ausgeprägt gewesen seien. In der Phase der ‚Normalisierung‘ bzw. des ‚Realsozialismus‘ in den siebziger und achtziger Jahren kam es zu neuen Stabilisierungsstrategien durch die Wiederetablierung der Parteimacht und die Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung, wobei sich die Konsum- und Sozialstrategien in der DDR dank der Hilfe des ‚großen Bruders‘ im Westen als stabiler und länger anhaltend erwiesen hätten als in der Tschechoslowakei. Resümierend machte Boyer deutlich, dass es sowohl strukturelle Ähnlichkeiten zwischen beiden Staaten gegeben habe als auch eine lange Tradition der Beziehungen, dass aber die Hinwendung der Partner zueinander auch viel zu tun gehabt habe mit einer Abnahme der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt.

Gottfried Niedhart (Mannheim) beschäftigte sich mit der Ostpolitik der Bundesrepublik und der Entspannung des Verhältnisses zur ČSSR. Diese Zeit war von einem relativen Machtverlust der Supermächte USA und Sowjetunion gekennzeichnet und somit von einem wachsenden Gestaltungsspielraum der verbündeten Staaten. Im Unterschied zu anderen Entspannungspolitiken sei die Ostpolitik der Bundesrepublik ein Versuch gewesen, zwei Hypothesen zu beseitigen: die Folgen des Zweiten Weltkrieges und die des Kalten Krieges. Weitere wichtige Aspekte der Ostpolitik waren die Bestätigung des Status quo, also auch die Anerkennung der Hegemonialstellung der Sowjetunion in ihrem Bereich, sowie die vorläufige Ausklammerung strittiger Rechtsfragen. Bis zum August 1968 schien sich, so Niedhart, in den Beziehungen zur Tschechoslowakei ein ‚Wandel durch Annäherung‘ tatsächlich abgezeichnet zu haben.

Oldřich Tůma (Prag) thematisierte den Einfluss von Helsinki auf die Formierung der Dissidentenbewegung in der ČSSR und der DDR. Nach der Verabschiedung der Schlussakte von Helsinki wurde es in der Tschechoslowakei schwieriger, Regimekritiker zu verfolgen, unter anderem weil die Schlussakte die Basis für die Kritik des amerikanischen State Departments an der Menschenrechtslage in der ČSSR bildete.

Vilém Prečan (Prag) ging mit seinem Beitrag über den eigentlichen Zeitrahmen der Tagung hinaus. Er verglich die demokratischen Revolutionen in der ČSSR und der DDR und verdeutlichte Gemeinsamkeiten wie Unterschiede. Ein wichtiger Unterschied liege in der Geschichte beider Staaten, da die DDR anders als die ČSSR ein

künstliches Produkt der Sowjetunion gewesen sei und daher nach 1989 keine Lebensfähigkeit gehabt hätte. In der Transformation unterschied sich ferner auch die Position der Sowjetunion gegenüber beiden Staaten: Während diese gegenüber der Tschechoslowakei eine eher neutrale Haltung eingenommen habe, seien im Falle der DDR Verhandlungen mit der Sowjetunion erfolgt.

Miroslav Kunštát und Vladimír Handl (beide Prag) thematisierten die Wiedervereinigung Deutschlands und die Haltung in der Tschechoslowakei zu diesem Prozess. Kunštát wies darauf hin, dass es einen großen Unterschied zwischen den Ansichten der politischen Eliten und der öffentlichen Meinung gegeben habe, in der sich die Ängste eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung widerspiegelten, Deutschland könne erneut zur Bedrohung werden. Vladimír Handl hob hervor, dass sich die tschechische Erwartung erfüllt habe, Deutschland werde sich zum wichtigsten, aber nicht zum einzigen Partner entwickeln. Die angstbesetzte Vorstellung einer deutschen Hegemonie in Europa sei indessen nicht Realität geworden.

In vielen Diskussionsbeiträgen wurde deutlich, dass es einen Unterschied sowohl in der Wahrnehmung als auch in den Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten und dem tschechischen bzw. slowakischen Landesteil gab. Dafür gibt es geographische wie historische Ursachen. So besitzt z.B. die Vertriebenenthematik für die Slowaken nicht dieselbe Brisanz wie für die Tschechen.

Insgesamt bot die Konferenz einen interessanten Einblick in verschiedene Aspekte des tschechoslowakisch-deutsch-deutschen Dreiecksverhältnisses in der bipolar geordneten Welt. Die politik- und wirtschaftsgeschichtliche Sicht hätte noch erweitert werden können durch einige alltagsgeschichtliche Aspekte bzw. durch eine stärkere Berücksichtigung kultureller und zwischenmenschlicher Kontakte, die in einigen Vorträgen zumindest am Rande vorkamen. Auch wäre eine intensivere Diskussion von Sichtweisen und Denkmustern der Bevölkerungen in Bezug auf ihre jeweiligen Nachbarn sicher lohnend gewesen. Dass durch die letzten Referate der zeitliche Horizont des Tagungsthemas deutlich überschritten wurde, war indessen kein Nachteil. Vielmehr, darauf wies auch Dušan Kováč (Bratislava) hin, hätte ein weiterer Beitrag zu den deutsch-tschechischen Beziehungen in den neunziger Jahren nicht geschadet.

Prag

Andreas Wiedemann

NACH DER WENDE: NACHBARN IM SCHULGESCHICHTSBUCH

Seit langem schon richtet die Historische Kommission für die böhmischen Länder immer wieder ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichtsschulbücher und ihre Rolle im Verhältnis zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Tschechischen (bzw. früher der Tschechoslowakischen) Republik, und seit langem suchte sie dabei immer wieder die Zusammenarbeit mit dem Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung. So hatte Ferdinand Seibt, dem die deutsch-tschechische Schulbuchanalyse immer ein Anliegen war, gemeinsam mit Hans Lemberg in der politisch schwierigen Phase nach 1968 „ganz ohne offiziellen Auftrag und An-

spruch“ dafür gesorgt, dass das Thema wenigstens auf deutscher Seite im Gespräch blieb. Aus mehreren Tagungen der Historischen Kommission für die böhmischen Länder (damals noch: Historische Kommission für die Sudetenländer) entstand in Zusammenarbeit mit dem Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung ein Sammelband.¹

Die diesjährige Jahrestagung der Historischen Kommission für die böhmischen Länder mit dem Titel „Nach der Wende: Nachbarn im Schulgeschichtsbuch“ (Bad Wiessee, 9. bis 11. Mai 2003) steht somit in guter Tradition; dies gilt auch, was die Erweiterung der Perspektive auf das tschechisch-polnische und slowakisch-ungarische Verhältnis angeht. Ausgehend von Schulbucherwartungen und Schulbuchpraxis bei Lehrern und Schülern und der Frage nach dem Stellenwert Europas im schulischen Geschichtsunterricht wurde anhand von Fallstudien das Bild der mitteleuropäischen Nachbarn in den Schulbüchern wie im Schülerbewusstsein Tschechiens und Deutschlands seit der Wende mit Ausblicken nach Polen und Ungarn behandelt, ohne dass hier schon eine gleichsam ‚flächendeckende‘ Erfassung ganz Ostmitteleuropas angestrebt werden konnte und sollte.

Nach den Begrüßungs- und Einführungsworten durch Ralph Melville (Mainz), dem Obmann der Historischen Kommission für die böhmischen Länder, und Manfred Alexander (Köln), dem Vorsitzenden der deutschen Sektion der gemeinsamen deutsch-tschechischen Schulbuchkommission, sprach am Freitagabend zunächst Bodo von Borries (Hamburg) über „Schulbucherwartungen und Schulbuchpraxis bei Lehrern und Schülern“. Er zeichnete anhand empirisch erhobener Daten ein pessimistisches Bild dieser Praxis in Deutschland. Die Schulbücher seien für das Gros der Schüler zu kompliziert; die Schüler pflegten eine Einstellung der „Gott ergebenheit“ den Schulbüchern gegenüber, während die Lehrer zwar die dort gebotenen Quellentexte intensiv nutzten, nicht aber die Autorentexte. Neben dem Einfluss vor allem der elektronischen Medien (und nicht mehr so sehr wie früher der Familienerinnerung) sei die Wirkung der Geschichtsschulbücher auf das historische Gedächtnis der Schüler empirisch kaum messbar.

Den Samstag leitete Andreas Helmedach (Braunschweig) mit einer kurzen Vorstellung der Arbeit des Georg-Eckert-Institutes ein. Danach bestritt Bodo von Borries, der dankenswerterweise kurzfristig für eine verhinderte Referentin eingespungen war, auch das erste Hauptreferat dieses Tages, in dem er unter dem Titel: „Europa im Geschichtsunterricht: vorhandenes Schülerbewusstsein, wünschenswerte Inhalte, problematische Lernprogression“ ein Modell der Kategorien und Knotenpunkte europäischer Geschichte entwarf, die den Schülern (die dazu neigten, die Bedeutung Europas extrem zu unterschätzen) vermittelt werden sollten.

Hierauf folgten die Analysen deutscher und tschechischer Geschichtsschulbücher. Zdeněk Beneš (Prag) untersuchte „Das deutsch-tschechische Verhältnis in aktuellen deutschen Schulbüchern“, Robert Luft (München) berichtete über „Deutschland und die Deutschen in tschechoslowakischen Schulbüchern vor 1989“ und Heidrun

¹ *Lemberg, Hans/Seibt, Ferdinand (Hgg.): Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulliteratur und im populären Geschichtsbild. Braunschweig 1980 (Studien zur internationalen Schulbuchforschung. Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts 28).*

Dolezel (Rosdorf) über „Deutschland und die Deutschen in tschechischen Schulbüchern nach der Wende“. Während demnach in den tschechoslowakischen Geschichtsschulbüchern der sozialistischen Periode – den Büchern, die das Wissen der heutigen Lehrer geprägt haben – alles Deutsche nur mehr oder weniger zufällig auftrete und gerade so problematische Phasen der tschechisch-deutschen Beziehungsgeschichte wie der nationale Konflikt in den böhmischen Ländern im 19. Jahrhundert einfach ausgeblendet worden seien, ließen die neuesten tschechischen Geschichtsschulbücher mit ihren auf aktuellen Forschungsergebnissen basierenden Texten nicht mehr viel zu wünschen übrig. In den deutschen Schulbüchern dagegen wurden und würden auch heute nur sehr wenige Ereignisse der tschechischen Geschichte angesprochen, und zwar überwiegend solche, die mit der deutschen Geschichte in direkter Verbindung stünden. Dagegen unterbleibe, ganz im Einklang mit der Geringschätzung alles Nationalen durch die heutige deutsche Bildungsschicht, jede Auseinandersetzung mit der tschechischen Nationalbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts völlig, womit Lehrern und Schülern letztlich auch jede Verständnis- und Zugangsmöglichkeit zur modernen tschechischen Geschichte verperst sei.

Marlis Sewering-Wollanek (Marburg) konstatierte in ihrem Referat: „Juden, Roma und Sinti in tschechischen Schulbüchern und Lehrerhandreichungen“, dass Juden und besonders Sinti und Roma als Mit-Protagonisten der tschechischen Geschichte in den tschechischen Geschichtsschulbüchern der letzten Dekade noch immer unzureichend repräsentiert seien, obgleich sich seit 1998 Verbesserungen anbahnten, die in Zusammenhang mit der von der Tschechischen Republik angestrebten Mitarbeit in verschiedenen internationalen Kommissionen stehen dürften.

Über die „Kenntnisse der tschechischen Jugend über Polen und die polnische Geschichte“ berichtete auf der Basis empirischer Studien Blažena Gracová (Moravská Ostrava/Mährisch Ostrau). Auch im heutigen Tschechien rangiert das Fernsehen demnach als Informationsquelle für die Jugend vor dem Geschichts- und Geographieunterricht. Aus deutscher Sicht sind die Kenntnisse der tschechischen Schüler über Polen bemerkenswert detailliert – was angesichts des sehr faktenorientierten tschechischen Geschichtsunterrichts auch nicht wirklich überraschen kann. Dennoch könne das Wissen der Schüler über die polnische Kultur und Geschichte nicht als zufrieden stellend betrachtet werden. Wie Denisa Labischová (Moravská Ostrava) in ihrem Referat „Das Polenbild im historischen Bewusstsein der tschechischen Jugend“ erläuterte, umfasse das polnische Heterostereotyp der Tschechen vor allem positive und neutral beschreibende Komponenten, wobei die Intensität der positiv konnotierten stereotypen Eigenschaften zunehme. Mit Ausnahme des Nationalismus würden den ‚typischen Polen‘ die Eigenschaften des ‚idealen‘ Europäers zugeschrieben, wobei die Ähnlichkeit der Polen mit den Tschechen als das dominierende Charakteristikum empfunden werde. Wo es Probleme mit Polen gebe, sehe die tschechische Jugend die Vergangenheit nur selten als Quelle der Animositäten.

Auf die nach wie vor im slowakisch-ungarischen Verhältnis bestehenden Probleme machte schließlich durch Inhalt wie Tonfall das am Sonntag auf der Tagung verlesene Referat von Julius Albertý (Banská Bystrica/Neusohl) „Slowaken und die

Slowakei in den gegenwärtigen ungarischen Lehrbüchern“ aufmerksam. Verschiedene ungarische Geschichtslehrwerke enthielten in ihren Abschnitten zur slowakischen Geschichte nicht nur sachliche Fehler, sondern verwendeten noch immer auch nationalistisch gefärbte Begriffe und einseitige Darstellungen.

In der lebhaften Schlussdiskussion drängten deutsche wie tschechische Teilnehmer vor allem auf die Erarbeitung zusätzlicher Unterrichtsmaterialien zur gemeinsamen deutsch-tschechischen Geschichte, um interessierten Lehrern und Schulklassen beider Länder bessere Möglichkeiten zu geben, sich auf dem neuesten Stand der Forschung Kenntnisse über diesen ebenso interessanten wie wichtigen Themenkomplex zu verschaffen. In den normalen Schulbüchern beider Länder, die heute nur noch wenig Anlass zur Kritik böten, sei eine Ausweitung des für die Behandlung der gemeinsamen Geschichte zur Verfügung stehenden Raumes dagegen realistischerweise nicht zu erwarten. Die Referate der gelungenen Tagung sollen als Band 113 der Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts „Studien zur internationalen Schulbuchforschung“ zu Anfang des kommenden Jahres publiziert werden.

Braunschweig

Andreas Helmedach

PROPAGANDA, (SELBST-)ZENSUR, SENSATION:
GRENZEN VON PRESSE- UND
WISSENSCHAFTSFREIHEIT IN DEUTSCHLAND
UND TSscheCHIEN SEIT 1871

Wissenschaftler aus Deutschland und Tschechien fanden sich am 30. und 31. Mai 2003 in Düsseldorf zur dritten Konferenz der Heinrich-Heine-Universität und der Prager Karls-Universität zusammen, um über „Propaganda, (Selbst-)Zensur, Sensation: Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit in Deutschland und Tschechien seit 1870“ zu diskutieren. Im Zentrum der interdisziplinären Konferenz standen (Selbst-)Zensur und Propaganda im Nationalsozialismus und in den kommunistischen Diktaturen. In solchen Zeiten sind, wie der Historiker Detlef Brandes (Düsseldorf) in seiner Einführung darlegte, Zensur und Propaganda zwei Seiten ein und derselben Presse- und Wissenschaftspolitik. Im nationalsozialistischen Deutschland, im so genannten Protektorat Böhmen und Mähren wie auch unter kommunistischer Herrschaft in der ČSR/ČSSR und der DDR ging es um behördliche Kontrolle oder das Verbot von Medien, Informationen, Kunstwerken und wissenschaftlichen Erkenntnissen, entweder durch Vor- bzw. Nachzensur oder durch Selbstzensur der Redakteure und Journalisten, die damit behördliche Eingriffe zu vermeiden suchten.

Einen weiteren Aspekt der Tagung bildeten staatliche Propaganda und Zensur – oft in der subtileren Form von Selbstzensur – zu anderen Zeiten. Hierzu passe laut Brandes auch der Begriff der Sensation: Ihn hätten die Veranstalter in den Titel aufgenommen, um das oft problematische Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und der Darstellung in den Medien zur Sprache zu bringen und am Beispiel der Medizin zu analysieren. Diesen unterschiedlichen Aspekten der Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit gingen die Referenten in drei Themenblöcken

nach: erstens Zensur und Selbstzensur, zweitens Presselenkung und öffentliche Meinung sowie drittens Herausforderungen an die Medizin und ihre öffentliche Wahrnehmung.

Einige der Vorträge galten der gezielten Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Deutschland vor 1945: So befasste sich Wolfgang Mommsen (Düsseldorf) mit der „Lenkung und Selbstzensur der deutschen Presse im Kaiserreich“; Christoph Cornelißen (Düsseldorf) widmete sich der deutschen Militärzensur während des Ersten Weltkrieges und Boris Barth (Konstanz) politischen Einstellungen an Universitäten der Weimarer Republik. Der Soziologe Karl-Heinz Reuband (Düsseldorf) zeigte am Beispiel antisemitischer Filme aus der NS-Zeit, wie unterschiedlich antijüdische Agitation von deutschen Zuschauern aufgenommen werden konnte.

Der größere Teil der Vorträge befasste sich mit der Frage nach Propaganda und Zensur in den deutsch-tschech(oslowak)ischen Beziehungen. So beschrieb die Düsseldorfer Germanistin Sibylle Schönborn die Kriegsvorbereitungen im Feuilleton der „Bohemia“ und des „Prager Tagblatts“ zwischen 1913 und 1914. Diese in der böhmischen Metropole erscheinenden deutschsprachigen Zeitungen diskutierten bis 1914 auf äußerst differenzierte und vielschichtige Weise die Problematik nationaler und kultureller Identitätsbildung. Dagegen zeigte sich seit der Julikrise 1914 ein völlig gewandeltes Bild in der deutschsprachigen Presse: Die nationalen Differenzen im Inneren des Landes wurden nun zu folkloristischer Vielfalt verharmlost. Die Grenzen, die zuvor durch die Donaumonarchie verlaufen waren, wurden durch den Rückgriff auf die Dichotomie von Orient und Okzident bzw. Islam und Christentum weit nach außen verlagert.

Der Prager Historiker Pavel Zeman stellte die tschechoslowakische Wochenschau „Aktualita“ vor, die ab 1937 als Ton-Wochenschau produziert wurde. Dies geschah zwar im Auftrag der tschechoslowakischen Regierung, doch nutzte diese die propagandistischen Möglichkeiten, die sich damit eröffneten, kaum: Die politischen Nachrichten in der „Aktualita“ informierten selten über die Entwicklung im Deutschen Reich und den repressiven Charakter des NS-Regimes. Wenn die Wochenschau über das Deutsche Reich berichtete, dann nur im Kontext der internationalen Politik. Diese Zurückhaltung entsprach der tschechoslowakischen Außenpolitik, die den NS-Staat nicht provozieren wollte.

Drei Vorträge in Folge behandelten die deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen in der Zeit der Diktaturen unter dem Blickwinkel von Propaganda, Zensur und ihren Folgen. Die Wirkung der Propaganda aus Berlin und Prag sowie aus London und Moskau auf die Stimmung der tschechischen Bevölkerung im Protektorat analysierte Detlef Brandes. Er kam zu dem Schluss, dass die tschechische Bevölkerung größeres Verständnis für den Attentismus und die Kollaboration der Protektoratsregierung als für die Position der Exilregierung und der Widerstandsbewegung zeigte. Die Frage, ob ein Export des Kommunismus drohe, spaltete Brandes zufolge die tschechische Gesellschaft. Dagegen sei der Hass auf Deutschland – vor allem aber auf die Sudetendeutschen – allgemein gewesen. Vergeltung für die Schrecken und die Demütigungen der Besatzungsherrschaft sowie die Absicherung gegen ein ‚neues München‘ seien für die Widerstandsbewegung wie auch für die Mehrheit der

Tschechen Motive gewesen, die Vertreibung der Sudetendeutschen zu befürworten.

Daran anschließend befasste sich Tim Fauth aus Düsseldorf mit der Zensur in den ersten Jahren des Protektorats. Im Herbst 1939 übernahm ein deutscher Arbeitsstab die Lenkung der Presse sowie die Aufsicht über die tschechische Presse. Von nun an instruierten tägliche Pressekonferenzen nach dem Vorbild des Reiches die Journalisten über Auswahl und Gestaltung der Themen. Mitte des Jahres 1940 konnten die obersten Presselenker feststellen, dass die tschechische Presse und auch der Rundfunk die deutschen Vorgaben erfüllten. Im Bereich des Kulturlebens genossen die Tschechen allerdings laut Fauth Freiräume. Zwar mangelte es nicht an verbotenen Schriften und Autoren, doch seien Kontrolle und Zensur des Kulturbereiches der tschechischen Verwaltung weitgehend selbst überlassen worden. Personalmangel, Kompetenzstreitigkeiten und fehlende einheitliche Richtlinien hätten eine Grauzone geschaffen, in der sich das tschechische Kulturleben entwickeln konnte.

In seinem Vortrag „Von Gegnern zu Verbündeten“ beschäftigte sich schließlich Volker Zimmermann (Düsseldorf) mit der staatlichen Propaganda in den Beziehungen zwischen der DDR und der Tschechoslowakei in der Zeit von 1949 bis 1961. Die Überwindung gegenseitiger Feindbilder in beiden Gesellschaften sei auf tschechoslowakischer Seite schwieriger gewesen als auf der deutschen. Die schließlich erfolgte Normalisierung der Beziehungen sei denn auch nicht auf die oft plumpe Propaganda zurückzuführen, sondern vor allem auf die seit Mitte der fünfziger Jahre steigende Zahl persönlicher Kontakte zwischen Bürgern beider Staaten. Bis dahin hätten DDR- und ČSR-Bürger von ihren jeweiligen Partnerstaaten nur vage Vorstellungen gehabt. Dies lege die Grenzen der Propaganda offen, die nicht wirken konnte, da das verordnete Bild durch die eigene Anschauung keine Unterstützung gefunden habe.

Milan Drápala (Prag) leitete eine Reihe von Beiträgen ein, die sich mit der Zensur in der kommunistischen Tschechoslowakei befassten, und widmete sich der Lage der tschechoslowakischen Presse während der ersten drei Nachkriegsjahre. Die Verstaatlichung der Industrie, die Aussiedlung der Deutschen, das System der Nationalen Front ohne Opposition sowie die Bindung an die UdSSR bildeten – so Drápala – Determinanten dieser Periode. Als Wochenzeitungen der katholischen Volkspartei seit Herbst 1945 kritischer berichteten, forderte der kommunistische Informationsminister Václav Kopecký Eingriffe in die Struktur und die Freiheit der Presse. Sein Ministerium hatte mit der Verfügungsgewalt über das Papier ein mächtiges Kontrollinstrument erhalten, wurde aber mehrmals durch Vereinbarungen innerhalb der Nationalen Front gebremst. Angesichts des Drucks der Kommunisten auf ihre Presse schien es den bürgerlichen Politikern schließlich das geringere Übel, durch ein Gesetz die Zensur einzuführen und zugleich zu begrenzen.

Nach der Übernahme der Alleinherrschaft mussten die Kommunisten nicht mehr über Pressefreiheit diskutieren. Der Prager Rechtshistoriker Karel Malý skizzierte die Entwicklung des Presserechts in den böhmischen Ländern seit Beginn des 19. Jahrhunderts, und beschrieb auf dieser Grundlage die Pressepolitik des kommunistischen Regimes. Die Kontrolle übernahm ein Presseaufsichtsamt im Innenministerium, in den Zeitungen saßen Zensurredakteure und bei der Post Beamte der

Staatssicherheit, die Verlagsproduktion wurde von einem Lektorenrat genehmigt. Im Juni 1968 wurde die Pressezensur aufgehoben und nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen im September wieder eingeführt.

Alena Mišková (Prag) schilderte in ihrem Beitrag zwei Säuberungswellen in den Bibliotheken der 42 Institute der Prager Akademie der Wissenschaften. Betroffen waren vor allem die Literatur über die Sowjetunion und den Bolschewismus sowie Werke von Exkommunisten und nicht-kommunistischen Politikern. Insgesamt wurden etwa 800 Bücher ausgesondert, was angesichts einer zweihunderttausendbändigen Sammlung allein in der Akademischen Zentralbibliothek eher bedeutungslos war. Dramatischer waren die Verluste der allgemeinen Bibliotheken, worauf Jiří Pešek (Prag) hinwies: In den ersten drei Jahren nach der kommunistischen Machtübernahme wurden 20 Millionen, in den fünfziger Jahren weitere 7,5 Millionen Bücher den Papiermühlen überantwortet. Verbote trafen aber auch die moderne bildende Kunst und die Musik.

Ausführlich behandelte Pešek die Kontrolle von Druckschriften, die Privatpersonen per Post zugeschickt wurden. In der Prager Bezirksprokuratur, deren Bestände Pešek durchsehen konnte, lagern die konfiszierten Periodika, wobei die beanstandeten Artikel rot angestrichen und kurz kommentiert wurden. Sie reichten von Nachrichten über den politischen Terror in der Tschechoslowakei bis zur Meldung, dass russische Besatzungsoffiziere in Österreich in einem Nudistenklub erwischt worden seien. Zumindest 1948 und 1949 konnte sich – so Pešeks Schluss – jedoch eine nicht kleine Schicht von Bürgern noch aus westlichen Quellen informieren. Schließlich legte Bohumil Doležal, ehemaliger Prager Abgeordneter und freier Journalist, seine Sicht der Entwicklung der Presse in der erneuerten tschechischen Demokratie dar.

Auch mehrere der folgenden medizinhistorischen Beiträge beschäftigten sich mit der Tschechoslowakei. So zeigte Petr Svobodný (Prag) am Beispiel der zwei angesehensten und meistgelesenen medizinischen Zeitschriften die Ideologisierung der öffentlichen Diskussion über die Reform des Gesundheitswesens in der Tschechoslowakei. In den ersten drei Nachkriegsjahren wurde noch das britische neben dem sowjetischen Modell als Vorbild für die Umgestaltung des tschechoslowakischen Gesundheitswesens diskutiert. Nach dem Februar 1948 bezeichneten dagegen die beiden medizinischen Zeitschriften allein die Sowjetunion als ‚unseren Lehrer‘. Das Gesundheitswesen sollte zentral geplant und vereinheitlicht werden. Die Standesorganisation der Ärzte wurde in die Gewerkschaftsbewegung integriert.

Das einheitliche Gesundheitswesen hatte aber auch einige Erfolge aufzuweisen, nämlich bei der Prävention von Krankheiten und der Fortbildung der Ärzte. Darauf wiesen die Prager Mediziner Michal Anděl, Pavel Čech und Pavel Kraml hin. 1968 wurde der Ärzteverband kurzzeitig wiederbelebt und über die Möglichkeit einer freien Arztwahl diskutiert. In der Phase der Resowjetisierung, der so genannten ‚Normalisierung‘, förderte das Regime dann zum Beispiel die Kardiochirurgie und Transplantationsmedizin, deren Erfolge die Partei ihrer eigenen Politik zuschrieb. Dagegen war es der Presse untersagt, über die extreme Luftverschmutzung in Nordböhmen oder die Zahl der Selbstmorde zu berichten; die Auswirkungen der Katastrophe von Tschernobyl wurden systematisch bagatellisiert.

Es folgten weitere Vorträge zur Medizingeschichte: So sprach der Medizinhistoriker Alfons Labisch (Düsseldorf) über die Wahrnehmung von Krankheiten in Presse und Öffentlichkeit, der Chef der Hautklinik der Heinrich-Heine-Universität, Thomas Ruzicka, über das Bild des Arztes „zwischen soap opera und Gerichtssaal“ und der Düsseldorfer Journalist Torsten Casimir über den Umgang mit medizinischen Themen in der „Rheinischen Post“.

In der Gesamtschau ergaben die Konferenzbeiträge ein facettenreiches Bild der Entwicklung der Wissenschafts- und Pressefreiheit in Deutschland und Tschechien von 1870 bis 1989. Dies ermöglichte nicht zuletzt der interdisziplinäre Charakter der Konferenz – auch wenn die Historiker eindeutig in der Überzahl waren. Die meisten Referenten präsentierten neue Forschungsergebnisse, wobei die Vielfalt der dargebotenen Ansätze die gesamte Bandbreite der Forschung zu diesem Thema aufzeigte. Gerade die Begegnung unterschiedlicher Forschungsmethoden machte den Reiz dieser Veranstaltung aus.

Düsseldorf

Severin Gawlitta/Dmitry Myeshkov

NEUE LITERATUR

Toma, Peter A./Kováč, Dušan: *Slovakia. From Samo to Dzurinda.*

Hoover Institution Press, Stanford 2001, 432 S.

Auf dem Waschzettel des hier zu rezensierenden Buches ist unter anderem zu lesen, es handle sich um „a true history of the Slovak people without prejudice“, und um „the definitive volume for readers in the English language“; im Vorwort verspricht der Reihenherausgeber: „The excellence of the Toma-Kovac work [...] will have an enduring quality“ und stellt fest: „What is particularly impressive is the manner in which the authors [...] combine their scholarship to present the complexity of the Slovak history with maturity, sophistication, and objectivity“. Leider werden viele Leser, die diese Lobpreisungen anfangs unter „Klappern gehört zum Handwerk“ verbuchen, nach der Lektüre des Werkes wohl eher den Eindruck haben, es handle sich um lautes Pfeifen im Walde.

Das Buch ist aus der Kooperation eines Politologen (Toma) und eines Historikers (Kováč) hervorgegangen. Der allgemein zu beobachtende Trend zur Aktualisierung der slowakischen Geschichte wird auch hier deutlich. Das 20. Jahrhundert dominiert das Werk, von rund 360 Seiten sind keine fünfzig der Zeit vom Mittelalter bis 1900 gewidmet, die Auflösung der Tschechoslowakei sowie die Entwicklung der neunziger Jahre finden bevorzugte Behandlung. Aktuelles politisches Interesse bildet sichtlich eine Motivation für die Edierung der Hoover-Press Reihe „Studies of Nationalities“, in der bisher Bücher zu den Georgiern, Esten, Kasachen, Moldaviern und anderen ‚jungen Nationen‘ erschienen sind. Allerdings wird nur im Fall des Bandes zur Slowakei die Vergangenheit eher kurz abgehandelt. Zu bedauern ist dabei vor allem, dass die offensichtliche Dominanz eines Politologen dem Buch nichts genützt hat, was die theoretische und systematische Fundierung angeht. Toma, dem offenbar die Gesamtkonzeption des Buches zuzuschreiben ist, interessiert sich augenscheinlich nicht für Modelle, Probleme und Thesen, sondern verspricht in seinem Vorwort einen „factual historical survey“ und bekennt sich zu dem Wunsch zu wissen, „*what actually happened*“ (S. XXV, Herv. i. O.).

Das Ergebnis dieser Herangehensweise ist eine Darstellung von Daten und Ereignissen, in der Individuen sowie Institutionen dominieren. Geschichte erscheint als eine Folge von Entscheidungen Einzelner oder Gruppen; Aktionen stehen im Vordergrund, Strukturen werden vernachlässigt. Entsprechend handelt es sich um eine fast ausschließlich politische Geschichte, die hier präsentiert wird. Wirtschaftliche Fragen spielen eine geringe Rolle, Kultur ist deutlich unterrepräsentiert, sozialgeschichtliche Aspekte werden fast vollkommen ignoriert.

Erscheint dieser Ansatz allein schon problematisch, vor allem da es sich um ein Buch handelt, das mit dem Ehrgeiz verfasst wurde, Vollständigkeit, ja Komplexität zu bieten, so ist noch ärgerlicher, dass der Anspruch der ‚Faktentreue‘ zu einer

Darstellung ohne theoretische Fundierung und analytische Ansätze geführt hat. Die Ereignisse stehen in diesem Buch nicht nur im Vordergrund, sie stehen dort vor allem isoliert. Langfristige Tendenzen, Entwicklungsstränge, die Bedeutung des Geschehens werden so gut wie nicht ausgeführt. Sätze wie „As an institution created and organized by Slovaks, Matica Slovenska played a significant role in increasing Slovak national awareness“ (S. 37) stellen bereits das Höchstmaß an analytischer Schärfe dar. Die Frage aber, weshalb dieser Organisation eine solche Bedeutung zukommt, wird nicht gestellt, die soziale und kulturelle Bedeutung von Vereinen im 19. Jahrhundert, die ganze Problematik von Presse und Öffentlichkeit, die Ausbildung von Sprache und Kultur als wichtige Momente der Nationsbildung nicht erwähnt.

Ein Grund für diese gravierende Schwäche des Buches scheint nicht zuletzt in radikalen Kürzungen des Kováč'schen Textes zu liegen. Offenbar hat Dušan Kováč ein Manuskript geliefert, das er dann kurzfristig in seinem Buch „Dějiny Slovenska“ (Die Geschichte der Slowakei, Praha 1998) verarbeitet hat (Toma beschwert sich im Vorwort bitter über diesen Umstand). So stimmen die Texte einzelner Kapitel („based on the Slovak text by Dusan Kovac“) beider Bücher teilweise wörtlich überein – bis auf die sozial- und kulturhistorischen Abschnitte sowie Ansätze zur Analyse, welche „Dějiny Slovenska“ zu einer ausgewogenen und soliden Überblicksdarstellung machen, aus „Slovakia“ aber mehr oder weniger vollständig herausgestrichen wurden. Um dieses Problem deutlich zu machen, hier nur zwei kurze Zitate: Wenn Kováč in „Dějiny Slovenska“ schreibt „Der Adel hatte dafür [sich der Reformation anzuschließen, M.W.] *nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gründe*“, so steht in Tomas Buch „The nobles had *plenty of secular reasons, namely, the seizure of properties held by the Catholic Church [...]*“ (S. 14, Herv. M. W.). Die Geschichte, die der Leser von „Slovakia“ vorfindet, ist eine von kurzfristigen rational-choice-Motivationen bestimmte. Ein zweites Beispiel: Die Entwicklung der slowakischen Nationalgesellschaft wird in Kováč's Buch unter dem Begriff der Modernisierung als Prozess der Politisierung, Herausbildung einer „kulturellen Infrastruktur“, Bildungsentwicklung und der Entstehung „eigener wirtschaftlicher Strukturen“ begriffen (Kováč S.140). In „Slovakia“ scheint dieser wichtige Abschnitt übersetzt, aber radikal und sinnberaubend verkürzt worden zu sein:

Still, the last quarter of the nineteenth century was a period of the greatest stagnation in the evolution of a Slovak national society. The period saw modernization throughout Europe, brought about primarily by an unprecedented expansion of industrial production. Hungary built a new network of rail systems, most of it on Slovak territory, and next to Budapest, Slovakia soon became the most important industrial area of the Kingdom of Hungary. (S. 40)

Auf diese Weise jagt der Autor den Leser durch eine Folge von Ereignissen, ohne diese zu strukturieren und deren Bedeutung zu erklären. Ebenso wie eine wirkliche Periodisierung fehlt eine thematische Strukturierung, weder die Stellung der Religion noch die der Sprache wird deutlich, die Komplexität der politischen Positionen im Dreiecksverhältnis von Magyaren, Slowaken und Wien wird ignoriert. Darüber hinaus leidet die gesamte Darstellung der Entwicklung vom frühen Mittelalter bis 1918 an einem zentralen Mangel: Das Konzept der Nation wird nicht problematisiert. Eine theoretische Auseinandersetzung findet nicht statt (abgesehen

von einem lakonischen „we do not advocate any Slovak racial purity and for this reason treat the Slovaks and Slovakia conceptually as members of the modern nation-states“ in der Einleitung), und die Historisierung, wie sie Kováč in „Dějiny Slovenska“ angeboten hat, fiel hier ganz offenbar weitgehend dem Rotstift zum Opfer. Es steht zu vermuten, dass dieser Umstand paradoxerweise ein Ergebnis von Tomas Bemühen um Objektivität ist. In seinem Vorwort setzt er sich aggressiv von Stanislav (nicht Josef, wie er schreibt) Kirschbaum und dessen Konzept des „struggle for survival“ ab, das er sogar als „social Darwinism of the Spenglerian sort“ bezeichnet. Problematisch aber ist, und dies nicht nur für das vorliegende Buch, sondern für die gegenwärtige diesbezügliche Historiographie generell, dass ‚die Slowakei‘ und/oder ‚die Slowaken‘ und die Entwicklung zum Nationalstaat das vorherrschende Objekt und das bestimmende Paradigma liefern. Der Versuch, sich gegen diesen Rahmen zu stellen und möglicherweise nicht nur in Monographien, sondern auch in Überblickswerken neue Perspektiven zu Nation, Region, Modernisierung, Gesellschaft und Kultur zu entwickeln, wäre unbedingt begrüßenswert. Einfaches Ignorieren des Problems aber und das Bemühen, sich mit einer konzeptlosen ‚Faktengeschichte‘ darüber hinwegzuretten, ist es nicht.

Interessant ist dabei, dass Toma sich zwar der Konzeptualisierung und historischen Wertung, aber keineswegs der – zuweilen sehr problematischen – moralischen Beurteilung enthält. Nach einer für eine slowakische Geschichte erstaunlich langen Beschreibung der Vertreibung der Deutschen aus Böhmen und Mähren folgt dieser zitierwürdige Satz:

If the teachings of T. G. Masaryk, the founder of Czechoslovak democracy, had been remembered, these and other crimes could have been prevented because we would have been reminded of his warning: ‘Very often hatred, for example, toward another nation, is considered love toward one’s own nation. It is greater, however, not to have that hatred but to love positively.’ Because of not remembering, Czechoslovak morals *were lowered to the same level as those of the Nazis in Lidice.* (S. 166, Herv. M. W.)

Um doch etwas Positives zu sagen: Das Kapitel zum so schwierigen Thema des Slowakischen Staates der Jahre 1939 bis 1944 erscheint ausgewogen geschrieben, und hier überwiegt die Analyse einmal gegenüber der Ereignisfolge. Leider ist aber auch hier mangelndes Problembewusstsein zu erkennen: So erscheint der Begriff ‚totalitär‘ doch durchaus diskussionswürdig, ebenso wie man sich zumindest einen Hinweis auf die Strittigkeit der Position Tisos gewünscht hätte. Die vorsichtigeren Formulierung Kováčs in seiner „Dějiny Slovenska“ ist hier durch das sehr deutliche „The Jewish Holocaust in Slovakia is one of the most tragic chapters in Slovak history, and the responsibility for it lies directly with the Slovak puppet government.“ (S. 132) ersetzt worden – auch hier leider kein Hinweis auf Debatten und Forschungsstand.

Es ist sicher seine Zurückhaltung gegenüber jeglicher *longue durée*, die Toma schließlich dazu bringt, die Auflösung der Tschechoslowakei auf sehr unhistorische Weise zu interpretieren. Er konzentriert sich auf wirtschaftliche Veränderungen und diesbezügliche Ängste sowie die Wahlen und die Verfassungsfrage und fasst die Gesamtproblematik der Zeit nach 1989 als „lack of civil society“ zusammen. Dieser Ansatz hat einerseits etwas Erfrischendes, wird doch die sonst zuweilen vorherr-

schende teleologische Perspektive der tschechisch-slowakischen Konflikte und der schließlichen Trennung vermieden. Andererseits aber vermittelt die Lektüre den Eindruck, der Autor habe sich mit den vielen Büchern und Artikeln zu diesem Problem kaum auseinandergesetzt, welche die historischen Entwicklungen mit politologischen Modellen verbinden. Auch hier bleibt die Darstellung leider an der Oberfläche, die Ereignisse ergeben kein Erklärungsmuster, geschweige denn eine These.

Zu diesen vielen grundsätzlichen Schwächen kommen weitere Details, die den Wert des Buches zusätzlich mindern: Das vollständige Fehlen diakritischer Zeichen sowie die ausgesprochen unprofessionell wirkenden und larmoyanten Beschwerden Tomas im Vorwort, nicht nur zum bereits erwähnten Verhalten Kováčs, sondern auch über den angeblich so schlechten Zugang zu tschechischen und slowakischen Archiven und Bibliotheken, und über die Forderung des Verlags, den Text nicht auf 800 (!) Seiten auszudehnen. Besonders ärgerlich ist das Fehlen eines Literaturverzeichnisses, dienen doch Werke wie das vorliegende häufig zur ersten Orientierung in einem neuen Lehr- oder Forschungsgebiet und sollten auf weitere Lektüre hinweisen. Hier fehlt nun nicht nur ein Literaturverzeichnis, von einer Bibliographie ganz zu schweigen, sondern die Fußnoten folgen auch noch einer so unverständlichen Logik, dass Aussagen wie „The Pragmatic Sanction opened the way to the throne to the eldest daughter of Charles VI, Maria Theresia“ belegt werden, es aber keinerlei Hinweise auf kontroverse Thesen und Debatten gibt und am Ende des bereits erwähnten Abschnitts zur Vertreibung der Deutschen eine Fußnote mit dem ausschließlichen und an dieser Stelle vollkommen unangebrachten Hinweis auf Staněks Spezialuntersuchung „Odsun Němců a křesťané“ (Die Vertreibung der Deutschen und die Christen, *Sřední Evropa* 1992) folgt.

Nach der Auflösung der Tschechoslowakei wurden in slowakischer, tschechischer, deutscher und englischer Sprache verschiedene Synthesen verfasst, die mehr oder weniger formalen wissenschaftlichen Standards entsprechen und sich mehr oder weniger auf dem heutigen Stand der historischen Forschung befinden. Zu der Entwicklung, ja Emanzipation einer slowakischen Geschichtsschreibung und einer Geschichtsschreibung über die Slowakei scheinen Synthesen geradezu fundamental zu gehören. Bedauerlich ist, dass das Bemühen, eine Geschichte linear zu erzählen, so vorherrschend erscheint, dass Hinweise auf Forschungskontroversen, die man doch zumindest in den Fußnoten, vielleicht auch in problematisierenden Zusatzkapiteln, wenn nicht in den Texten selbst, unterbringen könnte, oft vollkommen fehlen. Es wäre sicher wünschenswert, dass Synthesen in Zukunft weniger den Anspruch verfolgten, ein ‚Standardwerk‘ für die nächsten Generationen zu bilden, und statt dessen als Arbeits- und Einführungsbücher verfasst würden, die Studenten und Wissenschaftlern nicht nur vermeintlich endgültige Antworten präsentieren, sondern dabei helfen, Fragen zu formulieren und weiter zu forschen. Auch der so oft mit diesen Synthesen angesprochene Laie sollte nicht unterschätzt werden, und ein verständlich geschriebenes Buch, das die Probleme der Forschung darstellt, kann sicher erfolgreicher sein als die vorherrschende Ansammlung von ‚Tatsachen‘. Die so gern wiederholte Aussage, jede Generation müsse die Geschichte neu schreiben, sollte vielleicht einmal nicht nur mit Blick auf die Vergangenheit der Historio-

graphie, sondern auch auf deren Zukunft ernst genommen werden. Denn wie sehr der Versuch, ein „definitive volume“ zu verfassen, daneben gehen kann, und wie irreführend das Bemühen, objektiv und „faktengetreu“ Geschichte zu schreiben, möglicherweise sogar sein muss, demonstriert dieser Band leider eindrücklich.

Stanford/Berlin

Martina Winkler

Requate, Jörg/Schulze Wessel, Martin (Hgg.): Europäische Öffentlichkeit. Transnationale Kommunikation seit dem 18. Jahrhundert.

Campus, Frankfurt/M., New York 2002, 328 S.

Die Orientierung an sozialwissenschaftlichen Leitbegriffen bietet eine überzeugende Möglichkeit, jenseits begrenzter nationaler Perspektiven vergleichende Sozialgeschichte zu betreiben. Dies verdeutlicht der vorliegende Tagungsband „Europäische Öffentlichkeit“, der dreizehn sowohl geographisch als auch chronologisch breit gestreute Beiträge mittels der begrifflichen Klammer und der gemeinsamen Fragestellung nach transnationaler Kommunikation zusammenbindet. Herausgeber und Autoren fragen nach der Beschaffenheit und dem Wandel einer ‚Europäischen Öffentlichkeit‘, die jedenfalls als Appellationsinstanz schon in der frühen Neuzeit existierte und seitdem einen Teil der politischen Kultur unseres Kontinents bildet. Die einzelnen Aufsätze behandeln sowohl West- als auch Ostmitteleuropa.

In ihrer Einleitung versuchen die Herausgeber den Begriff „Öffentlichkeit“ aus seinem normativen Korsett zu befreien und erklären zugleich die Vorstellung von einer „Europäischen Öffentlichkeit“ im Habermas’schen Sinne zur Chimäre. Vielmehr legen Jörg Requate und Martin Schulze Wessel bei näherer Betrachtung ihres Untersuchungsgegenstandes dessen historische und geographische Vielschichtigkeit frei. Die Herausgeber formulieren, dass es sich bei der „Europäischen Öffentlichkeit“ keineswegs um eine normative Instanz, sondern um fluide Kommunikationszusammenhänge handelt:

Weder ist sie im Singular, gar mit bestimmtem Artikel, anzutreffen, noch ist sie wirklich europäisch. [...] So gesehen wird man auf empirischer Ebene allenfalls transnationale Öffentlichkeiten in Europa, kaum aber eine allumfassende gesamteuropäische Öffentlichkeit ausmachen können. (S. 13)

Der erste Teil des Bandes fragt in sieben empirischen Untersuchungen, welche gesellschaftlichen Gruppen versuchten, die europäische Öffentlichkeit für ihre Ziele zu mobilisieren. Gleich drei Aufsätze analysieren verschiedene Bemühungen jüdischer Gemeinden, Öffentlichkeit für ihre Anliegen zu schaffen. François Guesnet zeigt am Beispiel der 1744 durch Maria Theresia ausgebürgerten Prager Juden und anhand der „Damaskus Affäre“ von 1840 die sich wandelnden Anstrengungen, zugunsten verfolgter jüdischer Gemeinschaften auf internationaler Ebene öffentlichen Druck zu erzeugen. Thematisch verwandt sind die Ausführungen von Martin Schulze Wessel, der sich ebenfalls mit den Kommunikationsnetzen religiöser Minderheiten beschäftigt. Am Beispiel der Thorner Protestanten von 1724 gelingt es ihm zu zeigen, wie deren berechtigte Anliegen von der preußischen Politik zuerst aufgegriffen und dann umgedeutet wurden, um schließlich von Berlin dazu ein-

gesetzt zu werden, die Fortdauer polnischer Staatlichkeit zu diskreditieren. Damit hatte der Thorner Appell langfristige und nicht intendierte Folgen für die politische Geographie in Ostmitteleuropa. Anschließend zeigt Michael Berkowitz am Beispiel des Basler Kongresses von 1897, wie Theodor Herzl es verstand, in Europa eine jüdische Öffentlichkeit für sein zionistisches Projekt zu schaffen. Eberhard Demm und Frank Hadler arbeiten am Beispiel litauischer und tschechischer Intellektueller heraus, wie diese vor und im Ersten Weltkrieg versuchten, eine europäische Öffentlichkeit für das Ziel ihrer nationalen Unabhängigkeit zu interessieren. Dabei bedienten sich die selbst ernannten Repräsentanten dieser Völker einer Vielzahl unterschiedlicher Mittel: Sie gaben Zeitschriften heraus, verfassten Pamphlete und Resolutionen und veranstalteten Kongresse, über die sie dann wiederum selbst berichteten. Nach 1919 fanden diese Bestrebungen, Europas öffentliche Meinung für die Situation ethnischer Gruppen in Ostmitteleuropa zu interessieren, ihre Fortsetzung durch diejenigen ethnischen Gruppen, die versuchten, eine „Internationale der Minderheiten“ zu bilden. Der Beitrag von Xosé-Manoel Núñez veranschaulicht, wie beschränkt die Möglichkeiten transnationaler Kommunikation in einem Zeitalter waren, das von autoritärem und nationalistisch-völkischem Denken geprägt war. Ähnliche Ergebnisse wie Núñez formuliert Sabine Bamberger-Stemmann in ihrer Untersuchung zur Publizistik nationaler Minderheiten – insbesondere der Volksdeutschen – in der Zwischenkriegszeit. Auf diese Untersuchungen gestützt ließe sich die These wagen, dass die europäische Katastrophe von 1914-1945 und der anschließende Kalte Krieg auch eine Krise der transnationalen Kommunikation bedeutete – besonders zwischen Ost und West. Im vorliegenden Band findet sich denn auch kein Beitrag, der sich mit der Frage des Verhältnisses zwischen „Europäischer Öffentlichkeit“ und totalitärer Diktatur befasst. Dabei ließe sich nach meiner Ansicht zumindest für die staatssozialistischen Systeme zeigen, dass diese in geradezu inflationärer Art und Weise an die Weltöffentlichkeit appellierten und außerdem von der Idee eingenommen waren, eine Art eigener Öffentlichkeit sowjetischen Typs zu schaffen.

Der zweite Teil des Bandes beschäftigt sich mit der Rolle, die europäische Öffentlichkeiten in Revolutionen, Kriegen und Umbrüchen spielten. Wie schon in den Aufsätzen zur tschechischen und litauischen Nationalbewegung, so verweist auch Hans-Christian Maner in seiner Studie zu rumänischen Revolutionären von 1848 auf die zentrale Rolle von Paris als Schauplatz europäischer Kommunikation. Thomas Scheffler greift in seiner Analyse zum „Funktionswandel ‚orientalischer‘ Gewalt“ den Begriff „Orient“ als asymmetrischen Gegenbegriff zu „Europa“ auf. Scheffler kann zeigen, wie Europa sich im Gegensatz zu Asien konstituierte und welche Wirkungsmächtigkeit dieses Konzept bis in die jüngste Zeit entwickelte. Stefan Troebst zum Kosovo und Sören Brinkmann zum Spanischen Bürgerkrieg verdeutlichen, wie Unabhängigkeitsbewegungen und Bürgerkriegsparteien versuchten, die Ressource Öffentlichkeit zu nutzen. In diesen Beiträgen treten die Ambivalenzen der modernen Medienöffentlichkeit hervor, die eben auch Gewalttätern aller Couleur eine Bühne bietet. Letztlich wendet sich auch der internationale Terrorismus mit seinen Taten an dieses Forum.

Das Verdienst des Bandes von Jörg Requate und Martin Schulze Wessel ist es, den Begriff „Öffentlichkeit“ behutsam weiter für die sozialhistorische Forschung geöff-

net zu haben. Auch wenn man einschränkend festhalten muss, dass „Europäische Öffentlichkeit“ mehr eine Fragestellung als ein stringentes Analysekonzept darstellt, so zeigt sich doch, dass Fragen transnationaler Kommunikation in der Moderne ein wichtiger Baustein europäischer Geschichte sind.

Marburg

Jan C. Behrends

Havelka, Miloš: Dějiny a smysl. Obsahy, akcenty a posuny „české otázky“ 1895-1989 [Geschichte und Sinn. Inhalte, Akzente und Verschiebungen der „tschechischen Frage“ 1895-1989].

Knižnice Dějin a současnosti, Praha 2001, 203 S.

Miloš Havelka, der versierte Geschichtstheoretiker und langjährige Chefredakteur des Prager „Sociologický časopis“ (Soziologische Zeitschrift) wurde einer breiteren Öffentlichkeit vor allem durch seine große Edition des Streits um den Sinn der böhmischen bzw. tschechischen Geschichte bekannt.¹ In seinem neuen Buch, einem Text von erstaunlicher Dichte, kehrt er referierend und kommentierend zu ebendieser Problematik zurück. Er ergänzt sie teils um subtile theoretisch-methodologische Betrachtungen, teils durch einen vorwegnehmenden Bericht über die Fortsetzung der Debatte seit den dreißiger Jahren, deren Edition bis zur Wende von 1989 in Vorbereitung ist. Die Debatte ist trotz des unterschiedlichen Niveaus und der uneinheitlichen Fragestellung der einzelnen Beiträge hochinteressant, weil sie die Frage der tschechischen kollektiven Identität behandelt, wie sie sich nachdenklichen Zeitgenossen im Laufe eines Jahrhunderts stellte. Hervorzuheben ist, dass Havelka den Protagonisten gegenüber nicht unkritisch, aber immer fair bleibt. Die ständigen Hinweise auf ideelle Querverbindungen zur (meist deutschen) Geschichtstheorie machen die Lektüre aber nicht einfach. Darüber hinaus geht durch die Neigung des Verfassers zu extensiver Vollständigkeit stellenweise der rote Faden der eigenen Argumentation verloren, aber der Informationsgehalt des Werks ist von hohem Wert.

In einem theoretischen Teil untersucht Havelka die Rolle der so genannten ‚Symbolzentren‘, der dominanten Erinnerungsorte, die die historischen Wertvorstellungen hierarchisieren und kollektive Identifizierung ermöglichen, aber natürlich eine Reduzierung der komplexen Wirklichkeit vollziehen. Die Legitimität dieses Zugangs zur Vergangenheit wird mit Hinweis auf Max Weber, Heinrich Rickert, Ernst Cassirer, aber auch Wilhelm Wundt nachgewiesen und anhand älterer tschechischer Debatten, etwa um den tschechischen Nationalcharakter, um kollektive Mentalitäten und Stereotype, veranschaulicht. Interessant ist dabei, was schon František Palacký zu diesen zu sagen hatte (und vor welchem konkreten Hintergrund).

In einem zweiten Anlauf wird, wieder auf erheblichem philosophischen Niveau, der Begriff ‚Sinn‘ erörtert und die Möglichkeit geprüft, von einem kontinuierlichen Geschichtssinn zu sprechen; unter anderem wird auch dem Krisengefühl der Menschen in der Neuzeit als Sinnverlust nachgegangen. Die Krise des Historismus

¹ Siehe die Rezension in Bohemia 38 (1997) 423-425.

im späten 19. Jahrhundert dient Havelka zur Demonstration der Unmöglichkeit, aus noch so komplettierten empirischen Geschichtsbildern einen verbindlichen Sinn zu gewinnen: die subjektive ‚Wertbeziehung‘ ersetzt objektiven Sinn. Diese theoretische Vorarbeit ermöglicht es dem Verfasser, z. B. Masaryk einen mehrdeutigen Gebrauch des Begriffs ‚Sinn der Geschichte‘ nachzuweisen, aber auch die Begrifflichkeit von dessen Kontrahenten kritisch unter die Lupe zu nehmen.

Ein dritter Durchgang rekapituliert und ergänzt die schon aus der erwähnten Edition bekannte tschechische Debatte der Jahre 1895-1938, wobei ansatzweise auch die realen Hintergründe zur Sprache kommen, auf die Masaryks humanitäre ‚Integrationsideologie‘ der 1890er Jahre reagierte. Für Masaryks ‚christlichen Positivismus‘, so führt Havelka aus, war der Zugang zur Geschichte durch eine Auswahl des moralisch Wertvollen und Verpflichtenden gekennzeichnet, während der ‚konservative Historismus‘ der Goll-Schule historische Empirie und Sollen grundsätzlich trennte. Der Diskurs wurde auch nach 1918 fortgesetzt, wobei Masaryks moralische und politische Leistung zwar nun selbst zu einem historischen ‚Symbolzentrum‘ geworden war, aber seine Geschichtsinterpretation sich gegenüber Pekařs Argumenten letztlich doch als wissenschaftlich unhaltbar erwies. Pekař stand dabei Max Weber durchaus nahe, doch begriff er nicht den Konstruktcharakter von dessen ‚Idealtypus‘. Überhaupt wurden methodologische Einsichten, etwa Rádl's oder Slavík's, von der damaligen, aber auch der späteren, zu purem Positivismus neigenden tschechischen Geschichtsschreibung ignoriert. In Pekařs Rektoratsrede von 1931 zur Periodisierung der böhmischen Geschichte sieht Havelka dagegen mit Recht eine Vorwegnahme der späteren Mentalitätsgeschichte.

Von besonderer heuristischer Bedeutung ist die Aufarbeitung der Debatten um die tschechische Identität in den Krisenjahren 1938-1989: der Verfasser rügt zutreffend das Fehlen einer analytischen Geschichte der tschechischen Geschichtsschreibung dieser Zeit. Manche der Diskurse haben den Charakter moralisierender Abrechnungen mit der jeweils zusammengebrochenen Ordnung, die Republik von 1918 und das hussitische ‚Symbolzentrum‘ eingeschlossen (erwartungsgemäß bei integral-katholischen und faschistischen Autoren, doch überraschend auch bei Jan Patočka von 1939). Andere, wie der evangelische Theologe Josef L. Hromádka, schlugen Brücken von Masaryks progressistischer Liberalismuskritik zur Perspektive der Sozialisierung, doch bedeutete der radikale politische und soziale Umbruch nach Havelka im Grunde das Ende der Masaryk'schen Inspiration, bestenfalls dessen Historisierung und Marginalisierung, in den fünfziger Jahren dann das beinahe völlige Schweigen über die ‚tschechische Frage‘.

Aus den Wiederanknüpfungsversuchen der sechziger Jahre ragt ein Vortrag Jan Patočkas über Kontinuität und Diskontinuität der böhmischen Geschichte heraus. Erwähnenswert ist aber auch der Streit der erst später berühmt gewordenen Literaten Milan Kundera und Václav Havel um den Charakter der Reformbewegung von 1968. Sowohl Patočka als auch Václav Černýs Masaryk-Studien der siebziger Jahre stellen jeweils auf ihre Weise Masaryks Geschichtsphilosophie in Frage. Mit der Samisdat-Publizistik der achtziger Jahre geht die wichtige Studie zu Ende, wobei bezeichnenderweise der provozierende und allgemein unverstanden gebliebene „Podiven“ nur kurz erwähnt wird. Statt ein zusammenfassendes Fazit über die gegen-

wärtige Situation der tschechischen Geschichtsdebatten zu ziehen, bricht Havelka leider in falsch verstandener Askese seine klugen Ausführungen mit dem gewiss zu beherzigenden Plädoyer für einen offenen Dialog der immer unvollständigen Standpunkte und für eine Kultivierung des Umgangs mit dem Anderen ab.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Rosario, Iva: Art and Propaganda: Charles IV of Bohemia 1346-1378.

The Boydell Press, Woodbridge 2000, 155 S., 52 Abb.

Das schön gestaltete großformatige Buch dokumentiert eine Art Heimkehr. Als Tochter tschechischer Emigranten wurde die Autorin im Jahre 1991 bei ihrem ersten Besuch in Prag zu der vorliegenden Studie inspiriert, die in einer Doktorarbeit in „fine arts“ an der Universität Melbourne mündete und jetzt in einer für den Druck erweiterten Fassung vorliegt: „Not only did Prague appear to be dominated by Caroline architecture, but the images of Charles, scattered throughout the city, also served as permanent reminders of his reign“ (S. XIII). Ihre Herkunft ermöglichte der Autorin auch die umfassende Rezeption der tschechischen Literatur (die deutsche wurde leider in geringerem Ausmaß herangezogen).

Im Mittelpunkt steht die ikonographische Analyse der ‚Porträts‘ Karls IV. mit dem Ziel, diese in der „political ideology of the Caroline court“ zu verorten und Konzepte der Königs- bzw. Kaiserherrschaft Karls und seiner „political propaganda“ herauszuschälen. Die Leitfrage ist, vor welchem Hintergrund das künstlerische Abbild des Kaisers „as a tool of political propaganda in the Czech lands and elsewhere“ (S. XIII) Verwendung fand. Zu diesem Thema der Porträtuntersuchung stellt das Buch die erste umfassende Monographie dar und verdient daher besondere Aufmerksamkeit.

Von den circa 60 erhaltenen Porträts Karls befindet sich ungefähr die Hälfte in Prag oder in Böhmen. Sie gehen fast alle auf Aufträge Karls oder seines Umkreises zurück und entstanden zu Lebzeiten oder bald nach Karls Tod. Die Untersuchung baut auf einer thematischen Ordnung in zehn Kapiteln auf: Im ersten Kapitel folgt einer historischen Einführung eine Unterteilung des Materials in „portraits“ und „crypto-portraits“, die mit Fragen nach einer individuellen Note des Abgebildeten und nach formaler Typologisierung einhergeht. Im zweiten Kapitel dienen die ‚Porträts‘ dazu, Karls Verherrlichung (s)einer imperialen Idee auszuleuchten, wobei jene in der Burg Karlštejn, dem „pantheon of the imperial ideal“, im Zentrum stehen. Grundlage von Rosarios Aussagen ist hierbei der von Jiří Fajt aus Anlass der Mag. Theodoricus-Ausstellung herausgegebene Sammelband (1997/98). Im dritten Kapitel zieht Rosario aus den ‚Porträts‘, mit denen kaiserliche Herrlichkeit und Legitimation präsentiert werden sollten, Rückschlüsse auf Karls Rolle als Kaiser. In den folgenden vier Kapiteln stellt sie Fragen nach Karls Selbstverständnis als König von Böhmen und bezeichnet diesen Teil als Kern ihrer Studie, da Böhmen das Fundament für Karls politische Ambitionen bildete und „visual propaganda“ zur Festigung seiner Herrschaft in Böhmen eingesetzt wurde. Problematisiert werden

Karls Anknüpfung an den Wenzel-Kult und dessen Modifikation, die Bedeutung der St. Veitskathedrale, das Siegel der Universität Prag und der Skulpturenschmuck vor allem am Altstädter Brückenturm. Thema des achten Kapitels ist Karls Würde als Kaiser und König, die sich in dem Verständnis als Abbild Gottes, als sakraler bzw. priesterlicher und als ‚gerechter‘ Herrscher manifestiert. Das Grundgerüst für ihre Thesen findet Rosario vor allem in Ernst Kantorowicz’ „The King’s Two Bodies“. Bedenkt man aber die (zumeist rechtsgeschichtlichen) Quellen, auf denen Kantorowicz’ Gedankengebäude basiert, so wäre bei der Übertragung bestimmter Aussagen auf Karls ‚Porträts‘ doch etwas mehr Vorsicht geboten gewesen. Im neunten Kapitel kommt Rosario zur Analyse der ‚Porträts‘, aus denen Hinweise auf Karls Bild der Rolle der Kirche als politische Institution zu gewinnen sind, wobei Karls Vorstellung seines Verhältnisses als Kaiser zum Papst und zu den Bischöfen als Angelpunkt dient. Im letzten Kapitel widmet sich Rosario schließlich jenen Darstellungen, die Karls Bemühen um die Nachfolge seines Sohnes Wenzel und damit um dynastische Kontinuität reflektieren. Zusammenfassend kommt Rosario zu dem Ergebnis, dass sich aus den ‚Porträts‘ ein Verständnis vom Dasein und Wirken des Herrschers ablesen lässt, bei dem bewusst jeder Aspekt zur Legitimation, Erhöhung und Sakralisierung Karls virtuell verwendet wurde. Dementsprechend wurde Karl in verschiedenen Weisen bzw. Rollen porträtiert:

[...] as an earthly reflection of Divinity, as a holy Magus affirming and being affirmed by God, as one in close intimacy with the inhabitants of heaven, as a vassal of Christ, as a sacral being through whose veins holy blood flowed, as a ruler destined from the beginning of history to ascend the highest earthly throne, as a priestly monarch in the character of the biblical Melchizedek, as one acknowledged and lauded by other earthly rulers, as the political equal of the pope, as an advocate of the faith, a new Constantine, Charlemagne, St. Longinus, and, above all, as a second St. Wenceslas. In addition, Charles IV’s legitimacy was underlined by representations of the emperor as a just ruler and valiant defender of his subjects’ physical and spiritual welfare. (S. 133)

Keiner dieser Faktoren wurde unter Karl als Innovation eingeführt, aber in seinen Diensten erreichte die Intensität ihrer propagandistischen Anwendung und ihre Verknüpfung zu einem Gesamtbild eine vorher nicht da gewesene Geschlossenheit, wie auch neue Formen bzw. Wege der Vermittlung gesucht wurden, so beim ‚Oratorium‘ in Karlštejn:

[...] the emperor’s divinely ordained authority was expressed [...] by an unusual depiction of Charles IV in the role of a vassal of Christ whose fealty to the Lord was symbolized by an adaption of the *immixtio manuum*. (S. 133)

Zudem ermöglichte Karls Herrschaft als römisch-deutscher König bzw. Kaiser und als König von Böhmen die visuelle Verbindung beider Titel, indem die Symbole der jeweiligen Herrschaft nebeneinander gestellt wurden. Schließlich führte das Bemühen um verschiedenartige Facetten bei den ‚Porträts‘ Karls auch zu einem Interesse an seinem individuellen Erscheinungsbild, was in vielen der ‚Porträts‘ eine naturalistische Note erkennen lässt. Beachtenswert ist, dass Rosario keine Brüche in der Chronologie findet: „If the corpus of images as whole is considered, no major changes can be observed in the way that the legitimacy and pre-eminence of the emperor are expressed.“ (S. 134)

Zu bemängeln bleibt, dass die Autorin keine Diskussion oder auch nur knappe Reflexion des Begriffs ‚Propaganda‘ bietet und diesen auch nicht in ein Verhältnis zur (monarchischen und imperialen) ‚Präsentation‘ setzt. Auch eine Thematisierung von Kommunikationswegen und -ebenen sowie des intendierten Publikums, die in Zusammenhang mit den behandelten ‚Porträts‘ zu bringen sind, hätte das Ergebnis des Buches bereichern können. Ungeachtet dessen bietet Rosario ein eindrucksvolles Bild des Selbstverständnisses Karls IV. und der künstlerischen Schritte, die unternommen wurden, um sein Wirken als König von Böhmen und als römisch-deutscher Kaiser zu präsentieren und vor allem zu erhöhen. Zieht man noch die Studie von Bernd-Ulrich Hergemöller „Cogor adversum te. Drei Studien zum literarisch-theologischen Profil Karls IV. und seiner Kanzlei“ (1999), heran, die Rosario nicht mehr rezipieren konnte, so werden das Niveau und das Ausmaß und zuvor-derst auch die Intention des am Hof Karls herrschenden geistigen und künstlerischen Schaffens überaus deutlich sichtbar und lassen erahnen, welchen Niedergang dieses später unter Wenzel IV. genommen hat. Der Gefahr, mit einer bereits vorgefassten Kenntnis über Karls ‚Ideologie‘ an die ‚Porträts‘ heranzugehen, ist Rosario aber nicht ganz entronnen: Manche Interpretationen wirken eher von dieser Kenntnis angeleitet, als dass sie zunächst einmal die Bilder für sich selbst sprechen lassen würden. Auch lassen sich leider einige fehlerhafte und fragwürdige Interpretationen finden: So erscheinen etwa die Identifikation eines Reliquienkreuzes auf einem Bild des ‚Oratoriums‘, das Karl und Anna von Schweidnitz zeigt, mit dem von Rosario „Bohemian Reliquary Cross“ (im Sinne von königlich-böhmisch) genannten Kreuz aus dem Schatz der St. Veitskathedrale und die daran anknüpfenden Thesen kaum überzeugend (S. 40-46 und Abb. 14 und 42). Auch einige angenommene Verbindungen bzw. Allusionen zwischen Karl, dem hl. Wenzel und Christus sind fragwürdig (S. 58-60). Gemessen an bisher vorliegenden Forschungen bringt Rosario weniger neue Erkenntnisse als vielmehr eine moderne und interessante Fragestellung sowie eine gute Synthese bisheriger Meinungen unter Konzentration auf ein spannendes Thema. Das soll nicht heißen, dass der Forschung keine neuen Impulse zukommen. So ist etwa die Frage, in welchem Maß der hl. Veit zu einem Patron der Luxemburger erkoren wurde, diskussionswürdig:

The triumph of the emperor in establishing Luxembourg continuity upon the Czech throne was also symbolized by placing greater emphasis on St. Vitus, rather than St. Wenceslas, as the patron saint of the new dynasty. (S. 84)

Ein großer Wert der Studie liegt schließlich in der Vermittlung tschechischer Forschungsergebnisse an ein internationales Publikum. Das Buch ist mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis, einem Personen-, Orts- und Sachregister und einem Hinweis der Autorin zur Verwendung der Orts- und Ländernamen (S. XIV) ausgestattet. Zur Illustration sind zudem 46 farbige und schwarzweiße Photographien beigelegt (die meisten von sehr guter Qualität).

Malý, Karel/Pánek, Jaroslav (Hgg.): Vladislavské zřízení zemské a počátky ústavního zřízení v českých zemích (1500-1619) [Die Wladislaw'sche Landesordnung und die Anfänge der verfassungsmäßigen Ordnung in den böhmischen Ländern (1500-1619)]. Redaktion Dalibor Janiš.

Historický ústav Akademie věd České republiky/Ústav právních dějin Právnické fakulty Univerzity Karlovy, Praha 2001, 460 S., zahlr. Abb.

Das Königtum des aus dem polnischen Herrscherhaus der Jagiellonen stammenden Wladislaw II. (1471-1516) bildet für die Böhmisches Krone am Ausgang des hussitischen Zeitalters in mancherlei Hinsicht eine Übergangszeit. Die machtpolitischen Verschiebungen innerhalb der sozialständischen Ordnung werden dabei in signifikanter Weise von der so genannten Wladislaw'schen Landesordnung – einer Kodifikation des Landrechts – dokumentiert, die im Jahre 1500 von einer aus Vertretern beider Adelstände gebildeten Kommission ausgearbeitet wurde und die König und Landtag ohne Mitwirkung der Städte verabschiedeten. Diese Landesordnung avancierte zum Grundgesetz der Ständeherrschaft, zu einer Art böhmischer Magna Charta, die freilich, wie die politische Entwicklung der folgenden Jahrzehnte verdeutlicht, neue Interessenkonflikte zwischen Adel und Städten heraufbeschwor.

Aufzuzeigen, unter welchen konkreten historisch-rechtlichen Bedingungen die Wladislaw'sche Landesordnung als für die böhmische Geschichte an der Wende vom Mittelalter zur frühen Neuzeit gewichtiges Dokument entstand, welche Traditionen und Neuerungen sich in ihr reflektierten und welche Bedeutung der Wladislaw'schen Landesordnung im mitteleuropäischen Kontext jener Zeit insgesamt zukommt, darin bestand das Hauptanliegen einer internationalen Konferenz, die im Herbst 2000 in Prag aus Anlass des 500. Jahrestages der Annahme der Wladislaw'schen Landesordnung stattfand. Der vorliegende, repräsentativ ausgestattete Band enthält 24 Beiträge tschechischer, deutscher, polnischer, österreichischer und slowakischer Frühneuzeit-Forscher, wobei alle nichtdeutschsprachigen Studien ein ausführliches deutsches Resümee bieten. Die thematische Vielfalt der behandelten Aspekte machte es dabei erforderlich, eine Aufgliederung in fünf Themenblöcke vorzunehmen.

Der erste thematische Block befasst sich mit Gesellschaft und Recht in den böhmischen Ländern zwischen Wladislaw'scher Landesordnung und böhmischer Konföderation. Einleitend skizziert Jaroslav Pánek den Zustand des böhmischen Staatswesens und der Ständegesellschaft an der Schwelle zur Neuzeit im Lichte der Landesordnungen. Im Unterschied zu den außerböhmischen Rechtskodifikationen, die auf herrscherliche Weisung hin entstanden, verkörperte die Wladislaw'sche Landesordnung das Ergebnis der legislativen Macht der Stände, was wiederum die Rolle Böhmens als Paradenfeld ständischer Ordnung unterstreicht. Wie sich das Kräfteverhältnis zwischen den einzelnen Ständen dabei verschob, lassen die Landesordnungen von 1530, 1549 und 1564 deutlich erkennen. Die Auseinandersetzungen um die Böhmisches Konfession und die neoutraquistisch-unitäre Kirchenordnung von 1575 ebneten dann den Weg hin zu einer ausgesprochen konfessionell-politischen Differenzierung.

Im zweiten Themenblock stehen die Landesordnungen in den einzelnen Ländern der Böhmisches Krone im Untersuchungszeitraum im Mittelpunkt. Ausgehend von den Veränderungen innerhalb der Ständestruktur vom Ende des 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (František Šmahel) beleuchtet Ivan Martinovský detailliert die Entstehung und Anfänge der Wladislaw'schen Landesordnung, deren Zustandekommen zugleich den Ausgangspunkt für einen gut zwei Jahrzehnte andauernden Konflikt zwischen Adel und Städten markierte, in dem letztere schließlich – um den Preis wirtschaftlicher Zugeständnisse – erreichten, dass ihre Rechte auf den Landtagen ohne Einschränkungen und Vorbehalte anerkannt wurden. Während Karolina Adamcová den Begriff des „*bonum commune*“ sowie die Idee der Gerechtigkeit in den böhmischen Landesordnungen vor 1620 untersucht, zeichnet Dalibor Janiš die Grundlagen des mährischen Landrechts im Untersuchungszeitraum nach und skizziert dabei die Stellung Mährens im Rahmen der Länder der Böhmisches Krone. Joachim Bahlcke wiederum wendet sich Schlesien zu und konstatiert, dass hier unter anderem Regionalisierung über Zentralisierung dominierte. Daran anknüpfend plädiert Kazimierz Orzechowski dafür, mit Blick auf Schlesien dem Privileg von 1498 eine ähnliche Bedeutung zuzuerkennen wie der Wladislaw'schen Landesordnung. Lenka Bobková beschreibt differenziert die Rolle der Landesordnungen in der Ober- und Niederlausitz im 16. Jahrhundert, Josef Válka wiederum geht auf das Jahr 1619 ein, als mit der *Confoederatio Bohemica*, dem unvollendeten Verfassungsentwurf des böhmischen Staates, ein einzigartiges Zeugnis für das politische Denken des protestantischen Adels in Böhmen in einem Schicksalsmoment der frühneuzeitlichen böhmischen Geschichte vorlag.

Die Grundlagen der verfassungsmäßigen Ordnung in den böhmischen Ländern bilden den Schwerpunkt des dritten Themenblocks. Der Schutz des Eigentums (Karel Malý), Veränderungen im Prozessrecht (Marta Kadlecová), die Stellung der Leibeigenen (Ladislav Soukup) sowie die Religionsproblematik (Winfried Eberhard) sind in diesem Kontext Probleme, deren Facettenreichtum klar definiert wird. Unter editorischen Gesichtspunkten entwirft Petr Kreuz ein Bild des aktuellen Forschungsstandes und plädiert in diesem Zusammenhang zugleich für eine wissenschaftliche Neuedition der Wladislaw'schen Landesordnung.

Im vierten Themenblock wird der komparative Blick auf den mitteleuropäischen Raum ausgedehnt. In insgesamt acht Beiträgen zu Fragen der frühneuzeitlichen Landesverfassung in Bayern (Hans Schlosser), Sachsen (Gerhard Lingelbach), den österreichischen Erbländern (Herbert Kalb), Polen (Włodimierz Kaczorowski/Jan Seredyka, Janusz Dorobisz), Litauen (Marceli Kosman) und Ungarn (Jozef Klimko, Dalibor Janiš) werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur Situation im Königreich Böhmen dargestellt. In einem fünften, abschließenden Themenblock bilanziert Jaroslav Pánek die wesentlichen Forschungsergebnisse, wobei ein differenziertes Bild der Landesordnungen im Kontext der verfassungsmäßigen Veränderungen in Mitteleuropa im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts entsteht. Der Verfasser hebt dabei hervor, wie in einer Reihe mitteleuropäischer Länder im Untersuchungszeitraum die Landesordnungen, das heißt die Kodifizierung der verfassungsrechtlichen Rechte, in gewissem Maße auch des prozess-, zivil- und strafrechtlichen Landrechts, zur Geltung kamen. Es ging dabei ganz offensichtlich

darum, auf Initiative der ständischen Eliten das Verhältnis der ständischen Korporationen untereinander zu regeln, sowie darum, eine stabile und tragfähige Grundlage der Landesordnung in Gestalt einer Institution mit gesamtstaatlicher Wirkung zu schaffen. Abschließend werden die Forschungsperspektiven aufgewiesen, wobei unter anderem eine vergleichende Analyse der verfassungsrechtlichen Verhältnisse in den mitteleuropäischen Ländern als notwendig bezeichnet wird. Die Konferenz und der vorliegende Tagungsband haben hier, so das Fazit, einen ersten richtungsweisenden Schritt geleistet.

Leipzig

Thomas Krzenck

Hausenblasová, Jaroslava: Der Hof Kaiser Rudolfs II. Eine Edition der Hofstaatsverzeichnisse 1576-1620.

Artefactum, Praha 2002, 574 S. (Fontes Historiae Atrium IX).

Die in rascher Folge erscheinenden Bände der Reihe „Fontes Historiae Atrium“, die vom Prager Institut für Kunstgeschichte (Ústav dějin umění) herausgegeben wird, gehören nicht allein zu einem sehr eleganten, sondern auch zu einem inhaltlich äußerst ergiebigen Editionsprojekt, das das Ziel verfolgt, das Feld der traditionellen Kunstgeschichte in Richtung der Kultur- und der Politikgeschichte zu erweitern. Der umfangreiche Band, den Jaroslava Hausenblasová nun vorgelegt hat, ist dafür der beste Beweis. Die Autorin hat den Hof Rudolfs II. als charakteristisches Beispiel einer ‚sozialen Kommunität‘ in den Blick genommen und den Versuch gewagt, den Hof, in dessen Zentrum die Persönlichkeit des Kaisers stand, als ganzen zu beschreiben. Die Arbeit, die sich auf langjährige Quellenuntersuchungen vor allem im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, im Prager Staatsarchiv (Státní ústřední archiv, SÚA), im Pilsner Bezirksarchiv (Státní okresní archiv, SOA) sowie im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München stützt, ist als Edition von Primärquellen mit einer ausführlichen historischen Einleitung angelegt, in der die zugänglich gemachten Quellen zugleich (in deutscher Sprache) monographisch aufgearbeitet sind.

Die Autorin wendet sich zuerst Rudolf II. zu (S. 13-27), sie gibt einen Überblick über die Sekundärliteratur zu seiner Person und verfolgt den Einfluss des Herrschers auf die Herausbildung seines Hofstaates. Im zweiten, größeren Teil der einführenden Studie (S. 28-130) widmet sie sich systematisch dem Hof Rudolfs II. Hausenblasová gibt einen Überblick über die Archivquellen, die zu dem Thema vorliegen und wendet sich mit besonderer Aufmerksamkeit dem Verzeichnis des Hofstaates als Material von zentraler Bedeutung zu. Im weiteren Text befasst sie sich mit der Definition des Begriffes „Hof“ und untersucht das Funktionieren dieses Apparates bzw. selbstständigen Organismus. Es folgen Erläuterungen zur Entstehung, Struktur und Entwicklung von Rudolfs Hof während der Jahre 1576-1612. Hier greift die Autorin auf das umfangreiche Datenmaterial aus der Quellendokumentation des Bandes zurück und befasst sich – mal in knapperer, mal in ausführlicherer Form – mit den 232 Ämtern und Funktionen, die es am Hof Rudolfs II. gab und die im Laufe seiner Herrschaft von insgesamt 2975 Personen besetzt waren. Besondere Aufmerksamkeit widmet sie der Position des Kaisers, der gewissermaßen das Herz

der Hofmaschinerie war, ferner befasst sie sich eingehend mit den höchsten Hofmeistern, den Ratskollegien und zentralen Ämtern, den höchsten Kämmerern, dem höchsten Marschall am Hof und den am höchsten gestellten Stallmeistern. Daran anschließend löst sie die schwerwiegende Frage, in welchem Maße sich die Würdenträger tatsächlich am Hof aufhielten. Es folgt eine quantitative Auswertung der Quellen, die Rückschlüsse auf den Personalstand des Hofes erlauben. Nachvollzogen werden das Tempo, in dem der Hof wuchs, die Veränderungen, die sich dabei einstellten, das Problem der personellen Kontinuität, die ‚nationale‘ Zusammensetzung des Hofes, seine soziale und konfessionelle Struktur sowie die Frage der am Hof gezahlten Löhne.

Darauf folgt ein umfangreicher Teil (S. 131-193) mit Tabellen und Grafiken zur quantitativen Entwicklung des habsburgischen kaiserlichen Hofes vom Tod Kaiser Maximilians I. im Jahr 1519 bis zum Jahr 1615. Daran schließen sich editorische Anmerkungen und die eigentliche Quellenedition an (S. 203-453), in der Rudolfs Hofstaat aus den Jahren 1576, 1580, 1584, 1589, 1601 und 1612 in der Form eines Registers aufgelistet wird. In die Darstellung der funktionellen Struktur des Hofstaates nach dem Personenstandsverzeichnis des Jahres 1612 wurden aus den einzelnen Verzeichnissen die Angaben über die konkreten Funktionsträger des Hofes (vom höchsten Hofmeister bis zum Küchenjungen) eingefügt. Als Beilage bietet die Edition kurze Instruktionen über die Bezahlung und die Befugnisse einiger Gruppen von Höflingen. Den Abschluss des Bandes bilden ein Personen- und ein Ortsregister, ein Register der Ämter und Funktionen, ein Verzeichnis der Archiv- und der edierten Quellen sowie der zitierten Literatur.

Vielleicht können nur mit der Archivarbeit Vertraute oder Archivare würdigen, wie viel geduldige Recherchearbeit hier zu leisten war, wie viele Transkriptionsprobleme gelöst und vor allem, welcher fast unendliche Aufwand beim Suchen und bei der Identifikation einzelner Personen, bei der Komplettierung ihrer Biogramme und nicht zuletzt bei der Erstellung der Register und selbstverständlich auch bei der Bewertung des vorgefundenen Materials betrieben werden musste. Freilich begann Hausenblasová mit ihrer Arbeit nicht bei Null. Zur Geschichte des kaiserlichen Hofes, seiner zentralen Verwaltung und den einzelnen Hofämtern, den Gremien, Würdenträgern und Funktionen liegt bereits umfassende Forschungsliteratur vor. Diese Literatur in die eigene Forschung zu integrieren, ist allerdings eine gewaltige Aufgabe, die allen Respekt verdient.

Dennoch gibt das gesammelte Material und geben die Erklärungen, die die Autorin für dieses anbietet, Anlass zu weiteren Überlegungen und Bedenken. Möglicherweise liegt das daran, dass Hausenblasová ihre Leser nicht in die Diskussion über ihr nicht einfach zu interpretierendes Material und die Forschungskontroversen einführt, sondern ihnen einfach mitteilt, wie sich die Dinge (ihrer Meinung nach) eben verhalten. Deutlich wird das z. B. beim Umgang der Autorin mit der Sekundärliteratur: Im gleichen Atemzug wie die ganz alte Literatur, der Hausenblasová's offensichtliche Vorliebe gilt, werden einige wenige Arbeiten aus dem 19. Jahrhundert und die allerneuesten Titel genannt, ohne dass auch nur angedeutet würde, ob sich während hundert oder mehr Jahren die Sicht auf das eine oder andere Phänomen verändert hat, ob die Autorin der Interpretation des genannten

Autors zustimmt, oder ob sie mit diesem polemisiert, ob sich die Kontroversen zwischen verschiedenen Ansichten produktiv nutzen lassen oder welcher von ihnen Hausenblasová selbst zuneigt.¹ Und so beginnt der Leser, sich diese Fragen selbst zu stellen.

All diese Fragen kommen ihm bereits bei der Edition, die sozusagen die tragende Säule der Arbeit bildet. Was wurde hier eigentlich ediert? Und warum gerade in dieser oder jener Form? Sollte nicht auch noch etwas anderes publiziert werden? Und was sagt letztlich die Edition des hier zugänglich gemachten Materials aus? Hausenblasová hat insgesamt 20 Hofverzeichnisse gesammelt (zum Teil Konzepte oder Abschriften der definitiven Reinschriften). Die ersten sieben von ihnen stammen aus den Jahren 1561-1574 und umfassen entweder die Zusammensetzung des Hofes Maximilians II. und seiner beiden Söhne Rudolf und Ernst (1561, 1562, 1574) oder lediglich die Höfe beider Prinzen (1569 sowie drei Verzeichnisse aus dem Jahre 1575), die weiteren gehen auf die Jahre 1576 bis 1612 zurück und eines – aus dem Jahr 1615 – hat die Autorin mit aufgenommen, weil in ihm die früheren Höflinge Rudolfs vorkommen. In die edierte Aufstellung wurden allerdings nur die Verzeichnisse aus den Jahren 1576, 1580, 1584, 1589, 1601 und 1612 aufgenommen.² Zudem hat die Autorin einige dieser Verzeichnisse (1580, 1584 und 1589) bereits zuvor an anderer Stelle publiziert.³ Zum ersten Mal veröffentlicht wurde allein das Hofstaatsverzeichnis aus dem Jahr 1601. Warum wurden also einige Verzeichnisse hier ein weiteres Mal publiziert – durch die Register der Edition auseinander gerissen – und andere erneut übergangen?⁴ Und kommen in den nicht edierten Verzeichnissen auch Personen vor, die in den nun publizierten nicht auftauchen? Auf all diese Fragen geht Hausenblasová nicht ein.

Aus der eigentlichen Regierungszeit Kaiser Rudolfs II. wurden die handschriftlichen Verzeichnisse der Jahre 1586 und (nach) 1588, bzw. die beiden gedruckten

¹ Wenn die Autorin z. B. auf Seite 34 die Arbeit von Norbert Elias als „wichtigen methodologischen Umbruch in der Erforschung und im Verständnis der Hofproblematik“ bezeichnet und auf der darauf folgenden Seite mit dem Hinweis auf Jeroen Duindam die Polemiken um Elias aus den neunziger Jahren anspricht, kann der Leser nicht erschließen, ob Hausenblasová Elias respektiert, ob sie von ihm inspiriert wurde und wenn ja, an welchem konkreten Punkt, und er weiß auch nicht, dass nach der vernichtenden analytischen Kritik von H. Thoden van Velzen, Hans Peter Duerr, Jeroen Duindam oder Robert Jütte in Elias' Theorie nicht ein Stein auf dem anderen blieb, wobei die Kritiker beteuerten, dass seine Ansichten seit den dreißiger Jahren falsch gewesen seien, weil Elias die zeitgenössische Forschung nicht berücksichtigt habe.

² Das Verzeichnis aus dem Jahr 1576 wurde schon drei Mal herausgegeben, in älteren Editionen steht auch das Verzeichnis aus dem Jahr 1612 zur Verfügung. Vgl.: Hausenblasová, Jaroslava: Seznamy dvořanů císaře Rudolfa II. z let 1580, 1584 a 1589 [Die Verzeichnisse der Höflinge Rudolfs II. aus den Jahren 1580, 1584 und 1589]. Praha 1996, 39-151, hier 39n (Edice Paginae Historiae 4).

³ Ebenda 45-151.

⁴ Am bedeutendsten ist vielleicht das hier nicht genannte „Regensburger“ Verzeichnis aus dem Jahr 1594, über das die Autorin selbst sagt, dass es sich bei ihm um eine einzigartige Quelle für eine sonst kaum erfassbare, aber außerordentlich wichtige Zeit handelt, in der „der Hof eine Periode massiven Wachstums durchlief und es sicher ist, dass damals viele neue Leute an den Hof kamen.“ Vgl.: Hausenblasová: Der Hof 109.

Verzeichnisse, die im Zusammenhang mit dem Aufbruch des Hofes zu den Reichstagen in Augsburg und Regensburg erstellt wurden, nicht (oder nur bruchstückhaft durch die Auswertung für den Anmerkungsapparat) einbezogen. Zudem ist es schade, dass zwei der älteren Verzeichnisse außer Acht gelassen wurden, und zwar die Hofstaatsverzeichnisse, die für die Bestimmung des Moments des Umbruchs während der Konstituierung des Hofes außerordentlich wichtig sind: das Verzeichnis aus dem Jahr 1575, das nach der Wahl Rudolfs zum böhmischen König entstand, also bei der ersten Erweiterung seines Hofes, und das Verzeichnis des Hofes Maximilians aus dem Jahr 1574, das 1576 bei Rudolfs Übernahme der kaiserlichen Regierung und damit auch eines Teils des bisherigen kaiserlichen Hofes aktualisiert wurde. Welche Gründe die Herausgeberin zu dieser Auswahl bewogen haben, wird nicht gesagt. Ist es vielleicht deswegen, weil die genannten Verzeichnisse ‚atypisch‘ waren und nicht in den angenommenen ‚Standard‘ passten?

Hausenblasová erklärt die Entstehung der Verzeichnisse (S. 38) in erster Linie mit der Notwendigkeit, eine Personenevidenz zur Hand zu haben, die dazu diene, die Mitglieder des Hofes zu entlohnen bzw. die Aufwendungen für das Personal auf einem erträglichen Niveau halten zu können. Sie erinnert allerdings auch daran, dass einige der Verzeichnisse im Zusammenhang mit der Planung oder Durchführung von Reisen des Hofes erstellt wurden – als Unterlagen für die Bestellung der benötigten Quartiere – und ferner bei dem Tod des Herrschers, wenn der finanzielle Ausgleich für die noch nicht gezahlten Löhne anstand (das ist z. B. bei dem Verzeichnis vom Frühjahr 1612 der Fall). Das Verzeichnis aus dem Jahr 1580 entstand zur Vorbereitung der geplanten, aber nicht verwirklichten Reise des Hofes zum Reichstag nach Nürnberg als – zum Teil bereits konkretisierte – Unterlage für das „Quartierbuch“. Stellt es uns also die ‚Reisemannschaft‘ des kaiserlichen Hofes vor? Darüber gibt Hausenblasová keine Auskunft, obwohl ein Vergleich mit den Verzeichnissen von 1582 und 1594, die vom kaiserlichen Herold Fleischmann erstellt worden waren, aber immer erst in der Stadt gedruckt wurden, in der der Reichstag tagte (!), unter diesen Umständen vieles andeutet, und das umso mehr, als sich für die neunziger Jahre kein ‚Standard‘-Verzeichnis erhalten hat – oder vielleicht überhaupt keines entstanden war? Die gedruckten Hofstaatsverzeichnisse dienten ganz ohne Zweifel vor allem Zwecken der Repräsentation des Reiches in der Umgebung des Reichstages. Aus diesem Grund wäre es unabdingbar gewesen, ihre Zusammensetzung mit dem Prager buchhalterischen Standard zu vergleichen. Dementgegen sagt Hausenblasová über das Verzeichnis aus dem Jahr 1586, dieses enthalte eine lange Liste der Höflinge, die sich dauerhaft außerhalb (!) des Hofes aufhielten (S. 104). Ist an diesem Verzeichnis nicht vielleicht allzu viel ‚Atypisches‘, als dass man es außer Acht lassen dürfte?

Es gab folglich zahlreiche Gründe für die Abfassung eines Verzeichnisses der Höflinge, und auch die Frequenz, mit der die Verzeichnisse erstellt wurden, differierte. Die Herausgeberin schreibt, die Verzeichnisse seien als nach und nach aktualisierte Abschriften vorangegangener Verzeichnisse entstanden. Allerdings wurden diese Aktualisierungen nicht konsequent durchgeführt, und so muss die Herausgeberin schließlich selbst einräumen, dass die Datenbank, die sie erstellt hat, im Grunde genommen lediglich ein schematisches Bild des Hofes wiedergibt, das in

concreto nicht den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen musste: Ein Teil der Höflinge hatte den Hof bereits verlassen und durfte den mit seiner Funktion verbundenen Titel noch weiterführen, ein anderer Teil der Höflinge hielt sich langfristig fern vom Hof auf (wobei nicht klar ist, wer von diesen Höflingen ausgezahlt wurde).⁵ Die mühsame Konkretisierung, die zumindest für ausgewählte Einzelne durchgeführt werden sollte, müsste auf der Basis von Teilstudien zu den erhalten gebliebenen Segmenten aus der Reihe der Hofzahlamtsbücher oder zu den Schuldenverzeichnissen erarbeitet werden. Nur so wäre es möglich festzustellen, wie der kaiserliche Hof im Untersuchungszeitraum wirklich wuchs und in welchem Umfang allein die Zahl der mit Titeln geschmückten Höflinge answoll, die in nicht wenigen Fällen weit vom Hof entfernt lebten. Die quantitativen Analysen, die Hausenblasová anhand des gesammelten prosopographischen Materials vorgenommen hat, bleiben bis dahin eine ziemlich wacklige Angelegenheit.

Eine Bemerkung verdient allerdings noch die Art und Weise, in der die Edition vorgenommen wurde: Bei der Erstellung der Register der Hofverzeichnisse hat die Herausgeberin alles beiseite gelassen, was nicht in ein Normregister passt. Bei dieser Form des Edierens (handelt es sich überhaupt noch um eine Edition?) ist vor allem der Bezug zwischen den einzelnen Einträgen innerhalb der Verzeichnisse verloren gegangen. Angesichts der Tatsache, dass z.B. das bedeutende Verzeichnis aus dem Jahr 1601 – unsystematisch – bis zum Jahr 1608 ergänzt wurde, hätte es großen Wert, die einzelnen Schichten von Zusätzen kenntlich zu machen.⁶ Anhand des edierten Materials lässt sich die Entwicklung aber nicht mehr nachvollziehen. Und hat es schließlich – insbesondere wenn man sich vor Augen führt, dass es sich hier großteils um einen Abdruck bereits veröffentlichten Materials handelt – Sinn, die Einträge in der transliterierten Form zu belassen? Wäre eine umfassende, vollständige Modernisierung solcher Register nicht weitaus funktioneller gewesen?

Wenden wir uns aber nun dem Inhalt der Verzeichnisse zu: Ist es tatsächlich noetisch begründet, als heutiger Historiker die höfische Hierarchie so zu akzeptieren, wie sie über die Verzeichnisse vermittelt wird? Die Architektur des Hofstaates ist mindestens für die Zeit seit 1519 überliefert – Hausenblasová lässt sie aus nicht nachvollziehbaren Gründen beiseite, nicht anders als den unmittelbaren Einfluss des Mitte der fünfziger Jahre aufgelösten kaiserlichen Hofes Karls V. auf den entstehenden Kaiserhof Ferdinands I. bzw. auf die Höfe seiner Nachfolger. Auch äußert sie sich nicht zu dem Einfluss des Hofes Philipps II. auf Rudolf II. Vielmehr zieht sie einen möglichen Einfluss gar nicht in Erwägung, geht mit keinem Wort auf die persönliche Verbindung zwischen dem Prager Hof Rudolfs II. mit dem Hof seines geliebten Onkels und Prager Vorgängers Ferdinand II. von Tirol ein, eine Kontinuität, die Thaddeus Hájek von Hájek ‚nichtformal‘ absicherte.

Der kaiserliche Hof war eine hochgradig strukturierte Institution mit einer ganzen Reihe von sehr ausdifferenzierten exekutiven, organisatorischen, aristokratischen, politischen und repräsentativen Funktionen. Zugleich war er jedoch – und darauf weist Hausenblasová bereits in der Einleitung ihres Buches hin – ein *gesell-*

⁵ *Ebenda* 122, bzw. in der Edition 246, 398.

⁶ *Ebenda* 46.

schaftlicher Organismus, der sein eigenes inneres Leben hatte, und der sich durchaus nicht nur und nicht einmal in erster Linie nach der tradierten burgundisch-spanischen Etikette richten konnte. So stand auf der einen Seite eine gewissermaßen verbindliche, tradierte und streng hierarchisch aufgebaute Ordnung der Funktionen am Hof (zum Teil mit vorab definierten Charakteristiken ihrer Inhaber). Zugleich war allerdings die Übernahme von Funktionsträgern mit zentraler Bedeutung und Spezialisten von aufgelösten oder umorganisierten Höfen üblich, sowie auch die Anwerbung und das Ausleihen von Künstlern oder anderen Spezialisten von Hof zu Hof. Zudem war es ganz normal, dass Ämter oder sogar einzelne Personen, die formal gar nicht auf den oberen Etagen der höfischen Hierarchie rangierten, wegen des Interesses oder Wohlwollens des Kaisers großen Einfluss erlangten (und somit auch beträchtliche finanzielle Zuwendungen und Geschenke außerhalb der Reihe erhielten). Im Falle Rudolfs II. war das z. B. Thaddeus Hájek – der trotz der großen Bedeutung, die er für die Entwicklung des rudolfinischen Hofes zu einem Zentrum der Wissenschaft hatte, in den Editionen bzw. den Verzeichnissen des Hofes – wie übrigens auch Tycho de Brahe – überhaupt nicht auftaucht. Ähnlich war es mit der Position von Bartolomäus Spranger sowie anderer Künstler, besonders zu Beginn des 17. Jahrhunderts.

Dieses Phänomen ist allerdings bereits bei den höchsten Regierungsgremien offensichtlich: Beschränken wir uns an dieser Stelle auf das zentrale Beratungsorgan des Kaisers, auf den Geheimrat und auf die böhmische Aristokratie. Auf Seite 80 schreibt Hausenblasová, dass die Geheime Räte „gewissermaßen ausschließlich aus dem deutschen Teil der österreichischen Länder kamen. Unter ihnen finden wir nur einen böhmischen Adligen – Wratisslaus von Pernstejn“ (bis 1582). In Anmerkung 300 führt die Autorin jedoch mit Hinweis auf Janáček an, dass Wilhelm von Rosenberg (Vilém z Rožmberka) seit dem Jahr 1577 zum Geheimen Rat gehört habe und unter Berufung auf – in der Edition nicht wiedergegebene – Drucke des Hofstaates aus den Jahren 1582 und 1594 – möglicherweise auch Adam von Neuhaus (Adam z Hradce). Mit Verweis auf die Arbeit von Schwarz aus der Kriegszeit bezieht die Autorin auch Zdeněk Vojtěch Popel von Lobkowitz (für die Jahre 1599-1628) und Adam von Sternberg (für die Jahre 1608-1623) in den Geheimrat ein. Auf Seite 113, also bereits im Haupttext, behauptet sie allerdings, dass „wir aus weiteren Quellen wissen, dass unter den Mitgliedern des Geheimrates weitere Böhmen waren, und zwar Wilhelm von Rosenberg, Adam von Hradec, Zdeněk Vojtěch Popel von Lobkowitz und Adam von Sternberg.“ Auch an dieser Stelle wird wieder auf die bereits genannte Fußnote 300 verwiesen.

Hätte sich die Autorin mit der neuesten tschechischen Forschung zum Thema befasst, dann hätte sie bereits 1998 bei Jaroslav Pánek lesen können, dass vor dem Jahr 1577 im Geheimrat „bisher nur drei höchste Kanzler als intime Vertraute des Königs“ zusammentraten. „Zunächst war dies Wilhelms Gegner Heinrich IV. von Plauen, später die Verbündeten der Rosenberger Joachim von Neuhaus und Wratisslaus von Pernstein“. ⁷ Im gleichen Jahr erschien Ledvinkas Studie über Adam II. von

⁷ Pánek, Jaroslav: Vilém z Rožmberka. Politik smíru [Wilhelm von Rosenberg. Ein Politiker des Ausgleichs]. Praha 1998, 205.

Neuhaus, über den der Autor, der mit der Materie im höchsten Maße vertraut ist, schreibt, dass der politisch völlig unerfahrene und zudem passive Adam im Jahr 1585 vollkommen unerwartet zum höchsten böhmischen Kanzler befördert wurde.⁸ Trotz einer fortschreitenden Lähmung, die auf eine Syphiliserkrankung zurückging, nahm Adam diese Funktion mit Erfolg wahr, in Reichsämtler wurde er jedoch nicht eigens berufen – das strebte er offensichtlich auch gar nicht an.

Ich erwähne dies hier aus verschiedenen Gründen: Zum einen zeigt sich hier ein beträchtlich höherer Anteil böhmischer Aristokraten am höchsten Kollegium des Reiches (und zwar nicht nur des Habsburgischen, sondern auch des Heiligen Römischen Reiches!), als die Autorin zunächst veranschlagt hat. Zum anderen ist deutlich, dass Rudolf in einige Gremien und möglicherweise auch Ämter nicht die Persönlichkeiten formal ad personam berief, die dort in Folge der Titel ihrer Hauptfunktion – in diesem Fall ihrer Positionen in der böhmischen Landesregierung – ‚automatisch‘ saßen. In den entsprechenden Verzeichnissen erschienen diese Leute nur dann, wenn das Verzeichnis ad hoc die reale Situation und nicht den normativen Stand festhielt. Das allerdings bedeutet eine beträchtliche Infragestellung der Aussagekraft der ausgewählten „buchhalterischen“ Verzeichnisse des Hofes und umso mehr der daraus abgeleiteten Interpretation, die sich ausschließlich auf die Auswertung dieser Verzeichnisse stützt (vgl. S. 113). Ein solches Problem mit dem Charakter des edierten Materials und den aus diesem gewonnenen Quellen sollte zumindest einer kritischen Diskussion unterzogen werden.

Diese Überlegung betrifft sicher vor allem die höchsten, die politischen Ämter des Hofes. Bei den Falknern, den Tenören der Hofkapelle und den Sattlern drohen diese Schwierigkeiten nicht im gleichen Umfang. Allerdings wissen wir, dass die Anhäufung von Funktionen und das Hinübergleiten von einer in die nächste Funktion oder von einer formalen Eingliederung in die nächste bei den Künstlern am Hofe Rudolfs II. relativ häufig vorkam. Daher kann es in bestimmten Fällen zu falschen Schlüssen führen, wenn man sich allein auf die normativen Quellen verlässt. Probleme ergeben sich auch dort, wo die Autorin das gesamte von der Edition erfasste Hofpersonal mit Hilfe der Statistik zu bewerten versucht, und zwar ohne Unterschiede zwischen den verschiedenen Rängen zu machen (vgl. z. B. S. 110 oder 114, wo höchste Aristokraten mit dem Hilfspersonal aus der Küche in einen statistischen Kontext gebracht wurden).

Mit solchen Überlegungen und Einwänden zu den untersuchten bzw. edierten Quellen, ihrer Einschätzung, den historischen Kontexten und den in ihnen enthaltenden Informationen könnte man noch fortfahren. Allerdings würde das den Rahmen dieser Rezension sprengen. Es geht mir auch nicht darum, durch meine skeptischen Anmerkungen den unzweifelhaften Verdienst der Autorin in Abrede zu stellen. Es wäre nur gut, sich bewusst zu machen, dass es bisweilen besser ist, die Wiedergabe verwaltungshistorischer Handbücher aus der Zeit Franz Josephs zu-

⁸ *Ledvinka*, Václav: Adam II. z Hradce a poslední páni z Hradce v ekonomice, kultuře a politice 16. století [Adam II. von Neuhaus und die letzten Herren von Neuhaus in der Wirtschaft, Kultur und Politik des 16. Jahrhunderts]. In: *Bůžek*, Václav (Hg.): *Poslední páni z Hradce* [Die letzten Herren von Neuhaus]. *Opera Historica* 6 (1998) 20n.

gunsten einer zeitgemäßen komparativen Analyse der untersuchten Quellen kürzer zu halten und vielleicht darauf zu verzichten, den Vorgängern allzu viele Vorwürfe zu machen, was sie alles in ihren Forschungen vernachlässigt haben oder nicht lösen konnten (S. 35, 37). Die heutige Situation, in der eine tschechische Historikerin frei reisen, forschen, in ausländischen Archiven, Bibliotheken und Instituten Quellen suchen oder diskutieren kann, und zudem in einem international angesehenen Projekt von einer ganzen Reihe von deutschen wie österreichischen Kollegen freundschaftlich unterstützt wird, ist im Grunde genommen völlig neu, und zumindest für die Zeit zwischen 1914 und 1989 einfach unvorstellbar. Eine Untersuchung des wundervoll internationalen rudolfinischen Themas wäre ohne diese Freiheit allerdings um ein Vielfaches komplizierter, oder gar trotz zäher Bemühungen unmöglich. Das Buch von Jaroslava Hausenblasová ist der beste Beweis dafür, dass das Unvorstellbare wahr geworden ist.

Praha

Jiří Pešek

Neblich, Esther: Die Auswirkungen der Badenischen Sprachenverordnungen von 1897 auf die deutsche und tschechische Bevölkerung des historischen Egerlandes.

Tectum, Marburg 2002, 316 S.

Der polnische Verwaltungsfachmann Graf Badeni war von Kaiser Franz Josef mit der Vorgabe zum Ministerpräsidenten berufen worden, das deutsch-tschechische Verhältnis in der Habsburgermonarchie zu bereinigen. Im Hintergrund stand das Auslaufen des immer nur für zehn Jahre geschlossenen Ausgleichs mit Ungarn, der im Jahre 1897 fällig wurde. Wollte Badeni verfassungsmäßig vorgehen, brauchte er die Zustimmung des Reichsrates in Wien, die unter den damaligen Mehrheitsverhältnissen nicht ohne die Stimmen der tschechischen Abgeordneten zu erreichen war. Die Sprachenverordnungen Badenis vom Frühjahr 1897, die im gesamten böhmischen und mährischen Raum unterschiedslos die Zweisprachigkeit aller Behörden vorsahen, kamen zwar den tschechischen Anliegen ein ganzes Stück entgegen, erwiesen sich letztlich aber als Ausdruck einer kurzsichtigen und dilettantischen Politik.

Diese Sprachenverordnungen und die gewaltige Eruption von Nationalitätenhass, die sie in der zisleithanischen Reichshälfte der Donaumonarchie auszulösen vermochten, sind das Thema der nun veröffentlichten Dissertation von Esther Neblich. Ohne dabei die größeren Zusammenhänge im alten Österreich aus den Augen zu verlieren, konzentriert die Autorin ihre Darstellung auf das kleine westböhmische Gebiet des „historischen Egerlandes“. Mit diesem Begriff, den sie als bekannt voraussetzt, verweist sie nicht nur auf die topographisch grenzübergreifende Ausdehnung des Egerlandes im Mittelalter, sondern definiert auch den Schauplatz der Ereignisse der 1890er Jahre. Denn die Badeni-Unruhen in jener Gegend beschränkten sich eben nicht auf die österreichisch-böhmischen Teile des so genannten historischen Egerlandes, auf das Egerer und Ascher Gebiet, sondern wurden auch auf reichsdeutschem Boden jenseits der Grenze ausgetragen. Neblich verweist in diesem

Zusammenhang besonders auf bayerische Gegenden dieses im 12. Jahrhundert auch „Regio Egire“ genannten Gebildes, wo, dem Zugriff der österreichischen Behörden weitgehend entzogen, Massenkundgebungen und Handgreiflichkeiten zwischen den Volksgruppen zu den Begleiterscheinungen der Sprachenverordnungen gehörten.

Nicht zuletzt in jener Zeit, an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, erwarben sich die Egerländer ihren etwas zweifelhaften Ruf als extreme Verfechter einer „Germania Irredenta“. Das reichlich vorhandene Quellenmaterial im Státní okresní archiv v Chebu (Staatliches Bezirksarchiv Eger), das die Autorin heranzieht, belegt diese Besonderheit. Die Autorin macht dabei aus der Not des vorgefundenen Archivmaterials eine Tugend und gibt die historischen Ereignisse, auch die größeren Zusammenhänge, einfach in der zeitgenössischen Rezeption der Lokalzeitungen wieder. Das sind im Wesentlichen die der Deutschen Fortschrittspartei zuzuordnende „Egerer Zeitung“ sowie die radikalnationale „Ascher Zeitung“. Um diesen Zeitungsberichten einen Kontrast zu geben, stützt sich Neblich in ihrer Darstellung auch auf die Egerer Präsidialakten des Statthaltereipräsidiiums von Prag.

Durch die regelmäßigen Berichte der Bezirkshauptmannschaft Eger an die vorgesetzte Behörde in Prag ziehen sich zwei Konstanten: Ein unsensibles Verhalten der Behörden in der Umsetzung der Sprachenverordnungen und im Umgang mit den Protesten der deutschsprachigen Bevölkerung einerseits, andererseits ein auch vor gewaltsamer Einschüchterung nicht zurückschreckender Aktionismus der Schönerer-Anhänger. Schönerer und seine Genossen kultivierten die Obstruktion und eine irredentistische Stimmung im Egerer Bezirk auch über das Ende der Sprachenverordnungen hinaus. Allerdings differenziert die Autorin hier zu Recht. Georg Schönerer und seine Anhänger konnten aus den Turbulenzen jener Tage zwar in den Stadt- und Landwahlbezirken Egers den größten Nutzen ziehen, die Unterstützung für die Schönerianer zeigte aber ein deutliches Gefälle zwischen der Stadt Eger und ihrem Umland und war auch in Eger selbst, einer Hochburg der Schönererpartei, nicht durchgängig. Die Diskriminierung der tschechischen Minderheit im Bezirk Eger durch die deutschsprachige Bevölkerung, als eine der Auswirkungen der Badenischen Sprachenverordnungen, sei, so Neblich, nicht so sehr einer deutschradikalen Gesinnung in der Bevölkerung als vielmehr dem Terror der Schönerianer entsprungen. So versuchte man etwa, Hausbesitzer mit Drohungen dazu zu bewegen, ihren tschechischen Mietern zu kündigen, um die tschechische Minderheit zum Verlassen des Egerer Bezirkes zu bewegen.

Aus diesem Umstand folgert Neblich, dass der Großteil der Bevölkerung im Egerer Bezirk zwar konservativ, aber nicht nationalistisch eingestellt gewesen sei. Allerdings habe die Schönererpartei hier eine solch dominante Stellung erringen können, dass sie „alles und jeden voll im Griff“ gehabt hätte (S. 280).

Einen möglichen Erklärungsansatz für den Erfolg dieser Partei könnte das tradierte Bewusstsein einer staatsrechtlichen Sonderstellung des Egerlandes als Reichspfandschaft bieten. Da der thematische Schwerpunkt der Historikerin auf den Auswirkungen der Badenischen Sprachenverordnungen liegt, erwähnt sie diese Tatsache nur beiläufig. Allerdings handelt es sich hier um kollektives Bewusstsein, das die Schönerianer weidlich für ihre Zwecke zu nutzen wussten. Alle Egerer und Ascher Abgeordneten der Schönererpartei traten in jenen Tagen nur vorbehaltlich

der Sonderstellung des Egerlandes in den böhmischen Landtag oder in den Wiener Reichsrat ein. Auch wenn die Bevölkerung des Egerer Bezirkes ihre Sonderstellung dem „tschechischen Uebermuth und der Frivolität polnischer Staatsmänner“ letztlich bloß als Kampfmittel zur Verteidigung ihres Besitzstandes entgegenhielt, stellte der Anspruch einer Unabhängigkeit des Egerlandes von Böhmen einen potenziell irredentistischen Gedanken dar und traf sich mit alldeutschen Bestrebungen eines alle Deutschen Mitteleuropas umfassenden deutschen Einheitsstaates (Egerer Nachrichten Nr. 56, 17.7.1897).

Was Alldeutschtum in Österreich war, bestimmte allerdings im wesentlichen Schönerer. Durch seinen Totalitätsanspruch kam es letztlich aber nicht zum Bruch mit dem Alldeutschen Verband in Mainz, selbst treueste Schönereranhänger in Österreich verweigerten ihm in manchen Punkten seines Programmes die Gefolgschaft. Esther Neblich weist hier etwa auf das Scheitern der politischen Los-von-Rom-Bewegung im Egerer und Ascher Kreis hin. Im Lauf der Jahre verspielte daher Georg Schönerer mit seiner Haltung sowohl sein fulminantes Comeback im Zuge der Badenischen Sprachenverordnungen als auch die Wahlerfolge seiner Partei. Der Versuch, eine revolutionäre Bewegung nach dem Wegfall ihres Auslösers, der unsäglichen Sprachenverordnungen, ohne realpolitisches Konzept künstlich am Leben zu erhalten, musste scheitern. Abgesehen vom nachhaltigen Einfluss, den Schönerer in der Stadt Eger behielt, versanken er und seine Partei wieder in der politischen Bedeutungslosigkeit.

Wien

Andreas Wolf

Storck, Christopher P.: Kulturnation und Nationalkunst. Strategien und Mechanismen tschechischer Nationsbildung von 1860 bis 1914.

Wissenschaft und Politik, Köln 2001, 434 S.

Christopher Storcks Buch ist ein weiterer begrüßenswerter Beleg dafür, dass die tschechische Kulturgeschichte auch im Ausland zunehmende Aufmerksamkeit erfährt. Der kanadische Kultursoziologe Derek Sayer legte 1998 mit seinen „Coasts of Bohemia“ einen interessanten Versuch vor, tschechische Geschichte durch das Prisma der Kultur darzustellen und zugleich den konstruierten Charakter tschechischer Kultur zu verdeutlichen. Nun folgt in deutscher Sprache die Monographie von Christopher Storck, die auf einer Dissertation an der Universität Köln beruht.

Christopher Storck hat sich auf einen für diese Epoche naheliegenden Schwerpunkt konzentriert, den Zusammenhang zwischen Nationsbildung und Kultur, zu dem bislang eine Gesamtdarstellung fehlte. Seine Arbeit beruht zum großen Teil auf der Analyse zeitgenössischer Zeitungs- und Zeitschriftenartikel. Zudem stützt er sich auf die gängige tschechische Literatur, von der vor allem die Pilsener Symposien hervorzuheben sind, die sich seit inzwischen über 20 Jahren mit verschiedenen Themen und Bereichen der tschechischen Kulturgeschichte befasst haben.

Storck behandelt alle im 19. Jahrhundert relevanten kulturellen Genres und bringt sie auf einen gemeinsamen funktionalen Nenner. Für ihn ist die tschechische Kultur in erster Linie ein Mittel zum Zweck, den er mit Blick auf die maßgeblichen Schrift-

steller, Bildhauer, Maler, Schauspieler und Komponisten folgendermaßen umschreibt:

Die Künstler hatten deshalb für die Nationalbewegung gleich zwei Aufgaben zu erfüllen: Sie sollten einerseits Werke hervorbringen, die im Ausland erfolgreich wären, und damit bei den Meinungsführern der Weltgemeinschaft Werbung für die Sache ihrer Nation betreiben; andererseits sollten Inhalt und Form ihrer Produktion dazu beitragen, ein Kollektivbewusstsein der Tschechen zu gestalten und zu verbreiten. Im Gegenzug erhielten sie sozioökonomische Chancen, die außerhalb des nationalen Kontextes nur die wenigsten von ihnen bekommen hätten. (S. 22)

Dementsprechend ist die Arbeit in einen Hauptteil über „Kultur als Außenpolitik“, „Kunst als Faktor nationaler Konsolidierung“ und den „Lohn der Nationalkünstler“ gegliedert. Zusätzlich ist ein Kapitel über die Tschechisierung und den Aufstieg Prags zur modernen Metropole eingefügt.

Storck bietet in etlichen Kapiteln neue Einblicke in die tschechische Geschichte. Zum Beispiel kann er zeigen, wie viele der Kontakte mit dem Ausland, die bei der Gründung und internationalen Anerkennung der Tschechoslowakei maßgeblich waren, zunächst auf der Ebene der Kultur zustande kamen. Auch die Zurückdrängung der Deutschen in Prag und der Aufstieg nationalistischer tschechischer Intellektueller sowie deren Machtfülle werden eindrücklich dargestellt. Gut gelungen und innovativ ist außerdem das Kapitel über den „Lohn der Künstler“, das Nationalismus nicht als bloße Ideologie oder Sozialbewegung, sondern als ein System materieller Anreize begreift und damit erklärt, warum sich zahlreiche Intellektuelle und Kulturschaffende als Fürsprecher und Verkörperung nationaler Interessen gerierten. Indes summieren sich diese aufschlussreichen Kapitel nicht zu einem überzeugenden Gesamtwerk.

Das liegt vor allem an dem problematischen Aufhänger, unter den Storck sein Buch gestellt hat. Er versteht Kultur primär als Funktion und Kulturschaffende als Werkzeuge der Nationalbewegung. Doch Kultur hat in ihrer Entwicklung immer auch eine Eigendynamik und entsteht aus individueller Kreativität. Einige prominente Autoren, Maler oder Komponisten mögen sich völlig in den Dienst der Nation gestellt haben, um ihre Existenz zu sichern und von der eigenen Mittelmäßigkeit abzulenken, wie es Storck zum Beispiel für Svatopluk Čech nahe legt (S. 81, 149). Andere, international renommierte Künstler lassen sich jedoch nicht auf den Status tschechischer Nationalkünstler reduzieren, auch wenn die damalige Presse dies gebetsmühlenartig wiederholte. Bedřich Smetana war beispielsweise nicht nur der Komponist von Nationalopern und der symphonischen Dichtung „Má vlast“, sondern auch ein Anhänger der neudeutschen Schule um Franz Liszt. Diese Verbindungen nach Deutschland bewirkten in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts einen erheblichen Karriereknick, da sich Smetana in Prag nach der Premiere der Oper „Dalibor“ (1868) dem Vorwurf des Wagnerianismus ausgesetzt sah. Doch diese Konflikte, die ein differenzierteres Bild des Lebens und des Werks von Smetana aufzeigen, sind in Storcks Buch unterbelichtet geblieben. Im Falle von Dvořák hat die jüngere Forschung gezeigt, dass sich ein spezifisch tschechischer Charakter seiner Kompositionen und eine Kopie oder Zitierung von Volksmusik kaum nachweisen lassen. Der Musikwissenschaftler Michael Beckerman sah ihn oft hinter einer

„Maske der Nation“ agieren.¹ Gerade Dvořák musste im Ausland zwar lange ‚den Böhmen‘ oder ‚den Tschechen‘ geben, um mit diesem exotisierenden Label Neugierde zu wecken, war aber seit Mitte der 1880er Jahre weltweit als Universalist anerkannt. Und selbst jene Kunst, die sich wirklich in den Dienst der Nation stellen wollte, war nicht unbedingt schlecht. So ist die Arie von Dalibor, der im zweiten Akt im Traum aus der Hand von Zdeněk eine Violine erhält, womit der Mythos der Tschechen als musikalische Nation besungen wird, eine der schönsten Opernpartien aus dem 19. Jahrhundert. Der Mythos selbst wandelt sich hier zur Kunst. Und die symphonische Dichtung „Má vlast“ gehört zu den besten Beispielen dieser Gattung, weswegen sie weltweit auch unter Hörern, die nichts über Böhmen und seine Landschaft wissen, Verbreitung gefunden hat.

Doch diese kulturelle Produktivität der jungen tschechischen Nation kommt in dem Buch nicht recht zur Geltung, weil Storck Kunst, die als Nationalkunst intendiert war oder rezipiert wurde – beides müsste man stärker voneinander trennen – per se suspekt ist. Außerdem versucht er ständig, die bereits in der Einführung unterstellte Provinzialität Prags und der tschechischen Kulturszene zu belegen. Trotz aller entsprechenden Klagen von tschechischen Künstlern, insbesondere der Modernisten, war Prag in dem behandelten Zeitraum alles andere als provinziell. Die böhmische Landeshauptstadt lag auf einer der wichtigsten kommunikativen Achsen des kontinentalen Europas, die von Hamburg über Leipzig und Dresden (und mit einem zur Jahrhundertwende immer wichtigeren Seitenstrang über Berlin) nach Prag und von dort aus weiter nach Wien und Budapest führte. Auf dieser Achse wurden die neuesten kulturellen Trends und Moden, Werke und Künstler ständig ausgetauscht. Wie Storck völlig richtig konstatiert, herrschte vor allem unter dem Einfluss der Jungtschechen eine nationale Enge, die viele tschechische Künstler zur Jahrhundertwende als unerträglich empfanden. Doch Prag war zusätzlich über das deutsche Theater und andere nicht-tschechische Institutionen an das internationale Kulturgeschehen angeschlossen. Auch wenn sich die tschechische Kulturszene nach außen hin von der deutschen Kultur abgrenzte, gingen tschechische Künstler zur Konkurrenz, um sich zu informieren und sich manchmal auch etwas abzuschauen. Zudem gab es unterhalb der Ebene des medialen und politischen Nationalitätenkampfes der Jahrhundertwende häufig eine pragmatische Zusammenarbeit, zum Beispiel zwischen dem Nationaltheater und dem von Angelo Neumann geleiteten Neuen Deutschen Theater. Auch wenn sich direkte Einflüsse auf das Nationaltheater schwer nachweisen lassen, machte Neumann, der erfolgreichste Wagner-Regisseur in Europa in den achtziger Jahren, das Neue Deutsche Theater zu einer der wichtigsten deutschsprachigen Bühnen im mittleren Europa. Von all diesen Erregenschaften, die in den letzten Jahren von der tschechischen Theaterwissenschaft immer mehr in den Blick genommen wurden, profitierte indirekt auch die tschechische Kultur, die also gar nicht so isoliert war, wie es manche Nationalisten wünschten. Außerdem trugen viele direkte Kontakte nach Wien und nach Deutschland ebenfalls zur Blüte des tschechischen Kulturlebens bei. So war beispielsweise

¹ *Beckerman*, Michael: The Master's Little Joke: Antonín Dvořák and the Mask of the Nation. In: *Ders.* (Hg.): Dvořák and his World. Princeton 1993, 134–156.

der langjährige Leiter des Schauspiels im Nationaltheater, Jaroslav Kvapil, mit der Arbeit von Max Reinhardt bestens vertraut. Er war es auch, der das Libretto zu Dvořáks Oper „Rusalka“ schrieb, die mit ihrer Stoffwahl und ihrer blumigen und lyrischen Musik als eine der schönsten Jugendstil-Opern gelten kann. Generell existierte in der Moderne zumindest im Bereich der Musik und des Theaters kein nennenswerter ‚Rückstand‘ der Tschechen mehr. Viel beachtlicher ist die Konvergenz mit gesamteuropäischen Entwicklungen, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erreicht wurde.

Gegenüber Deutschland kann man in manchen Fällen auch einen Vorsprung der Tschechen konstatieren. So wandte sich Zdeněk Fibich in seiner Trilogie „Hippodamie“ vorübergehend von der nationalen Mythologie als Opernstoff ab und war damit vergleichbaren Versuchen in Deutschland, unter anderem durch August Bungert, um einige Jahre voraus. Doch letztlich bringt die gesamte, im Fortschrittsdenken des 19. Jahrhunderts wurzelnde Unterteilung in modern, rückständig und ähnliche Kategorien im Falle der tschechischen Kultur wenig. Gerade die Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem und der Versuch, im Konzert der europäischen Kulturen einen speziellen Akzent zu setzen, machen ihren Reiz aus. Indes lassen sich derartige Feinheiten kaum erfassen, wenn man Kunst in erster Linie als Funktion begreift. Man erfährt in Storcks Buch wenig über den genauen Entstehungszusammenhang und die Ästhetik der wichtigsten Erzeugnisse tschechischer Kultur in der damaligen Epoche oder die Intentionen der Künstler. Am ehesten gelingt dem Autor ein überzeugendes Qualitätsurteil im Bereich der Malerei und Bildhauerei, in anderen Sparten der Kultur weniger. Das liegt neben der reduktiven Sicht auf die Kunst und die Künstler vor allem an der Quellenbasis. Zeitungskritiken waren Ende des 19. Jahrhunderts kein entscheidender Maßstab mehr für die ästhetische Entwicklung des Theaters und der Musik – auszunehmen sind hier lediglich die Texte von Otakar Hostinský als einem der maßgeblichen europäischen Musikwissenschaftler seiner Zeit. So liest sich Storcks Buch als eine interessante Studie über die Borniertheit und den Nationalismus der damaligen tschechischen Medien. Doch einige seiner abschätzigen Bemerkungen über die gesamte tschechische Kultur dieser Epoche bewegen sich auch nicht auf wesentlich höherem Niveau (S. 23, 54-57). Beeindruckend ist hingegen am Ende des Buches erneut die Materialfülle der Arbeit, die in einen umfangreichen Anhang mündet, der den damaligen tschechischen Kulturbetrieb dokumentiert.

Berlin

Philipp Ther

Skřivan, Aleš: Schwierige Partner. Deutschland und Österreich-Ungarn in der europäischen Politik der Jahre 1906-1914. Übersetzt aus dem Tschechischen von Hans von Bülow.

Dölling und Galitz, Hamburg 1999, XVI und 435 S. (Hamburger Veröffentlichungen zur Geschichte Mittel- und Osteuropas 6).

Aleš Skřivan hat seine Studie über die Geschichte der internationalen Beziehungen in Europa von den ‚letzten ruhigen Jahren‘ 1906-1908 bis zur Juli-Krise bewusst in der traditionellen Herangehensweise verfasst. Sein Beitrag zeugt von den Spannun-

gen auch zwischen engen Bündnispartnern – vor allem angesichts deutscher Ausgleichsbemühungen mit Großbritannien 1912-1914. Das Buch zeigt anschaulich, wie unentbehrlich eine Geschichte der internationalen Politik und Diplomatie für das Verständnis der Vorgänge ist. Sie kann durch keine noch so aufschlussreiche Erhellung der Grundlagen der Gesellschafts- und allgemeinen Strukturgeschichte ersetzt werden. Um außenpolitische Abläufe verständlich zu machen, bedarf es nicht allein einer Analyse der Bedingungen und der prinzipiellen Ausrichtung sowie der inneren gesellschaftlichen und politischen Ziele von Außenpolitik, sondern auch der Untersuchung der konkreten Entscheidungsprozesse, die unter anderen Voraussetzungen als die innenpolitischen ablaufen. Umgekehrt hätte Skřivan aber diese inneren, struktur- wie ereignisgeschichtlichen Voraussetzungen stärker berücksichtigen sollen – im Deutschen Reich wie in der Habsburgermonarchie, die unter dem besonderen Druck stand, ein vielgliedriges, multi-ethnisches und regional völlig unterschiedlich entwickeltes Reich (vom Eigenbewusstsein der Ungarn ganz zu schweigen) zusammenzuhalten und zu reformieren, wofür sie den Großmachtstatus dringend brauchte.

Umso deutlicher kommen die von Skřivan dicht und detailliert ausgeführte, bedrückende Verschlechterung der außenpolitischen Lage und die immer stärker eingeschränkte Bewegungsfreiheit vor allem der Habsburgermonarchie, aber auch des mit großem Argwohn (für den es ja Anlass gab) betrachteten Deutschen Reiches zur Geltung. Diese Situation hing ohnehin vor allem ab von den internationalen Interessen und dem politischen Verhalten, den Methoden und Vorstellungen, die bei den Regierungen über Aufgabe und Funktionieren des internationalen Systems herrschten. Und sie hing nicht zuletzt – das tritt hier klar zutage – von den für die Außenpolitik verantwortlichen Personen sowie ihren teilweise unkalkulierbaren Reaktionen (Iswolski!) ab. Man agierte in Mächtegruppierungen, die mit dem traditionellen Begriff von gegeneinander stehenden Bündnissystemen nicht präzise zu erfassen sind. Selbst der Dreibund (Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien) war – insbesondere im Hinblick auf Italien – kein festgefügtes, sondern ein immer wieder auszutrierendes Bündnis. Und die Bezeichnung „Entente“, auch wenn diese auf bestimmten Gebieten durchaus eng und fest zwischen Großbritannien, Frankreich und Russland geknüpft war, ist eigentlich der treffendere Begriff für die Gegen-gruppierung. Im Kern geht es aber zu Recht um die beiden Großmächte, denen in der Juli-Krise entscheidende Bedeutung zukam, die einander (trotz der klar herausgearbeiteten Meinungsverschiedenheiten) die einzig zuverlässigen Bündnispartner waren und die in wachsendem Maße isoliert wurden, was in einer zunehmend nervöser werdenden Atmosphäre alles andere als eine weitsichtige, problembewusste Politik der Entente offenbarte.

Das alles wird erst richtig klar, wenn man, wie Skřivan es eindrucksvoll vorführt, Deutschland und Österreich-Ungarn unter dem systemischen Aspekt europäischer Mächtebeziehungen betrachtet. Beide fielen aus der üblichen Struktur europäischer Großmächte im Grunde genommen heraus: Österreich-Ungarn, weil es nur noch über ein einziges Aktionsfeld verfügte, den Balkan und die Adria – was für eine Großmacht zu wenig ist – und noch dazu von Russland und den aufstrebenden kleineren Balkanmächten immer stärker in Frage gestellt wurde. Und das Reich, weil

es von seinem Machtpotential her über ein quasi normales Funktionieren eines Großmachtsystems hinausgewachsen war. Mit bemerkenswerter Sorgfalt und unter erneuter Ausschöpfung auch der älteren Literatur und reichen Quellenmaterials schildert Skřivan, wie beide Staaten, vor allem aber Österreich-Ungarn, unter diesen Bedingungen in eine fast ausweglose Lage gerieten. Diese entstand nicht ohne, aber keineswegs nur durch ihr eigenes Verschulden. Denn die übrigen Mächte, auch das tritt klar hervor, räumten ihnen – und nur ihnen – kaum noch Bewegungsfreiheit ein.

Skřivans Untersuchung überzeugt durch große Unvoreingenommenheit und Genauigkeit in der Quelleninterpretation. Zentrale Gliederungspunkte seines Buches sind die einzelnen Etappen der Eskalation seit der bosnischen Krise, die mit nachdrücklicher deutscher Unterstützung zum letzten großen internationalen Erfolg des Zweibundes wurde – ein folgenschwerer Sieg, wie sich rasch zeigen sollte. Eine wesentliche Rolle spielte der Zusammenhang zwischen dem im Krieg endenden italienisch-türkischen Konflikt um Tripolis (gegenüber dieser italienischen Aggression mit unkalkulierbaren Auswirkungen zeigte die Entente beachtliche, interessenbedingte Großzügigkeit), der zweiten Marokko-Krise und den Balkankriegen, die zunächst von einem Balkanbund gegen die Türkei geführt wurden, dann unter den Siegern um die Beute. In Folge der Rolle, die Russland hier im Hintergrund spielte, wurde Österreich-Ungarn vor gravierende Konsequenzen gestellt: den Verlust seines Großmachtstatus, der innen- wie außenpolitisch eine Existenzbedrohung darstellte und unter den Bedingungen eines Systems unabhängiger Machtstaaten zu dem lang erwogenen gewaltsamen Vorgehen gegen Serbien in der Juli-Krise führte. Dabei stützte sich Österreich-Ungarn auf die Bündnistreue des Reiches, das eine ähnliche Reduzierung der Bewegungsfreiheit auf höherem Niveau befürchtete und seine Position mit einer großen Anstrengung und über einen durchschlagenden Erfolg verbessern wollte.

Da es sich bei dem vorliegenden Buch um eine Übersetzung der 1996 erschienenen tschechischen Erstausgabe handelt,¹ findet die Forschung, die seit Anfang der neunziger Jahre erschienen ist, hier keine Berücksichtigung mehr. Auch konnte Skřivan die Quellen, die in den „British Documents on Foreign Affairs“ zu seinem Untersuchungsthema ediert wurden, nicht in die Untersuchung einbeziehen. Trotzdem bietet er eine ausgewogene, material- und ergebnisreiche Darstellung, die jetzt gut ergänzt wird durch die neue, stärker systematische Untersuchung von Friedrich Kießling.²

¹ Skřivan, Aleš: Císařská politika. Rakousko-Uhersko a Německo v evropské politice v letech 1906-1914 [Kaiserliche Politik. Österreich-Ungarn und Deutschland in der europäischen Politik der Jahre 1906-1914]. Praha 1996.

² Kießling, Friedrich: Gegen den „großen Krieg“? Entspannung in den internationalen Beziehungen 1911-1914. München 2002 (Studien zur Internationalen Geschichte 12).

Sládek, Milan: *Němci v Čechách. Německá menšina v českých zemích a Československu 1848-1946* [Die Deutschen in Böhmen. Die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern und der Tschechoslowakei 1848-1946].

Pragma, Praha 2002, 208 S.

Im Kontext der Diskussion um die EU-Osterweiterung im Frühjahr 2002 erlangte eine Schlüsselpphase der tschechisch-deutschen Vergangenheit erneut gesteigerte Aufmerksamkeit. Die Frage nach der heutigen Gültigkeit der so genannten Beneš-Dekrete sorgte für Irritationen, die schließlich auch das Verhältnis zwischen der tschechischen und der deutschen Regierung belasteten. Um das dadurch offensichtlich gewachsene Interesse einer breiteren Öffentlichkeit in der Tschechischen Republik zu befriedigen, brachten mehrere Verlage Publikationen auf den Markt, die den historischen Kontext der aufgetretenen Streitpunkte aufzeigen sollen. Neben reinen Dokumentensammlungen finden sich darunter auch Bücher, in denen die Autoren die Geschehnisse, zu denen es während und nach dem Zweiten Weltkrieg gekommen ist, schildern und den Versuch unternehmen, diese in größere Zusammenhänge einzuordnen. Zu ihnen zählt z. B. der Band mit dem bezeichnenden Titel „Cesta k dekretům a odsunu Němců“, in dem die Entwicklung des tschechisch-deutschen Verhältnisses in der Ersten Tschechoslowakischen Republik zur Vorgeschichte der Vertreibung und Aussiedlung der Deutschen aus den böhmischen Ländern wird.¹

Ebenfalls im Frühjahr 2002 erschien das Buch von Milan Sládek über die Deutschen in den böhmischen Ländern in der Zeit zwischen der Revolution von 1848 und dem Jahr 1946. Der im Jahr 1950 aus der kommunistischen Tschechoslowakei emigrierte Autor veröffentlicht hier Teile seiner 1957 im kanadischen Montreal eingereichten Dissertation. Erklärtes Ziel der Publikation ist es, zur Klärung einer umstrittenen Phase deutsch-tschechischer Beziehungen beizutragen. Die durch die Publikation ermöglichte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit dient zudem laut dem Vorwort von Zdeněk Mahler dem Ziel einer „harmonischen Zukunft“. Im Vorwort erfährt der Leser auch, was er in der über vierzig Jahre alten Studie, die keine Überarbeitung unter Heranziehung neuerer Forschungsergebnisse erfahren hat, finden soll: eine Reihe unbekannter Informationen und die Auseinandersetzung mit neuen Deutungsversuchen.

Von vornherein sei empfohlen, Sládeks Buch unter dieser Vorgabe zu lesen. Die Darstellung selbst folgt den gängigen Periodisierungen und inhaltlichen Kategorisierungen. Sie setzt im Jahr 1848 mit dem ‚Völkerfrühling‘ ein, in dessen Folge der Autor in den böhmischen Ländern einen Wandel im tschechisch-deutschen Verhältnis ausmacht, da die Deutschen ihre „künstliche Mehrheit“, laut Sládek bedingt durch das breite Bevölkerungskreise ausschließende Wahlrecht, aufrecht erhalten wollten (S. 9). In der knappen Schilderung der Jahrzehnte bis zum Ersten Weltkrieg wird dann vor allem auf die verschiedenen Versuche verwiesen, in den

¹ Němeček, Jan / Biman, Stanislav / Dejmek, Jindřich / Kuklík, Jan: Cesta k dekretům a odsunu Němců [Der Weg zu den Dekreten und dem Abschub der Deutschen]. Praha 2002.

böhmischen Ländern zu einem politischen Ausgleich zwischen beiden Bevölkerungsgruppen zu kommen.

Der inhaltliche Schwerpunkt der rein politikgeschichtlichen Darstellung liegt auf der Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Die Gründe für das Scheitern alternativer Staatsgründungen nach dem Ersten Weltkrieg sieht der Autor vor allem in der ungünstigen Siedlungsstruktur und der fehlenden politischen Geschlossenheit der böhmischen und mährischen Deutschen (S. 28 f.). Das tschechisch-deutsche Verhältnis in der Zwischenkriegszeit wird nach klassischem Muster in die Phasen des Negativismus (1918-1926), des Aktivismus (1926-März 1938) und des Irredentismus (1935-1938) eingeteilt, wobei der letzten Phase das Hauptaugenmerk gilt. Sládek hebt die Zahl sudetendeutscher Vereine und Organisationen hervor, die zur Grundlage der nationalen Massenmobilisierung wurden (S. 54 f.). In aller Deutlichkeit wird auf den wachsenden Einfluss des nationalsozialistischen Deutschland auf die Sudetendeutsche Partei und damit auf die tschechoslowakische Innenpolitik verwiesen. Allerdings stellt sich die Frage, inwieweit das deutsche Vorgehen gegen den östlichen Nachbarn tatsächlich mit einer aus dem Jahr 1932 stammenden Aussage Adolf Hitlers begründet werden kann (S. 69).

Wenig Neues erfährt der Leser über die Phase zunehmender Spannungen im Vorfeld des Münchner Abkommens. Etwas überraschend kommt jedoch der Hinweis auf das „schwerfällige System der tschechoslowakischen Demokratie“, das nicht fähig gewesen sei, schnell genug auf den einsetzenden innen- und außenpolitischen Wandel zu reagieren (S. 93). Auch wenn diese Feststellung auf Änderungsversuche an der Verfassung bezogen werden kann, bietet sie keinen neuen Erklärungsansatz für die Geschehnisse des Jahres 1938. Denn die tschechoslowakische Staatsführung blieb handlungsfähig und musste schließlich allein dem Druck von außen nachgeben.

Auf rund zwanzig Seiten handelt Sládek schließlich die Kriegsjahre und die Aussiedlung der Sudetendeutschen ab. Eine problematische Deutung findet sich bei der Schilderung der Nachkriegsereignisse. Demnach führte das Gefühl vieler Tschechen, ein großer Teil der Sudetendeutschen sei ungebrochen selbstbewusst, zu deutschfeindlichen Handlungen. So werden – wie so oft – die Gewaltexzesse, zu denen es im Sommer 1945 in Ústí nad Labem (Aussig) kam, als Rache für von Deutschen verübte Sabotageakte interpretiert (S. 148).

Das vorliegende Buch bietet eine straffe Zusammenfassung der Geschichte der deutschen Bevölkerung in den böhmischen Ländern, die durch eine reichhaltige Auswahl von Quellenzitaten im Text und einen statistischen Anhang ergänzt wurde. Aus der Lektüre ergeben sich für den Leser allerdings kaum neue Erkenntnisse. Milan Sládek deutet die tschechisch-deutsche Geschichte seit 1848 nicht von vornherein als Vorgeschichte der Geschehnisse während und nach dem Zweiten Weltkrieg, auch wenn er einen Schwerpunkt auf die dreißiger Jahre legt. Da er sich weitgehend auf die Darstellung politischer Strömungen und diplomatischer Aktionen beschränkt, gelingt es ihm nicht, die Dimensionen der deutschböhmischen bzw. sudetendeutschen Problematik voll zu erfassen.

Majewski, Piotr M.: Edvard Beneš i kwestia niemiecka w Czechach [Edvard Beneš und die deutsche Frage in den böhmischen Ländern].

DiG, Warszawa 2001, 356 S.

Wie entwickelte sich der engste Mitarbeiter Tomáš Garrigue Masaryks, der Außenminister und Staatspräsident der demokratischen Tschechoslowakischen Republik, vom Vertreter des nationalen Ausgleichs zum Architekten der Vertreibung und Zwangsausiedlung der Deutschen? Diese Frage versucht der polnische Historiker Piotr Majewski zu beantworten, indem er Edvard Benešs Haltung und Politik gegenüber den Deutschen in den böhmischen Ländern seit seinem Studium in Paris und Dijon untersucht.

In seiner Doktorarbeit von 1908 hatte Beneš nicht nur großdeutsche Pläne und sozialistische Vorstellungen einer reinen Kulturautonomie abgelehnt, sondern auch die Verwirklichung des ‚historischen Staatsrechts‘ als unrealistisch bezeichnet und in der Gliederung der Habsburgermonarchie nach sprachnationalen Kriterien eine Möglichkeit zur Entschärfung der nationalen Konflikte gesehen. Nach seiner Rückkehr nach Prag gelangte er aber zu der Überzeugung, dass die Einheit der böhmischen Länder erhalten werden sollte. In einer Broschüre sprach er sich 1909 gegen das altschechische Staatsrechtsprogramm, gegen den jungtschechischen nationalen Kleinkrieg sowie für die völlige Gleichberechtigung der Deutschen in den böhmischen Ländern aus. Nationale Kantone lehnte er allerdings ebenfalls ab. Seiner Vorstellung nach sollten sich Tschechen und Deutsche in einem Prozess der Demokratisierung zu einer politischen Nation verbinden.

Mit geographischen, wirtschaftlichen und strategischen Argumenten setzte Beneš in der Endphase des Ersten Weltkriegs und auf der Pariser Friedenskonferenz die historischen Grenzen als Staatsgrenzen der Tschechoslowakei durch. Die Deutschen wurden zwar gegen ihren Willen in den neuen Staat gezwungen, doch vertrat Beneš zumindest nach außen die Ansicht, dass sich die Deutschen nach einer Übergangszeit in die Staatsbürgerschaft der demokratischen Republik eingliedern würden. Gerade als Beneš neben dem Posten des Außenministers auch das Amt des Ministerpräsidenten übernommen hatte und deutsche Rekruten sich der Mobilisierung gegen Ungarn entzogen, verschärften sich jedoch die Spannungen zwischen dem Staat und der deutschen Minderheit. Majewski zeigt, dass dem offiziell verbreiteten Optimismus in Bezug auf die deutsche Minderheit ein vertraulich geäußertes Misstrauen gegenüberstand. Wie fast alle tschechischen Politiker sah Beneš in der Forderung nach deutschen Kantonen den ersten Schritt zur Separation der Grenzgebiete. Mit der Ablehnung jeglicher territorialen Autonomie wurde allerdings den deutschen Parteien, die zur aktiven Mitarbeit im Staat bereit waren, der entscheidende Erfolg verweigert.

Unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise und der nationalsozialistischen Machtergreifung gewann die Sudetendeutsche Partei (SdP) im Mai 1935 knapp zwei Drittel der deutschen Stimmen. Vor der Wahl hatte Beneš für das Verbot dieser Partei plädiert, im Kampf um die Präsidentschaft zeigte er sich jedoch sogar bereit, den SdP-Abgeordneten einen Verzicht auf ein Verbot zuzusagen, wenn sie ihm nur ihre Stimmen geben würden. In den Jahren 1936 und 1937 sprach Beneš, um dem

Einfluss der SdP entgegenzuwirken, in vielen deutschen Städten: Als Präsident stehe er den Deutschen ebenso nah wie den Tschechen; einige ihrer Klagen seien berechtigt, doch sei die hohe Arbeitslosigkeit auf die Struktur der sudetendeutschen Industrie zurückzuführen. Zugeständnisse seien möglich, wenn die Deutschen die tschechische Mehrheit von ihrer Loyalität überzeugten. Von den Vereinbarungen mit den geschwächten aktivistischen Parteien im Februar 1937 erhoffte er sich eine Spaltung der SdP. Im Oktober wies er den Ministerpräsidenten an, im Umgang mit der SdP keine Schwäche zu zeigen, sich aber „gegenüber Henlein so zu verhalten, dass nicht die Brücken für die Zukunft abgebrochen würden“ (S. 120). Zugleich setzte Beneš sich anders als sein Vorgänger Masaryk energisch für die Stärkung und Aufrüstung der Armee und den Bau von Grenzbefestigungen ein.

Nach dem Anschluss Österreichs und unter dem Druck der Westmächte erkannte Beneš, dass er um Verhandlungen mit der SdP nicht herumkam. Konzessionen sollten dazu dienen, die Westmächte im erwarteten Krieg auf die Seite der Tschechoslowakei zu ziehen, und waren – nach Majewski – nicht mehr ernst gemeint. Mit dem so genannten „dritten Plan“ reagierte Beneš auf die Entsendung des britischen Vermittlers Lord Runciman in die Tschechoslowakei, mit dem „vierten Plan“ weniger auf die Ablehnung der angebotenen drei Kantone durch die SdP als vielmehr auf die Äußerung des britischen Botschafters, dass die Tschechoslowakei zwischen der Annahme des „Karlsbader Programms“ der SdP und dem Krieg wählen müsse und dass Großbritannien sich für das „Karlsbader Programm“ entscheide.

Nachdem die SdP die Verhandlungen abgebrochen und Chamberlain mit Hitler über die Abtretung der Sudetengebiete gesprochen hatte, entstand Benešs so genannter „fünfter Plan“, mit dem er die deutsche Minderheit auf etwa ein Drittel reduzieren wollte. Je ein weiteres Drittel sollte mit strategisch nicht unbedingt erforderlichen Grenzgebieten an Deutschland fallen bzw. ausgesiedelt werden. Mit Recht sieht Majewski in diesem Plan den Wendepunkt in der Politik Benešs in der deutschen Frage. Denn kein Zugeständnis hatte die SdP, die bei den Kommunalwahlen im Mai 1938 sogar neun Zehntel der deutschen Stimmen gewonnen hatte, von ihrem Separationskurs abbringen können. Seit der Zurückweisung des „vierten Plans“ hielt Beneš ein friedliches Zusammenleben von Tschechen und Deutschen in einem Staat bzw. die Bildung einer gemeinsamen politischen Nation für ausgeschlossen.

Während Majewski sich für die Zeit bis 1935 auf die Sekundärliteratur stützt, hat er zu den Krisenjahren 1936 bis 1945 umfangreiche Aktenbestände studiert, und zwar sowohl in Tschechien als auch in Großbritannien und Polen. Während des Krieges versuchte Beneš Wenzel Jaksch, den emigrierten Vorsitzenden der sudetendeutschen Sozialdemokraten, in die Verwirklichung seines immer wieder modifizierten „fünften Plans“ einzubinden. Während Majewski – überwiegend zu Recht – Jakschs Bedingung der Territorialautonomie für die deutschen Grenzgebiete kritisiert, zeigt er nicht deutlich genug, dass Beneš gegenüber Jaksch von Anfang an eine Hinhaltenaktik betrieb und der Sozialdemokrat der Vertreibung von mindestens einem Drittel seiner Landsleute einfach nicht zustimmen konnte.

Einen weiteren Einschnitt sieht Majewski in der Terrorwelle nach dem erfolgreichen Attentat auf Heydrich, in deren Folge sich nicht nur Benešs Haltung in der

„deutschen Frage“ verschärfte: Er habe die Verhandlungen mit Jaksch abgebrochen, Forderungen nach einer „wilden“ Phase der Vertreibung unterstützt, die These von der deutschen Kollektivschuld angenommen und für die Zwangsaussiedlung einer breit definierten deutschen Oberschicht plädiert. Majewski überbetont wohl die Wirkung der „Heydrichiada“ auf die britische Entscheidung, München zu widerufen und sich für den Grundsatz des Transfers auszusprechen, unter anderem weil er Edens positive Einstellung zu Zwangsumsiedlungen aus Polen und der Tschechoslowakei seit Mitte September 1941 und das von Eden bestellte Gutachten nicht kennt, dessen Verfasser schon im Februar 1942 für die Zwangsaussiedlung von Deutschen aus der Tschechoslowakei, Polen und eventuellen neupolnischen Gebieten in Ostdeutschland plädiert hatten. Majewskis Ansicht, dass Beneš erst damals die Vision einer Staatsbürgernation mit einer deutschen Restminderheit aufgegeben habe, halte ich für nicht vertretbar. Majewski übersieht auch den Zusammenhang zwischen der britischen Ablehnung des Kriteriums der ‚Schuld‘ bei der Selektion jener Sudetendeutschen, die vertrieben werden sollten, und dem Abbruch der Gespräche mit Jaksch durch Beneš im Spätherbst 1942.

Majewski zieht einige weitere Schlüsse, die ich für falsch halte. Er denunziert Jaksch als ‚Nationalisten‘, ohne dessen Politik vor 1938 in Betracht zu ziehen und ohne zu würdigen, dass dieser aus den Erfolgen der SdP die Konsequenz zog, dass Sozialdemokraten nationale Anliegen nicht den Rechtsparteien überlassen dürften. Majewski behauptet, dass die Exilregierung nicht „unmittelbar“ hinter der Abspaltung der Zinner-Gruppe von der „Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten“ gestanden habe – eine Aussage, die verbirgt, dass führende tschechische Sozialdemokraten Zinner und Genossen zur Spaltung gedrängt hatten. Jaksch habe nur Forderungen gestellt, aber keine Gegenleistungen angeboten, was so auch nicht stimmt: Obwohl sudetendeutsche Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, mit Erschießung als Landesverräter rechnen mussten, war Jaksch bereit, seine Genossen nach einem Abkommen mit Beneš zum Eintritt in die tschechoslowakische Auslandsarmee aufzurufen. Majewski hat sich ebenso wie Jaksch von Benešs Äußerungen über die mögliche Bildung deutscher Kantone täuschen lassen und glaubt deshalb an einen zweimaligen Konzeptionswechsel zwischen März 1940 und Mai 1941. Zwar schreibt Majewski, Jaksch sei der Überzeugung gewesen, seine Zustimmung zu einer massenhaften Aussiedlung würde politischem Selbstmord gleichkommen, behauptet kurz darauf aber, dass Jaksch „größere Verantwortung für das Fiasko der tschechoslowakisch-deutschen Zusammenarbeit“ trage als Beneš. Denn Jaksch habe nicht anerkennen wollen, dass mindestens zwei Drittel der Sudetendeutschen durch ihre Unterstützung für Henlein schuld an dem Münchner Diktat und seinen Folgen waren.

Diese kritischen Anmerkungen zu einzelnen Thesen sollen aber nicht den außerordentlichen Wert der Untersuchung in Frage stellen, der in der quellengesättigten Darstellung der Entwicklung von Benešs Haltung und Politik gegenüber den Deutschen der böhmischen Länder über den langen Zeitraum von 1908 bis 1945 liegt. Soweit ich sehe, gibt es keine vergleichbar fundierte Untersuchung eines tschechischen Historikers. Den entscheidenden Wendepunkt datiert Majewski zu Recht auf den 12.-15. September 1938 – der Forderung Hitlers nach dem Anschluss der

Sudetengebiete und Henleins „Heim ins Reich“-Parole, eine weitere Verschärfung verbindet er mit der Zeit der „Heydrichiada“. Ausführlicher als andere Autoren¹ stellt er die extremen Konzeptionen der „Geheimen Studiengruppe“ des Exil-Generalstabs dar und zeigt, dass Beneš in Bezug auf den möglichen Umfang abzutretender Grenzbezirke und in Bezug auf die Annexion anderer Gebiete konsequent eine maßvollere Position vertrat als seine militärischen Berater, allerdings nicht in Bezug auf den Charakter der ‚wilden‘ Vertreibung in den ersten Wochen nach der Befreiung. Erstaunlich ist, dass der polnische Historiker so gut wie jeden Vergleich mit den polnischen Annexions- und Vertreibungsplänen sowie Hinweise auf Zusammenhänge zwischen den tschechoslowakischen und den polnischen Konzeptionen und Entscheidungen vermeidet.

¹ Mit Ausnahme eines neuen Aufsatzes von *Friedl, Jiří*: Činnost smíšené československo-polské vojenské komise a problém československo-německých hranic ve Slezsku za 2. světové války [Die Tätigkeit der gemischten tschechoslowakisch-polnischen militärischen Kommission und das Problem der tschechoslowakisch-deutschen Grenze in Schlesien während des II. Weltkrieges]. In: Slezský sborník 100 (2002) 191-209.

Düsseldorf

Detlef Brandes

Posta, Stephan: Tschechische „Fremdarbeiter“ in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft.

Dresden 2002, 160 S. (Berichte und Studien des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung e.V. an der Technischen Universität Dresden).

Neben den grundlegenden Arbeiten von Ulrich Herbert zur Zwangsarbeit im Nationalsozialismus existieren mittlerweile zahlreiche Studien zu einzelnen Aspekten dieses Themenkomplexes, ferner regionale, lokale und unternehmensgeschichtliche Detailanalysen. Stephan Posta beschäftigt sich in seiner Arbeit mit der Rekrutierungspraxis gegenüber den tschechischen ‚Fremdarbeitern‘ im ‚Protektorat Böhmen und Mähren‘ sowie mit deren Lebenssituation in Deutschland und ordnet die Thematik sowohl in den Kontext der deutschen Besatzungspolitik im ‚Protektorat‘ als auch in die allgemeine NS-Arbeitseinsatz-Politik ein. Als Basis wurden publizierte Quelleneditionen, Sekundärliteratur sowie schriftliche Interviews mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern aus dem NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln verwendet.

Posta widmet sich zunächst den Voraussetzungen des Einsatzes tschechischer ‚Fremdarbeiter‘ sowie den systemimmanenten Widersprüchen des NS-Systems in Bezug auf nichtdeutsche Arbeitskräfte. Der zunehmende Arbeitskräftemangel in Folge der forcierten Aufrüstung führte trotz ‚Inländerprimat‘ und der rassistischen NS-Ideologie, die vor einer ‚rassistischen Gefährdung des deutschen Volkskörpers‘ warnte, zum verstärkten Einsatz ausländischer Arbeitskräfte. Seit dem deutschen Überfall auf Polen wurden zudem Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter eingesetzt.

In den Mittelpunkt seiner Untersuchung des Arbeitseinsatzes tschechischer ‚Fremdarbeiter‘ aus dem ‚Protektorat‘ rückt Posta die Frage nach einem Zusammenhang von Arbeitseinsatz und Germanisierung des Landes bzw. der tschechischen Arbeitskräfte im Reich, gewissermaßen als einer „Synthese zwischen kriegswirtschaftlicher Ausbeutung und ideologischen Gesichtspunkten“ (S. 9), wie sie von einigen tschechischen Historikern formuliert wurde. Da der heutige Forschungsstand zur ‚Fremdarbeiter‘-Politik dieser These widerspricht, formuliert der Autor die Frage, ob die Tschechen einen Sonderfall darstellten. Um dieser Frage nachzugehen, behandelt Posta zunächst die NS-Rekrutierungspolitik im ‚Protektorat‘ bis 1941/42, im zweiten Teil folgt die Zeit bis Kriegsende. Der dritte Teil beschäftigt sich mit der Lage der tschechischen ‚Fremdarbeiter‘ in Deutschland. Jeweils eingeschoben wird ein Vergleich der durchgeführten Maßnahmen mit den Germanisierungskonzepten.

Ein Grundproblem, das sich der deutschen Besatzungsmacht beim Abzug von tschechischen Arbeitskräften aus dem ‚Protektorat‘ stellte, war die besondere Bedeutung der dort vorhandenen Rüstungsindustrie, der nicht unbegrenzt Arbeitskräfte entzogen werden konnten. Ferner spielten sowohl die Nahzielplanung – die effiziente Ausnutzung der Rüstungskapazitäten im ‚Protektorat‘ – als auch die als Fernziel formulierte Germanisierung der böhmischen Länder eine bedeutende Rolle. Karl-Hermann Frank hatte in seiner Denkschrift vom 28. August 1940 die Möglichkeit der Ansiedlung von ‚eindeutschbaren‘ tschechischen Arbeiterfamilien im ‚Altreich‘ als konkrete Eindeutschungsmaßnahme vorgeschlagen. In weiteren Stellungnahmen, z. B. des stellvertretenden Reichsprotektors Reinhard Heydrich, wurde aber gefordert, vor einer eventuellen Arbeiterverschickung eine ‚rassische Bestandsaufnahme‘ durchzuführen.

Die Zeit bis 1941 war geprägt von einer noch relativ gemäßigten Rekrutierungspraxis, die sich vor allem auf Arbeitslose bezog und stark auf Freiwilligkeit setzte. Während 1939 circa 90 000 tschechische Arbeitskräfte nach Deutschland geschickt wurden, sank die Zahl im Jahr 1940 auf etwa 50 000. Ab Sommer 1941 wurden die Kontingentforderungen dann erhöht. Der steigende Bedarf an Arbeitskräften im einsetzenden ‚Abnutzungskrieg‘ führte im ‚Protektorat‘ zu verschärften Rekrutierungsmaßnahmen, wie z. B. zur Ausweitung der Dienstpflicht auf alle arbeitsfähigen Protektoratsangehörigen, der Verkleinerung oder Schließung nicht kriegsrelevanter Betriebe durch das Wirtschafts- und Arbeitsministerium unter Walther Bertsch, zu polizeilicher Repression, sowie schließlich zur Dienstverpflichtung kompletter Jahrgänge (Totaleinsatz) zum ‚Arbeitseinsatz‘ in Deutschland, so dass im Jahr 1942 etwa 135 000 Tschechen nach Deutschland geschickt wurden. Dabei bestand zwischen dem ‚Protektorat‘ und dem ‚Altreich‘ ein fortwährender Konflikt um die Aufteilung der Arbeitskräfte. Nach Angaben der deutschen Arbeitsbehörden befanden sich im September 1944 insgesamt 276 000 ‚Protektoratsangehörige‘ in Deutschland.

Zusammenhänge zwischen Germanisierung und Rekrutierung lassen sich laut Posta nicht ausmachen, da die Auswahl der zu rekrutierenden Gruppen ökonomischen Erfordernissen folgte und es keine ‚rassischen‘ Prüfungen vor einem Einsatz gegeben habe (S. 79). Auch das aus ‚volkstumpolitischen‘ Gründen erlassene Verbot

des Einsatzes tschechischer Arbeitskräfte in den Sudetengebieten wurde aus ökonomischen Gründen wieder aufgehoben. Selbst die nach Heydrichs Antritt in Prag anlaufenden ‚rassischen‘ Prüfungen einzelner Bevölkerungsgruppen führten nach Posta nicht dazu, dass die Rekrutierungspraxis sich an ‚rassischen‘ Gesichtspunkten orientiert hätte, um beispielsweise ‚eindeutschungsfähige‘ Tschechen nach Deutschland zu bringen.

Da die tschechischen Arbeitskräfte als Protektoratsangehörige nicht als Ausländer galten, sprachen die Arbeitsbehörden in Deutschland nicht von „Reichseinsatz“ sondern von „Reichsausgleich“ wie bei „binnendeutschen Arbeitskräfteregulierungen“ (S. 113). Obwohl es so etwas wie die „Polen-Erlasse“ für die Tschechen nicht gab, unterlagen diese einem polizeilichen Sonderrecht, das ein im Vergleich zu den deutschen Arbeitern verschärftes Strafmaß vorsah und einen diffusen rechtlichen Status mit sich brachte. Die Tschechen wurden überwiegend zu minderqualifizierten, schlecht bezahlten Arbeiten eingesetzt, ihre Löhne und Arbeitsbedingungen entsprachen formal denen der Deutschen. Die Sondersteuer, die bei den ‚Ostarbeitern‘ erhoben wurde, galt für sie nicht. In der Praxis wurden aber häufig abweichende Lohnmodelle angewendet. Anders als im Fall der polnischen Arbeiter existierte kein Kontaktverbot und kein Heiratsverbot für Tschechen und Deutsche, im August 1941 erfolgte jedoch ein Verbot intimer Kontakte zwischen Angehörigen der beiden Gruppen, allerdings drohte bei Zuwiderhandlung nicht die Todesstrafe.

Unzufriedenheit mit dem Lohn, der Unterkunft und der Verpflegung sowie verschärfte Repressionsmaßnahmen, unter anderem durch die Ausweitung des Systems der Arbeitserziehungslager, waren der Grund dafür, dass viele Tschechen in die Heimat flüchteten. Zuverlässige Angaben über die Anzahl der tschechischen Opfer des ‚Arbeitseinsatzes‘ existieren nicht. Über 1 900 Todesfälle sind anhand des Aktenmaterials der Besatzungsbehörden nachgewiesen worden (S. 135).

Der Arbeitseinsatz der Tschechen in Deutschland diente nicht, so Posta, als Mittel zur Germanisierung, da wesentliche Elemente der Germanisierungskonzepte, z. B. die ‚Verstreuung‘ der Tschechen in Deutschland oder ihre dauerhafte Ansiedlung fehlten. An diesem Punkt sei kritisch angemerkt, dass sich die Ausrichtung der Arbeit auf die ‚Germanisierungsthese‘ als nicht besonders hilfreich erweist, da sich bereits in der Einleitung andeutet, dass sie nicht zutreffend ist.

Posta bietet mit seiner konzeptionell sehr gut aufgebauten Arbeit insgesamt eine wertvolle Ergänzung zur Erforschung der NS-Zwangsarbeit, sowie zur Rekrutierungspraxis im ‚Protektorat‘ und den Lebensumständen der Tschechen in Deutschland. Deutlich werden die Besonderheiten der Lage der tschechischen ‚Fremdarbeiter‘, die eher „derjenigen der Arbeiter aus dem Westen glich“ (S. 142). Jedoch waren die Tschechen keinesfalls „Inländer besonderer Art“, sondern blieben in der Praxis des nationalsozialistischen ‚Ausländereinsatzes‘ doch Zwangsarbeiter.

Srubar, Helena: Eine schreckliche Zeit. Tschechisch-jüdische Überlebensgeschichten 1939-1945. Hrsg. von Erhard Roy Wiehn.

Hartung-Gorre, Konstanz 2001, 196 S., 6 Abb.

In diesem von Erhard Roy Wiehn herausgegebenen Buch legen neun jüdische Frauen und Männer Zeugnis über ihre persönlichen Schicksale ab, die sie in verschiedenen Konzentrationslagern erleiden mussten. Die junge Historikerin Helena Srubar hat diese Lebenserinnerungen nach Interviews zusammengestellt, die sie im Herbst 1998 in Prag mit Holocaust-Überlebenden geführt hat.

In ihrer detaillierten Einleitung entwirft Helena Srubar zunächst ein historisches Bild des böhmischen Judentums mit seiner jahrhundertelangen Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Sie verweist auf die Auflockerung der Einengungen und Diskriminierungen unter Kaiser Josef II. und seinen Nachfolgern und behandelt schließlich die Beziehungen der böhmischen Juden zum deutsch-tschechischen Umfeld und den Weg zu ihrer Anerkennung als selbstständige Nation in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Mit der Besetzung Böhmens und Mährens durch die deutsche Wehrmacht im März 1939 erfolgte dann zunächst die erneute Einschränkung der persönlichen Freiheiten der Juden und dann der von unsäglichem Leid gezeichnete Weg in die Vernichtung des größten Teiles der Juden aus Böhmen und Mähren.

Sieben Frauen und zwei Männer, die dem Schicksal der Vernichtung entgangen sind, schildern in schlichten, bewegenden Sätzen ihre Überlebensgeschichten: den Lebensweg vom behütenden Elternhaus in die Unsicherheit und Unfreiheit, den mit Zwangsarbeit, Hunger und Angst verbundenen Leidensweg durch das Ghetto Theresienstadt, das Konzentrationslager Auschwitz oder andere Konzentrationslager und schließlich die Befreiung. Bis in die Gegenwart hinein sind die Lebensgeschichten geprägt von den Ereignissen des Holocaust.

Die Autorin stellt die einzelnen Geschichten in der Ich-Form vor, wodurch ihnen besondere Authentizität verliehen wird, und schickt jeder einzelnen Biographie eine von ihr selbst verfasste Kurzfassung voraus, was durchaus der Übersichtlichkeit dient. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Jiří Kosta, der mit seinen differenzierteren sprachlichen Qualitäten das Erlebte reflektierter darzustellen vermag.

Zu bemerken ist noch, dass es sich bei den Interviewten nicht nur um tschechische Juden handelt, es waren auch einige mit deutscher Muttersprache dabei. Es wäre also korrekter, von böhmisch-jüdischen Überlebensgeschichten zu sprechen. Eva Roubíčková etwa war keine geborene Mändlová, ihr Mädchename war Mändl. Ihr im Ghetto geschriebenes Tagebuch hat sie ja auch in deutscher Sprache verfasst.

Dieses Buch sollte vor allem der heutigen jüngeren Generation, der die Ereignisse des Holocaust immer noch zu wenig bekannt sind, in die Hand gegeben werden, kann es doch eine wichtige Hilfe darstellen bei der Aufarbeitung und Bewältigung dieses Kapitels unserer Geschichte. Aber auch für die ältere Generation, die sich aus der Vergangenheit heraus mit Böhmen verbunden fühlt, ist es ein lesenswertes Buch.

Meiri Minerbi, Haya: Juden in Kesmark und Umgebung zur Zeit der Schoáh. Jüdisches Leben und Leiden in der Slowakei. Aus dem Hebräischen von Magali Zibaso. Hg. von Erhard Roy Wiehn.

Hartung-Gorre, Konstanz 2002, 43 S., drei Abb. und eine Karte.

Die Slowakische Republik erlangte im Jahre 1939 zwar de jure die Unabhängigkeit, de facto war sie jedoch ein Satellitenstaat des Deutschen Reiches. Folglich agierte die Regierung in Bratislava formal selbstständig, doch war sie stets dem Druck aus Berlin ausgesetzt. Ab Mitte 1940 installierte das Reich so genannte Berater, die die Interessen des nationalsozialistischen Deutschland in der slowakischen Politik wirksam durchsetzen sollten. Mit der Gründung des slowakischen Staates änderte sich auch die Situation der Juden. Hatten Slowaken und Juden zu Beginn des Jahrhunderts weitgehend friedlich zusammengelebt, schränkte die slowakische Regierung ab den Jahren 1938/39 die Rechte der Juden immer stärker ein. Erklärtes Ziel war die Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben. Von 1940 an wurde unter deutschem Einfluss die antijüdische Gesetzgebung intensiviert und gipfelte schließlich in der „Verordnung über die Rechtsstellung der Juden“ – kurz ‚Judenkodex‘ genannt. In dieser Verordnung fand sich erstmals der Rassebegriff und sie war den Nürnberger Gesetzen ähnlich. Zahlreiche Juden, die freie Berufe wie Arzt oder Jurist ausgeübt hatten, verloren ihren Arbeitsplatz; parallel dazu setzte eine Arisierungswelle ein, bei der an die 10000 jüdische Unternehmen enteignet wurden. Die ersten Zwangsarbeitsverpflichtungen für die jüdische Bevölkerung wurden verfügt, besonders berüchtigt waren die jüdischen Arbeitsbataillone in der Armee. Dennoch gestattete der ‚Judenkodex‘ einer Reihe von Juden, weiterhin in der Wirtschaft tätig zu sein; diese Juden galten als wirtschaftlich unabkömmlich und erhielten Schutzbriefe.

Die radikalen Flügel der Regierungspartei SVP (Slowakische Volkspartei) – namentlich der Regierungsvorsitzende Tuka – und der Innenminister Mach – planten zusammen mit dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin schon frühzeitig die Deportation der Juden aus der Slowakei. Unter dem Schlagwort „Die Slowakei muss judenfrei sein“ begann die slowakische Regierung mit Unterstützung der Hlinka-Garde – einer der SA vergleichbaren Organisation – damit, die jüdische Bevölkerung in Sammellagern zu konzentrieren. Von März bis Oktober 1942 wurden 58000 Juden aus der Slowakei nach Auschwitz, Treblinka, Bergen-Belsen und Sachsenhausen deportiert. Die Zahl der Überlebenden dieser Deportationswelle beläuft sich auf knapp 300. Nach dem plötzlichen Stopp der Deportationen lebten in der Slowakei noch circa 30000 Juden, die entweder mit einer staatlichen Legitimation in der Wirtschaft arbeiteten oder in den Lagern Sered, Novaky und Vyhne untergebracht waren. Dazu kam die Anzahl sich illegal aufhaltender Juden in der Slowakei, die in den Untergrund gegangen waren. Mit dem Volksaufstand im August 1944 und dem Eingreifen der deutschen Einsatzgruppe H begann schließlich die Wiederaufnahme der Deportationen.

Haya Meiri-Minerbi schildert in ihren Lebenserinnerungen am Beispiel der Juden in dem kleinen Städtchen Käsmark (Kežmarok/Késmárk), unweit Poprad gelegen, eben diese Vorgänge und bietet ein anschauliches Zeugnis der Zeit. In seinem Vorwort schreibt der Herausgeber Erhard Roy Wiehn über das Buch:

Es handelt sich zwar einerseits nur um einen kurzen Überblick, andererseits aber doch um einen recht guten Einblick in Leben, Leiden, Tod und Überleben der Menschen einer kleinen Gemeinde. Es ist ein weiterer kleiner Stein im großen, nie zu vollendenden schwarzen Mosaik der Schoáh. (S. 9 f.)

Meiri-Minerbi erinnert sich an das relativ friedliche Zusammenleben von Juden und Slowaken in Kesmark, das sich in erster Linie durch gegenseitigen Respekt auszeichnete. Sie geht darüber hinaus auf die soziale Zusammensetzung der jüdischen Gemeinde und deren gesellschaftliche Wertvorstellungen ein, so besaß z.B. die Bildung einen hohen Stellenwert innerhalb der jüdischen Gemeinde. In lebendiger Sprache werden die zunehmenden Probleme der Juden beschrieben, die Arisierung, die Arbeitslager und schließlich die Verfolgung, die in der Deportation endete. Über Auschwitz schreibt Meiri-Minerbi nur wenige Zeilen, indessen berichtet sie ausführlich über die Judenretter in Käsmark, die durch ihr mutiges Handeln einigen Juden das Leben retten konnten.

Auch wenn das Buch in seinem historischen Teil nicht immer ganz fehlerfrei ist, bietet es einen nützlichen und guten Beitrag zur Geschichte jüdischen Lebens und der Judenverfolgung in der Slowakei von 1938 bis 1944.

Berlin

Gregor Mathey

Fučík, Julius: Reportage unter dem Strang geschrieben. Übersetzt von Felix Rausch und Věra Picková.

Pahl-Rugenstein, Bonn 2000, 160 S., Abb. (Bibliothek des Widerstandes).

Würde bei einer der heute so beliebten Quizshows im Fernsehen die Frage gestellt, von welchem Autor das meistübersetzte Buch tschechischer Sprache stammt, und ständen Božena Němcová, Karel Čapek, Milan Kundera und Julius Fučík zur Auswahl, dann hätte wohl auch so mancher Slawist seine Probleme, mit dem Hauptgewinn nach Hause zu gehen. Die Antwort lautet – natürlich – Julius Fučík, und bei dem Buch handelt es sich um das hier vorliegende Werk mit dem Originaltitel „Reportáž psaná na oprátce“. Im Februar 2003 jährte sich der Geburtstag des kommunistischen Journalisten und Kritikers Julius Fučík zum hundertsten Mal, im September desselben Jahres war der sechzigste Todestag des Mannes, der in der tschechischen politischen und kulturellen Geschichte des abgelaufenen Jahrhunderts eine nicht unwichtige Rolle spielte. In der Ersten Republik gehörte er zu den führenden Vertretern der kommunistischen Bewegung, im ‚Protektorat‘ war er im Widerstand aktiv und gründete das dritte illegale Zentralkomitee der KPTsch, seine Verhaftung erfolgte im April 1942. Im Gefängnis Pankrác verfasste er 1943 seine „Reportage unter dem Strang geschrieben“, eine zwischen Reportage und erzählender Literatur angesiedelte Schilderung seiner Gefangenschaft, die leitmotivisch von der Überzeugung durchzogen wird, dass der Kommunismus siegen werde. Nach kurzem Prozess vor dem NS-„Volkgerichtshof“ wurde Fučík hingerichtet. Nach 1945 beriefen sich die tschechoslowakischen Kommunisten auf Fučík und sein Werk, das nun als Vorbild und Verpflichtung galt, und erhoben ihn zur Kult- und Propagandafigur, um die ein den sozialistischen Staat affirmierender

Heldenmythos aufgebaut wurde. Die Reportage war bis 1989 Pflichtlektüre an allen Schulen und wurde vor allem in den sozialistischen Bruderländern – aber nicht nur dort – übersetzt, insgesamt in über neunzig Sprachen.¹ Allerdings wurden in allen Druckfassungen gegenüber dem Manuskript, das von Wärtern auf Kassibern hinausgeschmuggelt worden war, Kürzungen vorgenommen. Diese bezogen sich auf Äußerungen Fučíks, in denen er sich gegen eine generelle Gleichsetzung des deutschen Volkes mit den Faschisten verwahrte. Auch wurden seine Hinweise darauf getilgt, dass er während der brutalen Verhöre Aussagen gemacht hatte, allerdings nur zum Schein, wie er betonte. Nach 1989 wurde Fučíks Rolle in den tschechischen Medien teilweise erbittert diskutiert, und bis heute gehen die Einschätzungen seiner Person und seines Werkes weit auseinander.² 1995 entstand eine unter der Leitung von František Janáček und Alena Hájková sorgfältig edierte „Kritische Ausgabe“, in der auch alle Auslassungen zum ersten Mal veröffentlicht wurden.³

Im Jahr 2000 gab der einstige Verlag der DKP, Pahl-Rugenstein, eine als „erste vollständige deutsche Ausgabe“ angepriesene Version der Reportage heraus. Diese wurde unter anderem in der Berliner Gedenkstätte des deutschen Widerstandes in Anwesenheit des damaligen tschechischen Botschafters František Černý der Öffentlichkeit vorgestellt. Um ein Urteil vorwegzunehmen: So wünschenswert die Beschäftigung mit Fučík ist und so erfreulich es ist, dass eine lieferbare deutsche Ausgabe dieses nicht nur historisch, sondern auch literarisch wichtigen Buches vorgelegt wurde, so sehr muss man die Machart der neuen deutschen Ausgabe kritisieren.

Zuerst zum Text: Zwar greift man, wie die Herausgeber auch mehrfach betonen, auf die vorbildliche kritische Ausgabe von 1995 zurück, die hier benutzte Übersetzung ist aber keine andere als die von Felix Rausch, die bereits der ersten deutschsprachigen Ausgabe (Wien 1946) zugrunde lag und die dann in allen DDR-Ausgaben Verwendung fand. Zwar wurden, wie in einer editorischen Notiz vermerkt wird, die in der Ausgabe des Torst-Verlages 1995 erstmals enthaltenen Auslassungen übernommen und von Věra Picková übersetzt, doch kommt es dabei zu Nachlässigkeiten. An einer Schlüsselstelle, in der Fučík darüber sinniert, dass er in dieser selben Pankrácer Zelle schon einmal gesessen haben könnte, als er die Nationalitätenpolitik der Ersten Republik kritisiert hatte, heißt es im handschriftlichen Original und daher auch in der kritischen Ausgabe:

¹ Vgl. Steiner, Petr: Ejhle hrdina! Julius Fučík a jeho Reportáž [Sehet, welch ein Held! Julius Fučík und seine Reportage]. In: Kritický sborník XVIII (1999) H. 2-3, 7-41. – Zwicker, Stefan: Der antifaschistische Märtyrer der Tschechoslowakei. Julius Fučík. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hgg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin 2002, 244-255 und 298-301. – Der Rezensent befasst sich auch in seiner Dissertation über „nationale Helden und Märtyrer“ mit Fučík.

² Vgl. in deutscher Sprache: Drews, Peter: Der zweifache Tod des Julius Fučík. In: Bohemia 38 (1997) 349-356. – Aktuell dazu der ausgewogene Artikel von Chuchma, Josef: S Juliem Fučíkem ještě nejsme hotovi [Mit Julius Fučík sind wir noch nicht fertig]. In: Mladá Fronta Dnes vom 22.2.2003.

³ Fučík, Julius: Reportáž psaná na oprátce. První, úplné, kritické a komentované vydání. [Reportage unter dem Strang geschrieben. Erste vollständige, kritische und kommentierte Ausgabe]. Hg. von František Janáček und Alena Hájková. Praha 1995.

Kolikrát už jsem šlapal tuto vzdálenost po sosnových prknech pankrácké cely! A snad právě v této cele jsem kdysi seděl proto, že jsem příliš naléhavě hájil právo sudetských Němců na sebeurčení a příliš jasně viděl následky národnostní politiky českých měšťáků pro český národ. Teď můj národ napínají na kříž, před celou chodí hlídači ze Sudet a někde venku slepé politické sudičky znovu předou nit pomsty a národnostní nenávisti.⁴

In dieser Ausgabe liest sich die deutsche Übersetzung folgendermaßen (S. 30, Hervorhebungen wie im Original):

Wie oft schon habe ich diese Entfernung auf dem Bretterboden der Pankrácer Zelle zurückgelegt! Vielleicht habe ich gerade in dieser Zelle irgendwann schon einmal gegessen, wie ich *allzu eindringlich das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen verteidigt* und allzu klar die Folgen der verderblichen Politik des tschechischen Bürgertums für das tschechische Volk gesehen habe. Jetzt schlägt man mein Volk ans Kreuz, vor der Zelle gehen deutsche Aufseher auf und ab, und irgendwo draußen spinnen finstere politische Mächte von neuem Fäden des Verrats.

Der letzte hier zitierte Satz müsste aber lauten, folgt man dem Original:

Jetzt schlägt man mein Volk ans Kreuz, vor der Zelle gehen Aufseher aus den Sudeten auf und ab und irgendwo draußen spinnen blinde politische Mächte (wörtlich: „Schicksalsgöttinnen“ oder „Nornen“) von neuem Fäden der Rache und des Nationalitätenhasses.

Der Grund für diese Unstimmigkeiten liegt nicht etwa in der Übersetzung Rauschs, der, vergleicht man den Wortlaut mit früheren tschechischen Ausgaben, hier durchaus treffend übersetzt hat, sondern in der Vorgehensweise der Herausgeber: Zwar fügten sie einen ausgelassenen Satz kursiv gezeichnet ein, berücksichtigen dabei aber nicht, dass man Fučík auch in den folgenden Sätzen zensiert hatte, obwohl auch dies im Anmerkungsapparat der kritischen Ausgabe von Jan Němeček und Libuše Eliášová deutlich gemacht wurde.⁵ Ohne diese Sätze Fučíks überbewerten und etwa hypothetisch behaupten zu wollen, dieser hätte sich 1945 als Überlebender des NS-Terrors gegen die Vertreibung ausgesprochen⁶, ist diese Stelle doch beachtenswert. Die Frage, ob die mangelhafte Wiedergabe in der vorliegenden Ausgabe schlicht aus Schlamperei oder doch mit gewissen Hintergedanken geschehen ist, muss offen bleiben. Liest man Vor- und Nachwort der vorliegenden Ausgabe, kann man das zweite aber zumindest nicht ausschließen. Vor allem das Nachwort von Ulrich Schneider, dem Vorsitzenden des VVN-BdA (Verband der Verfolgten des Nazi-Regimes - Bund der Antifaschisten), ist ausgesprochen ärgerlich. Schon die äußere Form muss verwundern. Mit den tschechischen diakritischen Zeichen wird hier völlig willkürlich umgegangen. So wird zwar der Eigenname Fučík richtig geschrieben, andere Namen wie z. B. Jaroslav Hašek, Václav Černý, Jiří Weil sowie Ortsnamen werden hingegen fehlerhaft wiedergegeben. Auch gibt es zahlreiche sprachliche Schnitzer. Das Ganze wird garniert durch eine mehr oder weniger offene Verklärung der sozialistischen Staaten ČSSR und DDR sowie dem Vorwurf der

⁴ *Ebenda* 24.

⁵ *Ebenda* 104.

⁶ Bei solchen Überlegungen ist natürlich zu berücksichtigen, dass sich die Parteilinie der KPTsch, der ein überlebender Fučík wahrscheinlich gefolgt wäre, bezüglich der Behandlung der deutschen Bevölkerung nach Kriegsende mehrfach änderte. Dazu Brandes, Detlef: Der Weg der Vertreibung. Pläne und Entscheidungen zum ‚Transfer‘ der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen. München 2001 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 94).

Ignoranz an alle, die es wagten zu bemerken, dass die Reportage außerhalb der kommunistischen Welt keine so große Resonanz gefunden habe. Auch das Vorwort, das von der Julius-Fučík-Gesellschaft Prag unterzeichnet ist, geht in eine ähnliche Richtung und stellt den ehemaligen Präsidenten Havel als Hintermann einer tückischen Verschwörung gegen die Ehre Fučíks dar (S. 9).

Um es noch einmal zu betonen: Die Person Fučíks und auch sein Werk haben zweifellos eine angemessene und sachliche Auseinandersetzung verdient. Die vorliegende Edition des Pahl-Rugenstein-Verlags knüpft mit ihren Unkorrektheiten sowie den polemischen und einem sturen Freund-Feind-Schema verhafteten Begleittexten an die unkritische Glorifizierung vergangener Zeiten an. Damit dürfte sie der vorurteilslosen Beschäftigung mit Fučík einen Bärendienst erwiesen haben.

Mainz

Stefan Zwicker

Creuzberger, Stefan/Görtemaker, Manfred (Hgg.): Gleichschaltung unter Stalin? Die Entwicklung der Parteien im östlichen Europa 1944-1949.

Schöningh, Paderborn u. a. 2002, 434 S.

Schon der Titel des zu besprechenden Sammelbandes offenbart eine unter zeithistorischen Studien leider verbreitete niedrige Reflexionshöhe. „Gleichschaltung“ – ein Blick in Klemperers LTI hätte genügt – ist der technizistischen Sprache des NS entlehnt. Vielleicht ist der Begriff zur Beschreibung des sowjetischen Imperiums geeignet, aber eine Begründung dafür fehlt. Auch die meisten Autoren der Einzelbeiträge – einige drücken ihre Unsicherheit mit Führungszeichen aus – scheinen sich keine Gedanken über die Verwendung des Begriffes, über seine erkenntnisfördernde Kraft bzw. seine Grenzen gemacht zu haben. Erhellend ist in diesem Zusammenhang die Bemerkung der Herausgeber in ihrer Einleitung, sie hätten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihres Projektes auch nach deren „Aktenkenntnis“ ausgewählt. Sollte sich dies verallgemeinern, müssten bald Archivare die Forschung übernehmen und Historiker sich andere Beschäftigungen suchen.

Trotz dieser kritischen Vorbemerkung ist der von Creuzberger und Görtemaker vorgelegte Band als Gewinn für die vergleichende Erforschung der ‚Sowjetisierung‘ Osteuropas – also der Übertragung des sowjetischen Herrschaftsmodells auf die besetzten Gebiete im östlichen und mittleren Europa – anzusehen. Die Geschichte der Außenpolitik Stalins gegenüber den Gebieten, die im Laufe des Krieges unter die Kontrolle der Sowjetarmee gerieten, leidet noch immer darunter, dass aus einem nur sehr oberflächlich bekannten Quellenfundus weitreichende Schlüsse gezogen werden, die nicht viel mehr sind als mit routinierter Selbstsicherheit vorgetragene Vermutungen. Viele Sowjetforscher sind selbst nach jahrzehntelanger Forschungsarbeit noch der Meinung, der Stalinismus beruhe auf einem einfachen Befehl-Gehorsam-Mechanismus. Doch es mehren sich die Stimmen, die versuchen, die Komplexität und Verworrenheit des Stalinschen Entscheidungsapparates realistisch einzuschätzen. Wie zuletzt Gibianskij oder Naimark deutlich gemacht haben, sollte erst einmal ehrlicherweise gesagt werden, was wir nicht wissen.

Die Erklärung der Herausgeber, die in ihrem Nachwort noch einmal die sowjetische Politik im Bezug auf die Parteisysteme in den verschiedenen Ländern des

Einflussbereiches der Roten Armee skizzieren, stellt eine Zwischenposition zwischen Totalitarismusmodell und der Sicht der Revisionisten dar. Man könnte sich natürlich fragen, ob es nicht auch andere Positionen gibt. Die Herausgeber konstatieren zweierlei: Stalins Politik war flexibel, jeweils der lokalen Situation angepasst, aber dennoch ab 1947 zielstrebig an einer Vereinheitlichung und Vereinnahmung der Länder in seinem Einflussbereich orientiert. Die Herausgeber wenden sich damit gegen Gibijanskis Versuch, der die Interaktion zwischen Stalins Absichten, der sowjetischen Planung und Durchsetzung auf der einen Seite, den jeweiligen Gegebenheiten, Widerständen und Möglichkeiten auf der anderen Seite in ein Schema zu bringen versuchte, dessen vergleichendes Modell aber durch die Vielzahl an Faktoren etwas zu komplex geraten ist.

Donal O'Sullivan betont in seinem komparativ angelegten Aufsatz über die sowjetische Osteuropapolitik zu Recht den Zusammenhang zwischen der Legitimierung des eigenen Systems in der Sowjetunion und der Sowjetisierung der einzelnen Satelliten. Wer sich genauer mit den Beziehungen zwischen der Sowjetunion und ihren ‚Verbündeten‘ beschäftigt hat, weiß, wie sehr ideologische oder politische Abweichungen immer als Gefahr für das sowjetische System empfunden wurden. Das hing mit den Eigenheiten der kommunistischen Diktatur zusammen, die auch innerhalb der riesigen Sowjetunion für ihre Eliten nur einheitlich denkbar war – seit Stalin. Die Andersartigkeit Finnlands und Österreichs konnte nur deswegen ertragen werden, weil sie nicht zum Sowjetlager gehörten, sondern kleine, neutrale, ungefährliche Länder waren, für die die Partei- und Warschauer-Pakt-Disziplin nicht galt.

Gerhard Wettig betont in seinem vergleichend konzipierten Beitrag über „Stalins Deutschland-Politik 1945-49“ (S. 15-44), wie sehr der Kremlherrscher bemüht war, außenpolitische, russisch-imperiale und ideologische Ziele und Vorstellungen in Einklang zu bringen. Dabei hätte Stalin die Erwartungen seiner ehemaligen westlichen Verbündeten immer weniger einschätzen können. Wettig kann dies am Beispiel des Problems der Versorgung der westlichen Besatzungszonen eindrucksvoll zeigen, an deren Sicherstellung die US-amerikanische und die britische Militärverwaltung ein so hohes Interesse hatten, dass sie es auf einen Konflikt mit den Sowjets ankommen ließen, die keinerlei Verständnis für die humanitären Skrupel der Westmächte hatten. Wettigs Aufsatz richtet sich vor allem gegen Wilfried Loths These, wonach Stalin nur widerwillig der Gründung der DDR zugestimmt habe. Loth verstehe die sowjetischen Angebote falsch, in dem er sie „einfach zum westlichen Nennwert“ nähme. „Absurd“ sei außerdem Loths Annahme, Stalin „sei zur Steuerung und Kontrolle der nachgeordneter Apparate völlig unfähig gewesen“ (S. 42). Dagegen versteigt sich Wettig zu der noch wesentlich gewagteren Behauptung, Stalin sei, „wie die bisher zutage geförderten internen Dokumente belegen, der letztlich ausschlaggebende Akteur der sowjetischen Außenpolitik im allgemeinen und der Osteuropa- wie Deutschland-Politik im besonderen“ gewesen. Hier tritt uns ein gottähnlicher Sowjetführer entgegen, wie ihn sich selbst die überzeugtesten Stalinisten nicht mächtiger hätten vorstellen können. Die Stalinismusforschung der letzten Jahrzehnte, die nachgewiesen hat, dass der Stalinismus ein von sehr vielen sozialen Aufsteigern, Karrieristen, aber auch ganz normalen Sowjetbürgern getragenes System gewesen ist, und kein monolithisch gelenkter Marionettenstaat, wurde hier

offensichtlich völlig ignoriert. Wettig hätte sich einmal die Frage stellen sollen, wer denn die Masse an „internen Dokumenten“ nach welchen Regeln und mit welchen Absichten anfertigte. Sollen wir uns die sowjetische Diktatur und ihren riesigen Militärapparat, der seit 1945 halb Europa besetzte, als eine von einem einzigen menschlichen Willen gesteuerte Maschine vorstellen?

Monika Kaiser stellt in ihrem Beitrag über das Parteiensystem der SBZ fest, dass „sowjetische und deutsche [sic!] Akteure [...] in keinem anderen Land [...] so eng und unmittelbar direkt zusammen wirkten wie im östlichen Teil Deutschlands“ (S. 282). Sie bezeichnet dies als „Symbiose aus sowjetischer Besatzungspolitik und deutscher Parteiherrschaft“. Ob dies allerdings so einzigartig war, ist angesichts etwa des polnischen Beispiels anzuzweifeln. Dort verfügte die sowjetische Armee aufgrund des ganz anderen diplomatischen Status zwar nicht über eigene Behörden, die den polnischen Verwaltungen vorgesetzt waren wie im besetzten Deutschland, aber die sowjetische Regierung arbeitete, wie Harald Moldenhauer in seinem Beitrag über „Die ‚Gleichschaltung‘ der Parteien in Polen 1944-48“ deutlich macht, äußerst eng mit der kommunistischen Arbeiterpartei zusammen, die nur als „Stellvertreterin sowjetischer Interessen“ wahrgenommen wurde (S. 122).

Berlin

Árpád von Klimó

Staněk, Tomáš: Verfolgung 1945. Die Stellung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien (außerhalb der Lager und Gefängnisse). Übertragung ins Deutsche von Otfried Pustejovsky. Bearbeitung und teilweise Übersetzung von Walter Reichel.

Böhlau, Wien u.a. 2002, 261 S. (Buchreihe des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa 8).

In der bescheidenen Selbsteinschätzung des Autors handelt es sich bei seinem Buch um einen „Überblick, der vielleicht zumindest teilweise zu einer besseren Orientierung in einer sensiblen Materie“ (S. 227) beitragen könne. Dies ist eine maßlose Untertreibung, schließlich liegt mit dem besprochenen Werk die bisher umfangreichste, am systematischsten erarbeitete und wohl in ihren Urteilen ausgereifteste Materialstudie zum Komplex der außergerichtlichen Verfolgung von Deutschen auf dem Territorium der böhmischen Länder von Mai bis Oktober 1945 vor. Tomáš Staněk auf den Seiten dieser Zeitschrift vorzustellen, ist müßig. In beachtlich kurzen Zeitabständen veröffentlichte der am Schlesischen Institut des Schlesischen Landesmuseums in Opava (Troppau) tätige Historiker in den neunziger Jahren zur erwähnten Thematik eine Serie von vier richtungsweisenden Studien, die unlängst zu einer Fünferreihe angewachsen ist.¹ Elf Jahre nach Erscheinen seiner bahnbrechenden

¹ *Staněk, Tomáš: Odsun Němců z Československa 1945-1947 [Der Abschub der Deutschen aus der Tschechoslowakei 1945-1947]. Praha 1991. – Ders.: Německá menšina v českých zemích 1948-1989 [Die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern 1948-1989]. Praha 1993. – Ders.: Tábory v českých zemích 1945-1948 [Lager in den böhmischen Ländern 1945-1948]. Šenov u Ostravy 1996. – Ders.: Perzekuce 1945. Perzekuce tzv. státně nespolehlivého obyvatelstva v českých zemích (mimo tábory a věznice) v květnu-srpnu 1945 [Verfolgung 1945. Die Verfolgung der so genannten staatlich unzuverlässigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern (außerhalb der Lager und Gefängnisse) von Mai bis August*

Synthese über das unmittelbare Nachkriegsschicksal der Deutschen in der Tschechoslowakei erschien mit „Verfolgung 1945“ die erste deutschsprachige Übersetzung eines seiner Bücher.²

Staněks Darstellung umfasst drei Teile, wobei Teil zwei (Ausgangsvoraussetzungen, Methoden und Beispiele der Verfolgung) über die Hälfte des Textes ausmacht. Im ersten Teil geht Staněk auf den Verlauf der so genannten wilden Vertreibungen bis zur Potsdamer Konferenz ein und beschreibt hierbei die Rolle, die tschechoslowakische Armee- und Partisaneneinheiten sowie örtliche und regionale Verwaltungsorgane bei der ‚Sicherung‘ der Grenzgebiete und bei den ersten Vertreibungsaktionen spielten. Die Hauptwelle der nach Staněk eher von einem lokal als einem zentral gesteuerten Impetus geleiteten Vor-Potsdamer Vertreibungen erfolgte im Juni und Juli 1945. Bis Ende Juli wurden von dem Territorium der böhmischen Länder – fast ausschließlich in die sowjetische Besatzungszone – mindestens 448 397 Personen deutscher Nationalität vertrieben, daneben wurde eine kaum zu eruiende Zahl von Deutschen zum Arbeitseinsatz ins Landesinnere dirigiert.

Im Zeichen von Vergeltung, Rachsucht und eines intransigenten Nationalismus waren seit Anfang Mai als „staatlich unzuverlässig“ eingestufte Bevölkerungsgruppen unter weitgehender Missachtung des Rechtsprinzips der Unschuldsvermutung Ziel verschiedener Formen von Gewalt- und Verfolgungsakten. Staněk unterstreicht, dass es auch in der Tschechoslowakei nach dem Krieg ein Gebot der Stunde war, mit tatsächlichen NS-Verbrechern und ihren Helfershelfern abzurechnen. Chronologisch schildert er im zweiten Teil des Buches Dutzende Fallbeispiele vom Mai-Aufstand in Prag bis zum ‚Aussiger Massaker‘ vom 31. Juli, bei denen eine große Zahl von Menschen ohne Unterscheidung zwischen tatsächlicher und vermeintlicher Schuld gewaltsamen Übergriffen ausgesetzt war, weist dabei auf Gemeinsamkeiten und Spezifika hin, bemüht sich um eine möglichst genaue Analyse des Hergangs von Gewaltexzessen und fragt nach deren Urhebern. Der Höhepunkt dieser gewaltgeladenen ‚Säuberungsaktionen‘ lag in den Monaten Mai und Juni. Staněks Fallbeispiele erlauben folgende Schlüsse:

Erstens: Die Vermutung, dass es sich bei den meisten Gewaltakten um spontane, von der Bevölkerung ausgegangene Aktionen handelte, ist nur zum Teil zutreffend. Kompromisslose antideutsche Äußerungen von Spitzenpolitikern und Aufrufe zur Verhaftung und Bestrafung von Nazis, Verrätern und Kollaborateuren sowie zur Beschlagnahmung von Eigentum waren häufig undifferenziert, so dass deren praktische Ausführung vor Ort von der Willkür lokaler Machthaber abhing. Teils inspirierten gesamtstaatliche Rechtsnormen Verfolgung, öfter aber erließen lokale Amtsträger Verfügungen, die unterhalb der Gesetzesebene lagen. Über das Geschehen in den Grenzgebieten waren zahlreiche Staatsbeamte auf höchster Ebene zumindest in groben Zügen informiert. Zweitens: Befehle zu Gewaltakten gingen oft von Angehörigen des militärischen Nachrichtendienstes (OBZ), von Armeeeoffizieren und

1945]. Praha 1996. – *Ders.*: Retribuční vězni v českých zemích 1945-1955 [Retributionshäftlinge in den böhmischen Ländern 1945-1955]. Opava 2002.

² Die tschechische Ausgabe des Buches wurde in der *Bohemia* 39 (1998) 71-80 in einer Sammelrezension von Otrifid Pustejovsky erstmals besprochen.

Anführern von ‚Revolutionsformationen‘ aus. Der Anteil von Kommunisten an Exzessen war beträchtlich, wurde aber schon vor dem Februar 1948 von ‚oben‘ bewusst zu vertuschen versucht. Auch Angehörige der Roten Armee waren regelmäßig in Übergriffe auf die (auch tschechische) Zivilbevölkerung verwickelt. Drittens: Vor allem in den ersten Wochen nach Kriegsende häuften sich Gewaltakte an Orten, in denen während der Okkupationszeit Gräueltaten begangen worden waren und wo der Befreiung von Städten und Gemeinden Kämpfe oder terroristische Aktionen der deutschen Armee vorausgegangen waren. Viertens: Das von der regimetreuen tschechoslowakischen Historiographie bis 1989 tradierte Bild einer regen Tätigkeit von deutschen Untergrund- und Terrorkommandos (Werwolf u. a.) bedarf einer deutlichen Korrektur. Die Pressemeldungen über angeblich von diesen verübte Sabotageakte, die sich ab Ende Juli häuften, sind vermutlich bewusst gesteuert worden und sollten gegenüber dem (westlichen) Ausland die Dringlichkeit eines baldigen Beginns der ‚organisierten‘ Aussiedlung demonstrieren (S. 176-193).

Der dritte Teil des Buches beschäftigt sich einerseits mit der Problematik der Todesopferzahlen (‚Vertreibungsoffer‘), andererseits in einer größtenteils aus dem „Odsun Němců“ von 1991 übernommenen Passage mit dem Ausmaß und Wert des konfiszierten deutschen Besitzes. Staněk stellte seiner Darstellung die Annahme voran:

[...] dass man trotz des Vorhandenseins zahlreicher Unterschiedlichkeiten und spezifischer Umstände trotzdem [sic!] in den Mechanismen und Methoden außergerichtlicher Verfolgungsmaßnahmen noch vor dem kommunistischen Umsturz und danach etliche übereinstimmende oder ähnliche Zugangsformen, Grundzüge und Elemente finden kann. (S. 22)

Damit gesellt er sich eindeutig ins Lager derjenigen, die in den letzten Jahrzehnten auf Kontinuitäten zwischen der von der tschechischen Öffentlichkeit größtenteils akzeptierten Art der Abrechnung mit der ‚staatlich unzuverlässigen‘ Bevölkerung und dem späteren Vorgehen der kommunistischen Monopolmacht gegen nunmehr tschechische und slowakische Regimegegner hinwiesen. Zahlreiche Formen, Instrumentarien und Mechanismen der ‚Begleichung offener Rechnungen‘, die sich nach Kriegsende in den Staaten Mittel- und Osteuropas durchsetzten, hätten

[...] einen nicht gerade unbedeutenden Anteil an den Prozessen gebildet, welche die Fähigkeit eines nicht geringen Bevölkerungsteils lähmten, dem Machtantritt kommunistischer totalitärer Ordnungen wirksam die Stirn zu bieten. (S. 13)

Tomáš Staněks Quellenstudium ist in seiner Breite und Gründlichkeit beeindruckend. Das ausgewertete Material stammt aus elf zentralstaatlichen sowie mährischen und schlesischen Landes-, Bezirks- und Stadtarchiven. Eine herausragende Stellung in Staněks Quellenarbeit nehmen Dokumente aus dem Archiv des Innenministeriums (Außenstelle Kanice bei Brno/Brünn) ein. Über zwei Drittel seiner Belege verweisen auf dortige Bestände, die Staněk als einer der ersten Historiker überhaupt systematisch bearbeitet hat. Es handelt sich hierbei in erster Linie um die Berichte des Korps der Nationalen Sicherheit (SNB) und anderer dem Innenministerium zugeordneter ‚Sicherheitsorgane‘. Tomáš Staněk ist es auch zu verdanken, dass das höchst brisante Dokumentationsmaterial, das im Sommer und Herbst 1947 aus der Tätigkeit einer Sonderkommission des parlamentarischen Sicherheits-

ausschusses zur Untersuchung von Exzessen im Jahre 1945 entstanden war, erstmals Eingang in die Historiographie findet. Gleichmaßen begreiflich wie bedauerlich ist, dass der Autor auf ein Studium der bisher kaum ausgewerteten Bestände des Prager Militärarchivs (VHA) verzichtet hat. Überhaupt verdiente die Rolle offizieller und halboffizieller bewaffneter Verbände und des militärischen Nachrichtendienstes (OBZ) in den Grenzgebieten eine größere Beachtung, wie Staněk unlängst in einer Studie über den Forschungsstand zur Stellung der so genannten ‚staatlich unzuverlässigen Bevölkerung‘ in den Jahren 1945-1948 betont hat.³

Bemerkenswert an Staněks Quellenarbeit ist seine systematische Konfrontation von Angaben der ausgewerteten Archivakten mit Augenzeugenberichten aus deutschen Publikationen (publizierte tschechische Augenzeugenberichte sind sehr rar). So kommt er zu verblüffenden Kongruenzen, manchmal aber auch zu großen Divergenzen. Fast alle seine Aussagen belegt Staněk mehrfach. Dieses regelrechte ‚Zupflastern‘ der Fußnoten mit einschlägigen Verweisen kann für den Leser ermüdend sein, doch gibt es an dieser Gründlichkeit vom fachlichen Standpunkt gesehen nichts auszusetzen. Wo bestimmte Zahlenangaben oder Ereignisse nur durch Augenzeugenberichte belegt sind, erwähnt Staněk dies ausdrücklich. In Fällen, in denen die Quellen keine klaren Schlüsse erlauben, bleibt er in der Deutung zurückhaltend.

Zu bedauern ist Staněks Neigung zu Kollektivanmerkungen. In Einzelfällen können für den Leser Unklarheiten entstehen, auf welche Aussage sich ein bestimmter Verweis bezieht. Mehr, aber dafür schlankere und genauer positionierte Fußnoten wären zu begrüßen gewesen. Hilfreich wäre zudem eine feinere thematische Beteilung einzelner Passagen.

„Verfolgung 1945“ ist durch seine faktographische Dichte und die darin geleistete Grundlagenarbeit des Autors ein Meisterwerk. Verständlicherweise konnten in der Darstellung nicht alle Aspekte der Thematik ausreichend behandelt werden. Was die gesamtstaatliche Ebene anbelangt, so bedürfen einige in Prag aufbewahrte Schlüsselbestände von Stellen, die mit der Vertreibung betraut waren, noch einer tiefer gehenden Bearbeitung. Daneben sei auf die Notwendigkeit hingewiesen, bei der Betrachtung von außergerichtlicher oder nur pro forma gerichtlicher Persekution im Europa der ersten Nachkriegsjahre verstärkt internationale Vergleiche anzustellen, um künftig das Spezifische vom Allgemeinen schärfer trennen zu können.

Einige Worte noch zur deutschen Bearbeitung und Ausstattung des Bandes: Wohlklingende Übersetzungen vom Tschechischen ins Deutsche sind angesichts beträchtlicher Unterschiede in der Syntax der beiden Sprachen stets eine Herausforderung. Tomáš Staněks äußerst dichten, trockenen Schreibstil ins Deutsche zu übertragen, ist besonders schwierig. Dies muss bei der Beurteilung von Otfrid

³ Staněk, Tomáš: K situaci takzvaného státně nespolehlivého obyvatelstva v českých zemích v letech 1945-1948 [Zur Situation der so genannten staatlich unzuverlässigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern in den Jahren 1945-1948]. In: Kocian, Jiří/Tůma, Oldřich (Hgg.): Deset let soudobých dějin. Jednání sekce Soudobé dějiny na VIII. sjezdu českých historiků [Zehn Jahre Zeitgeschichte. Die Verhandlungen der Sektion Zeitgeschichte auf dem VIII. Tag der tschechischen Historiker]. Praha 2001, 42-55, hier 48 f.

Pustejovskys Übersetzung und Walter Reichels Bearbeitung berücksichtigt werden. Trotzdem erweckt der Text den Eindruck, dass mit der vorliegenden Übersetzung nicht das Erreichbare herausgeholt wurde. Abgesehen von einer großen Zahl von Druckfehlern und gekünstelt wirkenden Formulierungen („Marx-Leninsche Postulate“ S. 18; „aus der Sicht eines Vergleichs der Lage der Deutschen“ S. 89; „die Gesundheit des Gebiets“ S. 147; „eine menschlich tiefe Tragödie“ und „Nazi-Gliederungen“ S. 148; „jemand von uneingeweihten Bürgern“ S. 180), der undurchsichtigen Groß- bzw. Kleinschreibung von tschechischen Fachtermini im Abkürzungsverzeichnis und leider nur äußerst knappen, im Laufe der Darstellung zufällig daherkommenden Anmerkungen der Übersetzer zur Verwendung einzelner Begriffe wäre eine deutlich freiere deutsche Übertragung wünschenswert gewesen. Die rein deutsche Nennung von Ortsnamen im Text wird durch Hinzufügung eines deutsch-tschechischen Ortsregisters im Anhang mehr als wiedergutmacht. Gegenüber der tschechischen Originalausgabe von 1996 wurde zudem das reichhaltige Literaturverzeichnis um etwa 30 seither erschienenen Titel ergänzt.

Wie Staněk eingangs betont, möchte sein Text „auch eine gewisse Aufforderung an tschechische Historiker sein, damit diese – vor allem in den Regionen – das bisher häufig unbenutzte Archivmaterial eingehender aufarbeiten“ (S. 22). In der Tat entstanden in den letzten 13 Jahren in Tschechien etwa hundert Studien zur Lösung der ‚deutschen Frage‘ nach dem Zweiten Weltkrieg. Der außerhalb der tschechischen Landesgrenzen noch nicht gänzlich verstummte Vorwurf, die tschechische Wissenschaft beschäftige sich mit der Vertreibung der Deutschen nicht ernsthaft, war bereits seit 1990 unbegründet. Nach Erscheinen von Staněks erster Monographie in deutscher Sprache wäre er nur noch als bewusst instrumentalisierte Hetze zu verstehen. Wenn am Verdacht, nicht alle tschechischen Kollegen seien an einer gründlichen Erhellung der Begleitumstände der Vertreibung des größten Teils der autochthonen deutschen Bevölkerung der böhmischen Länder interessiert, vielleicht doch etwas dran ist,⁴ dann darf das nicht zur Ansicht verleiten, es gäbe in Tschechien nicht eine ganze Menge von tüchtigen Kolleginnen und Kollegen, die es mit der Aufarbeitung „wenig rühmlicher Momente unserer modernen Geschichte“ ernst meinen, und dabei weder „eine Art schwächerer Selbstgeißelung“ noch „eine Art von Hinterherlaufen hinter den Ansichten und Forderungen eines Teils der sudeten-deutschen Repräsentanz in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich demonstrieren“ (S. 227). Es bleibt zu hoffen, dass eine von Tomáš Staněks Hauptabsichten, in ideologisch-politisch stark vermintem Gelände zur Versachlichung von Debatten beizutragen, Erfüllung findet. Und wo bleibt eigentlich das Echo der deutschsprachigen Wissenschaft? Trotz bereits mehrjähriger Zugänglichkeit eines ungeheuren Quellenbestandes in tschechischen Archiven ist noch immer nur ein kleiner Kreis von nicht-tschechischen Historikern mit den Dokumenten zu Staněks

⁴ Die Tatsache, dass das Original weder im „Český časopis historický“ noch in der tschechischen Fachzeitschrift für Zeitgeschichte „Soudobé dějiny“ besprochen wurde, kann auch das Produkt einer Kette von Zufällen sein. Ernster zu nehmen ist hingegen die Tatsache, dass keine von Tomáš Staněks Monographien aus den neunziger Jahren in der tschechischen Publizistik ein nennenswertes Echo ausgelöst hat.

deutsch-tschechischer Thematik vertraut. Zur Zeit forschen in tschechischen Archiven zur „Vertreibung“ denn auch mehr amerikanische als deutsche Kollegen. Und deshalb: „Auf in die Archive!“

Prag

Adrian von Arburg

Staněk, Tomáš: Retribuční vězni v českých zemích 1945-1955 [Retributionshäftlinge in den böhmischen Ländern 1945-1955].

Slezský ústav Slezského zemského muzea, Opava 2002, 248 S.

Mit bewundernswerter Konsequenz behandelt Tomáš Staněk ein heikles Thema der Zeitgeschichte Tschechiens nach dem anderen, und immer auf der Basis eines breit angelegten Studiums in den Archiven. Ohne Staněks Werke sähe die tschechische Historiographie zur Vertreibung und Zwangsaussiedlung der deutschen Minderheit, zur Verfolgung, zu den Lagern sowie zur deutschen Restminderheit in der Tschechoslowakei bis 1989 bescheiden aus. Infolge seiner Bemühungen hat die tschechische mit der polnischen und ungarischen Geschichtsschreibung zu diesen Themen gleichgezogen. In seiner neuesten Monographie untersucht Staněk die Behandlung der „Retributionshäftlinge“ in der Zeit von 1945 bis 1955.

Als „Retributionshäftlinge“ werden diejenigen Personen bezeichnet, die aufgrund des Dekrets des Staatspräsidenten Edvard Beneš von 19. Juni 1945 (des so genannten großen Retributionsdekrets) als „nazistische Verbrecher, Verräter und ihre Helfer“ vor ‚außerordentliche Volksgerichte‘ sowie vor das ‚Nationalgericht‘ gestellt und zu Haftstrafen verurteilt wurden. Die Volksgerichte sollten Taten verfolgen, die in den Jahren der ‚Bedrohung der Republik‘ begangen worden waren, nämlich seit dem 21. Mai 1938 – dem Tag der tschechoslowakischen Mobilmachung wegen eines angeblich unmittelbar bevorstehenden deutschen Angriffs. Als Enddatum der Bedrohung wurde schließlich der 31. Dezember 1946 festgesetzt. Zu bestrafen waren Verbrechen gegen den Staat, gegen Personen, gegen Vermögen sowie Denunziantentum. Die rückwirkende Geltung der Dekrete, die Beschränkung der Prozesszeit auf maximal drei Tage und der Ausschluss von Berufungen vor den Volksgerichten waren mit rechtsstaatlichen Prinzipien nicht zu vereinbaren. Hinzu kam, dass die Kommunisten, die in der ‚Regierung der nationalen Front‘ etwa ein Drittel der Minister und vor allem den Innenminister stellten, der ‚revolutionären Gerechtigkeit‘ einen Klassencharakter geben wollten. Während über die Verfahren vor einzelnen Volksgerichten inzwischen Arbeiten vorliegen, untersucht Staněk erstmals die Behandlung der Häftlinge bis zur Freilassung.

Staněk stellt die Gefängnisse und Lager für die Retributionshäftlinge in das gesamte unübersichtliche Lagersystem des ersten Jahres nach Kriegsende. Es dauerte mehrere Monate, bis diejenigen Personen, die sich wegen NS-Verbrechen, Verrats oder Kollaboration in Untersuchungshaft befanden oder schon verurteilt waren, in Gefängnisse und Internierungslager überführt wurden.

In der zweiten Oktoberhälfte 1945 befanden sich in Lagern und Gefängnissen jeglichen Typs 152000-153000 Personen, darunter 93 Prozent Deutsche und fünf Prozent Tschechen. Da der auf der Potsdamer Konferenz beschlossene „ordnungs-

gemäß und humane Transfer“ Anfang 1946 beginnen sollte und die Amerikaner auf die Übergabe vollständiger Familien drängten, mussten sich die Volksgerichte beileiden, die Schuldigen herauszufiltern, während eine große Zahl von Deutschen, die als so genannte „pauschale Schuldige“, das heißt wegen ihrer nur relativ niedrigen Funktion in einer NS-Organisation, festgenommen worden waren, in die Aussiedler-Transporte eingereiht wurden. Zugleich fragten die verschiedenen sicherheitspolizeilichen Organe deutsche Gestapo-Angehörige intensiv nach tschechischen Agenten und Kollaborateuren aus. Die Aussagen, deren Wahrheitsgehalt ohnehin zweifelhaft war, konnte das kommunistische Innenministerium noch durch Folter und Versprechen manipulieren. Die Sicherheitsorgane „sperren ein, wen sie wollen, solange sie wollen, ohne sie dem Gericht zu übergeben“ (S. 60), kritisierte der Volkssozialist Ota Hora. Versuche nicht-kommunistischer Minister und Parteien, die Staatssicherheit an die Leine zu nehmen, wurden von der KPTsch als Bestreben denunziert, „die Deutschen, Nazis und Verräter zu verteidigen“. Ein Arzt, der kranken Häftlingen eine Befreiung von der Zwangsarbeit und mehr Lebensmittel zubilligte, wurde ebenfalls in der kommunistischen Presse angegriffen, eine leichte Verbesserung der Versorgung prominenter tschechischer Häftlinge als „Luxusleben“ angeprangert. „Reaktionären Elementen“ warfen die Kommunisten vor, die „nationale Säuberung“ zu sabotieren.

Die Volksgerichte verurteilten bis zum 29. Mai 1947 insgesamt 19888 Menschen zu Freiheitsstrafen, die im Durchschnitt über zehn Jahren lagen; 741 Personen, unter ihnen 443 Deutsche, erhielten lebenslänglich und 713, unter ihnen 476 Deutsche, wurden zum Tode verurteilt. Unter den Verurteilten befanden sich zahlreiche Vertreter des Besatzungsregimes, von Karl Hermann Frank bis hinunter zu Angehörigen der Gestapo, aber auch führende Persönlichkeiten der Nachmünchner Republik, der tschechischen Protektoratsregierung sowie tschechischer Verbände und Gruppen, denen Verrat und Kollaboration nachgewiesen wurden. Ab Mai 1947 übernahmen ordentliche Gerichte die weitere Strafverfolgung.

Die Häftlinge vegetierten in mehrfach überbelegten und unhygienischen Gefängnissen, waren unterernährt, unzureichend mit Wäsche und Schuhen ausgestattet und erhielten kaum Arzneien. Aufseher oder auch Personen, die von den Aufsehern eingelassen wurden, verübten Gewalttaten und vergewaltigten Frauen. Ebenso wurden zur Arbeit geführte Gefangene oft auf dem Weg, am Arbeitsplatz oder Gefängnistor brutal geschlagen. Bis Ende 1945 waren viele Todesopfer zu beklagen, allein in Pilsen-Bory 426 und in Pankrác 288. Das folgende Jahr brachte für die Häftlinge leichte Verbesserungen in der Verpflegung, beim Gesundheitszustand und auch eine Abnahme der Misshandlungen im Gefängnis, jedoch noch nicht am Arbeitsplatz. Staněk nennt mehrfach die Höhe der Gewinne, die der Staat durch die kostenlose Arbeit der Häftlinge einstrich.

Nach der Übernahme der alleinigen Macht durch die Kommunisten im Februar 1948 und einer Amnestie anlässlich des Amtsantritts des neuen kommunistischen Staatspräsidenten wurden einerseits eine Reihe von Verfahren neu aufgerollt und Haftstrafen erhöht, andererseits aber 8000 deutsche Häftlinge in die amerikanische bzw. sowjetische Zone Deutschlands abgeschoben und auch knapp 800 Tschechen freigelassen. Anfang Dezember 1948 gab es in den böhmischen Ländern 20970 Ge-

fangene, darunter 11870 Retributionshäftlinge und unter diesen 7190 Deutsche. Zehn Monate später hatte sich die Zahl der Retributionshäftlinge um etwa 1500 Personen verringert, die Zahl der ‚politischen‘ Gefangenen des kommunistischen Regimes war indessen auf 6000 gestiegen. Ein Teil von ihnen wurde in den Uran-Abbaugebieten Jáchymov (Joachimsthal) und Slavkov eingesetzt, und zwar 1165 Retributions- und mehr als 1500 politische Gefangene. Am 15. Mai 1950 befanden sich unter den Retributionshäftlingen noch 6264 Deutsche und 3904 Tschechen. Ende 1950 erklärte das Justizministerium, dass es an der Ausreise der nicht mehr arbeitsfähigen sowie jener Häftlinge interessiert sei, „denen unverhältnismäßig hohe Strafen im Vergleich zu ihrer Schuld auferlegt worden sind“. Justizminister Štefan Rais forderte, sich von den „Überbleibseln des bürgerlichen Nationalismus“ zu befreien und jegliche „nationale Diskriminierung“ (S. 121) aufzugeben. Als die Ankunft freigelassener Häftlinge in der Bundesrepublik Deutschland zu großem Aufsehen führte, beschloss die Regierung, die folgenden Gruppen ausschließlich in die DDR zu schicken.

Nach Stalins Tod durften jedoch deutsche Häftlinge, die ihre Strafen verbüßt hatten oder amnestiert worden waren, wieder direkt zu ihren Familien in die BRD ausreisen. Dabei kam es zu einer absurden Situation: Als Sprecher der Ankömmlinge in Schirnding fungierte ein ehemaliger SS-Offizier, dessen „Jagdkommando“ zahlreiche Menschenleben auf dem Gewissen hatte und der inzwischen vom tschechoslowakischen Geheimdienst angeworben worden war.

In seinem Kapitel „Gesellschaft der Paradoxe“ wechselt Staněk – was vielleicht in dem Buch insgesamt zu selten geschieht – die Perspektive und berichtet vom Zusammenleben der Retributions- und der politischen Häftlinge, zu denen inzwischen auch der ehemalige Justizminister Drtina gehörte. Aufgrund ihrer längeren Haftzeit hatten zwar auch einige Deutsche Führungspositionen in den Gefängnissen und Uran-Bergwerken inne. Tschechische politische Gefangene sagten jedoch aus, sie seien mit den deutschen Retributionshäftlingen besser ausgekommen als mit den tschechischen, die als Kollaborateure und Agenten verurteilt worden waren und nun oft als Lagerälteste oder Kapos fungierten. Die Generäle Toussaint und Kutlvaš, die beim Prager Aufstand vom Mai 1945 auf entgegengesetzten Seiten der Barrikaden gestanden hatten, sollen sogar miteinander Schach gespielt haben.

Durch die Amnestie zum 9. Mai 1955 kamen schließlich die meisten Retributionshäftlinge frei. In der bundesdeutschen Presse wurden die Amnestierten, bei denen es sich in der Mehrzahl um NS-Täter handelte, als „politische Gefangene“ bezeichnet. Zugunsten ihrer schnellen Ausreise wirkte einerseits das Interesse der ČSR an engeren Handelsbeziehungen zur BRD, andererseits die gleichzeitige Begnadigung und Ausweisung von Deutschen aus der UdSSR. Bis zum Dezember 1955 wurden 1958 deutsche Häftlinge abgeschoben, und zwar 1755 in die BRD, 140 in die DDR, 61 nach Österreich und zwei nach Schweden. Die Zahl der deutschen Retributionshäftlinge sank bis Anfang Oktober 1957 auf sieben Personen, unter denen sich Toussaint, mehrere führende SS-Offiziere und Gestapo-Beamte befanden. Der letzte dieser Häftlinge kam 1968 frei.

Mit der Untersuchung über die Retributionshäftlinge hat Tomáš Staněk seine Arbeiten über die Lager und über die Verfolgung der Deutschen außerhalb der Lager

im Jahre 1945 komplettiert. Zu Staněks Stil gehört es, die Wertung im allgemeinen dem Leser zu überlassen. Als Leser komme ich zu dem Schluss, dass die meisten Häftlinge eine Strafe verdient hatten – zu den Ausnahmen dürfte Rudolf Beran gehören. Staněk zeigt aber, wie weit das Strafmaß von der jeweiligen Politik und Atmosphäre der Zeit beeinflusst war. Während die Kommunisten populistisch für eine Verschärfung der Retribution eintraten, solange sie mit den übrigen Parteien konkurrierten, sprachen sie nach dem Februar 1948 von der „Rache der Drtina-Justiz“ an den Deutschen. Nach den Urteilen ging es vor allem um das Verhalten der Gefängnisverwaltung und -aufseher sowie der Betriebe gegenüber den Häftlingen. Und dieses ließ besonders in den ersten Jahren viel zu wünschen übrig. Dazu zitiert Staněk Kardinal Josef Beran, der am 2. Februar 1947 im Namen des Episkopats erklärte, dass selbst zum Tode verurteilte Verbrecher Anspruch auf menschliche Behandlung hätten.

Düsseldorf

Detlef Brandes

Jiřík, Václav: Nedaleko od Norimberku. Z dějin Mimořádného lidového soudu v Chebu v letech 1946 až 1948 [Not far from Nuremberg. From the History of the Extraordinary People's Court in Cheb, 1946-1948].

Svět křidel, Cheb 2000, 727 pp. Illustrations, references, appendices, indexes, and bibliography.

In 1939 a mere 18000 Czechs lived amidst 780000 Germans in the Cheb (Eger) region of western Bohemia. Following the Nazis' defeat the Czechoslovak government expelled almost all of those Germans who had not already fled and thousands of new Czech settlers moved to the area. In the process a traditionally German region became Czech. While the train station witnessed the collective removal of masses based on nationality, the town's courthouse hosted individual investigations into guilt and innocence. In the first three years after the war the Cheb People's Court tried more than two thousand defendants for the crimes of the Nazis and their collaborators. In "Nedaleko od Norimberku", Václav Jiřík has written an impressive study of that court and those trials.

The Cheb court was just one of 24 such tribunals established by the postwar Czechoslovak government to punish "Nazi criminals, traitors, and their accomplices". But in one important way it stood out: while throughout Bohemia and Moravia nearly two in five defendants were Czech, Jiřík has determined that the Cheb court tried only 47 Czechs (plus another 40 persons from mixed-marriages). Aside from treason cases dating from 1938, the overwhelmingly German wartime population meant that most trials also relied on the testimony of German witnesses. As the expulsion progressed, however, German victims became less and less willing to cooperate with the Czech courts.

The first three sections of the book are devoted to the prosecution of a wide range of offenses, classified according to defendants' occupations. From NSDAP functionaries to SS officers, from Sondergericht judges to Sicherheitsdienst agents, the Cheb court examined the entire local Nazi apparatus and punished hundreds of local

Germans with sentences ranging from a few months to death. Amidst rich portrayals of individual trials, the reader will find valuable descriptions of the Gestapo's local structure and its *modus operandi*. One fascinating if horrifying subsection is devoted to the prosecution of 20 female concentration camp guards, most of them originally from the Cheb area (pp. 324-342).

In the fourth section, Jiřík presents in depth what he terms the "Great Cases from 1938", trials for treason committed against Czechoslovakia during the tumultuous weeks surrounding the Munich Pact. In all the Cheb court tried 333 defendants for 1938 crimes – the second most common offense after membership in the SA. In particular, the court prosecuted dozens of former *Sudetendeutsche Partei* members for attempted putsches against local Czechoslovak officials on the evening of September 12/13, 1938. One case alone, the deadly but ultimately unsuccessful attack on the Habartov (Habesbirk) police station, accounted for a third of the death sentences handed down by the court (pp. 413-417). The book's detailed reconstruction of trial testimony offers a new, ground-level perspective on the September 1938 dismemberment of Czechoslovakia that complements countless diplomatic histories of the period.

The book's value to historians is further augmented by a nearly 60-page table listing each defendant, his/her date and place of birth, nationality, profession, date of arrest and trial, and sentence. The reader may wish that the author had more thoroughly analyzed the information himself, but the researcher will welcome the provision of case number and archive carton for each and every defendant. Despite borrowings by the secret police and the ravages of time, the court records are extraordinarily complete: only 50 of the 2037 case files are missing today. The book also offers 40 pages of photographs, but lacks a map.

Jiřík's thorough research has revealed clear cases of injustice. Many German defendants testified that they had been forced to confess under police brutality. Others complained that they could not understand the proceedings, carried out in Czech. Several verdicts clearly raise questions about the court's fairness. For example, the Cheb court convicted Andreas (Ondřej) Wurdack, a German teacher, even though he had been purged, arrested, and continually harassed by the Nazis for his anti-fascist beliefs. To escape persecution Wurdack had joined the SA, but after the war the locals had appointed him mayor because of his anti-fascist credentials. Although Czechs were willing to testify for him, the court refused to hear witnesses and sentenced him to 16 months in prison (p. 183).

Nonetheless, there is also considerable evidence to the Cheb court's thoroughness and fairness. Although some trials were clearly rushed affairs, others relied on extensive testimony by multiple witnesses in addition to that of the defendant. Jiřík illustrates numerous cases where Czechs stepped forward to testify for accused Germans, where defense lawyers vigorously (though often unsuccessfully) represented their clients, and where the court was persuaded by defendant's interpretation of events. In contrast to Wurdack, the judges acquitted another defendant who claimed that he had joined the Gestapo to save his family from persecution (p. 40-42). The court also justifiably punished war criminals, like the former director of the Bohemia factory in Nová Role (Neu Rohlau) who viciously ruled over the local con-

centration camp and sent 500 prisoners to their deaths in a forced march at the end of the war (pp. 239-244).

But the court did not always have the final say. The NKVD absconded with suspects without permission or even warning; the Czech secret police (StB) also seized records and withheld evidence from judges. Defendants from the town of Jáchymov (Joachimstal), with its uranium mines firmly in Soviet hands, remained largely beyond the court's control (pp. 129-130, 228). In general, so-called "specialists" – skilled German workers exempted from the expulsion – were judged benevolently, if they were ever tried at all. Just days before the Cheb court wrapped up its operations in May 1947, it rapidly acquitted 12 miners and 8 porcelain workers, many of whom offered suspiciously identical defenses (p. 277).

At nearly 600 pages of text, "Nedaleko od Norimberku" is not a quick read, but it is an inexhaustible source of human drama and historical evidence. In the introduction Jiřík immediately stresses the value of the court records for reconstructing the wartime past; much the same could be said of his book. It is a fascinating window onto life in the Cheb region during the Second World War and its aftermath.

Evanston/US

Benjamin Frommer

Knapík, Jiří: Kdo byl kdo v naší kulturní politice 1948-1953. Biografický slovník stranických a svazových funkcionářů, státní administrativy, divadelních a filmových pracovníků, redaktorů ... [Wer war wer in unserer Kulturpolitik 1948-1953. Biographisches Lexikon der Partei- und Verbandsfunktionäre, der staatlichen Verwaltung, der Theater- und Filmschaffenden, der Redakteure ...].

Libri, Praha 2002, 280 S.

Die Kulturpolitik bildete ein wichtiges Element in der Politik der tschechoslowakischen Kommunisten nach dem ‚Siegreichen Februar‘ 1948. Darunter fiel die Kontrolle und Steuerung des Verlagswesens, der Presse, des Theaters, Rundfunks und des Films sowie der verschiedenen Künstlerverbände. Jiří Knapík, ein junger Historiker aus Opava (Troppau), der bereits mit seiner 2000 erschienenen Studie über Gustav Bareš seine Vertrautheit mit dem Thema unter Beweis gestellt hat,¹ legt nun ein beeindruckendes und wertvolles biographisches Nachschlagewerk zur Kulturpolitik der Tschechoslowakei in den ersten Jahren nach dem kommunistischen take-over vor.

Es ist erschienen in der bekannten Reihe „Kdo byl kdo“ (Wer war wer) des Prager Libri-Verlages, in der biographische Lexika zur tschechischen Geschichte herausgegeben werden. Das Werk umfasst nicht weniger als 1442 Kurzbiographien von Funktionären, die in der Partei, in Verbänden oder staatlichen Institutionen mit der Kulturpolitik betraut waren, von Redakteuren, Theater- und Filmschaffenden. Es geht Knapík aber nicht primär um ein Lexikon der ‚Kulturschaffenden‘ jener Zeit,

¹ Knapík, Jiří: Kdo spoutal naši kulturu [Wer unsere Kultur fesselte]. Přerov 2000. – Vgl. dazu auch die Rezension in Bohemia 43 (2002) 289-291.

sondern um eine Erfassung derjenigen, die in den verschiedenen Ausschüssen und Kommissionen bestimmten, wie der kulturpolitische Kurs der KPTsch umgesetzt werden sollte.

Vor den biographischen Teil stellt Knapík eine konzise, etwa fünfzehn Seiten umfassende Studie über die Organisation der Kulturpolitik und die mit dieser befassten Menschen, in der er knapp aber äußerst informativ den Einfluss und die Aufgabenfelder der die Kulturszene beherrschenden Institutionen voneinander abgrenzt: den des Zentralapparats der KPTsch mit den verschiedenen ihm unterstellten kulturpolitischen Abteilungen, den des Kultusministeriums, den der Nationalversammlung (Národní shromáždění) und ihres Kulturausschusses, der wie das ganze Parlament eine nur mehr formale Rolle spielte, und den der verschiedenen Künstlerverbände. Er schildert kurz die zentral gesteuerte Verlags- und Pressepolitik sowie die Verwaltung und Lenkung von Film, Theater und Musik. Diese Informationen werden ergänzt durch eine Aufzählung der wichtigsten Kommissionen und der Personen, die diesen angehörten. Auch geht Knapík auf die Differenzen zwischen den Vertretern der Partei und der staatlichen Organe ein.

Im biographischen Teil werden uns die erwähnten fast fünfzehnhundert kulturpolitisch Aktiven vorgestellt. Bei einigen von ihnen ist es dem Autor nicht gelungen, die Lebensdaten vollständig festzustellen. Das betrifft meistens Personen, die mehr oder weniger kurzzeitig als Redakteure oder Funktionäre eine gewisse Rolle gespielt hatten. Bei denjenigen, die künstlerisch hervorgetreten sind, folgt eine Aufzählung der wichtigsten Werke, interessant sind auch die Hinweise auf verwandtschaftliche Verhältnisse. Für alle, die sich wissenschaftlich mit dieser Epoche befassen, dürften die Hinweise auf Archivmaterialien, die einen Bezug zu den genannten Personen haben, von großem Wert sein, da sie in manchen Fällen das in tschechischen Archiven nicht immer einfache Aufspüren von Materialien erleichtern. Angenehm fällt zudem auf, dass der Autor sich eines sachlichen und nüchternen Stils bedient und auf eine, dieser Art Lexikon nicht angemessene, eigene moralische Bewertung verzichtet.

Der Wert dieses Buches besteht, abgesehen von seiner an sich schon beeindruckenden Fülle von Fakten, darin, dass es dem Autor gelingt, die monströse Struktur der kommunistischen Kulturpolitik mit ihren unzähligen Institutionen anhand der einzelnen Personen einigermaßen durchschaubar zu machen. Gerade Personen, die auf den ersten Blick unbedeutend erscheinen und nur Posten in diversen Kommissionen einnahmen, konnten auf diesen Positionen ja zu Entscheidungen beitragen, die manche künstlerische und auch persönliche Biographie entscheidend beeinflussten, wenn nicht gar zerstörten. Dass Knapík diese Funktionäre gewissermaßen ans Tageslicht befördert und eine weitere Beschäftigung mit ihnen und den von ihnen gebildeten Strukturen möglich macht, ist ein besonderer Vorteil dieses Nachschlagewerks. Beachtenswert ist auch Knapíks Hinweis, dass mancher, der sich in jener Zeit besonders radikal gebärdete, später eher auf Seiten der Reformen oder sogar Regimegegner zu finden war (S. 6). Das bekannteste Beispiel dafür dürfte der Schriftsteller Pavel Kohout sein, zu jener frühen Zeit Kommunist von kaum zu überbietendem Enthusiasmus. Andere, die im ersten Jahrzehnt des tschechoslowakischen Sozialismus noch relativ liberale Positionen einnahmen, gehörten nach dem

Ende des Prager Frühlings zu den Trägern der ‚Normalisierung‘. Für jeden, der sich mit dieser Epoche der tschechischen Geschichte befasst, dürfte Knapíks Werk von außergewöhnlichem Wert sein.

Mainz

Stefan Zwicker

Vondrášek, Karel: Sowjetisches Kulturmodell und das tschechische Theater 1945-1968. Zum Spannungsverhältnis zwischen tschechoslowakischer Kulturpolitik und tschechischem Theater. Teil 1 und 2.

Projekt Verlag, Bochum 1999, IX und 769 S.; XIII und 569 S. (Dokumente und Analysen zur russischen und sowjetischen Kultur 14).

Im Herbst 1989, als in Deutschland die Mauer gefallen und in der benachbarten Tschechoslowakei die ‚samtene Revolution‘ ausgebrochen war, waren die Schauplätze, an denen dieser Umschwung begann, besonders symbolträchtig: Die Berliner Mauer war Ausdruck der Trennung und der Unfreiheit, die tschechischen Bühnen bildeten spätestens seit dem 19. Jahrhundert den zentralen Ort der tschechischen Kulturgeschichte. Die Bedeutung des Theaters im tschechischen Kontext wurde durch die Wahl Václav Havels zum Präsidenten der nun neu-alten Republik zusätzlich bestätigt. Havel, dessen Name im Land offiziell nur im Zusammenhang mit den Prozessen gegen die Dissidenten erwähnt werden durfte, war im so genannten Westen nicht nur wegen seiner politischen Haltung, sondern auch als Schriftsteller bekannt. Dies trifft vor allem für Deutschland zu, wo Klaus Juncker, sein Verleger bei Rowohlt, in den zwei Dekaden nach 1968 genauso treu zu ihm hielt, wie Erich Spiess vom Bärenreiterverlag eine ganze Reihe tschechische Dramatiker (Pavel Kohout, Ivan Klíma, aber auch den Slowaken Peter Karvaš) vor dem Vergessen und dem Hungertuch bewahrte. Juncker, Spiess und viele andere – wie z. B. der Journalist Jürgen Serke – halfen das Gedächtnis an jene Zeit wachzuhalten, in der Prag unter den Kennern als die Theaterhauptstadt Europas gegolten hatte.

Das Divadlo na zábradlí (Theater am Geländer), das Divadlo za branou (Theater hinter dem Tor), die Laterna Magika, der Činoherní klub (Schauspielklub) und andere Bühnen vor allem in Prag waren in den sechziger Jahren ein beliebtes Reiseziel der Theaterexperten gewesen. Ihr Interesse hatte der Arbeit von Bühnenbildnern wie Josef Svoboda, Regisseuren wie Otomar Krejča, Alfred Radok, den Werken von Schriftstellern wie Milan Kundera, Alena Vostrá und Josef Topol und nicht zuletzt den Schauspielern gegolten. Sie alle trugen dazu bei, das festgefahrene Bild vom ‚Osten‘ und von der sterilen, da staatlich reglementierten Kultur wenn nicht in Frage zu stellen, so doch wenigstens zu relativieren.

Die veränderten Umstände in der heutigen Tschechischen Republik laden dazu ein, sich der Beziehung zwischen politischer und ästhetischer Entwicklung des tschechischen Theaters nach 1945 neu zu nähern. Diesem Thema widmet sich die zweibändige Publikation von Karel Vondrášek. Der erste Band der Arbeit trägt den Titel „Analyse“, während der zweite aus einschlägigen, im Original gehaltenen Dokumenten mit deutschen Überschriften besteht.

Die eigentliche Studie setzt sich aus drei chronologisch gegliederten Abschnitten zusammen: Der erste konzentriert sich auf die kurze Zeitspanne zwischen Kriegs-

ende und dem Februar 1948, in der sich die Verwandlung der Tschechoslowakei von einer Demokratie zu einem der sowjetischen Satellitenstaaten vollzog. Die darauf folgende Periode umfasst die Jahre 1948-1956, in denen sich zunächst eine normative Poetik durchsetzte und die Bühnen stark reglementiert wurden, dort allmählich jedoch Gesellschaftskritik entstand. Der dritte Abschnitt schließlich – die Jahre 1956 bis 1969 – beginnt mit dem so genannten Tauwetter, während dessen sich eine erste Liberalisierung abzeichnete, die dann 1968 im Prager Frühling gipfelte. Dieser Teil endet mit der Zerschlagung des ‚Sozialismus mit menschlichem Antlitz‘ und deren Konsequenzen.

Vondrášek legt eine beachtliche Quellenkenntnis an den Tag. Mit seinem Material verfährt er jedoch nicht so sehr analytisch, wie es der Untertitel seiner Arbeit verspricht, als vielmehr weitgehend deskriptiv. Die oben skizzierte Periodisierung entspricht der traditionellen Sicht der Nachkriegsentwicklung und wird an keiner Stelle hinterfragt. Das ‚sowjetische Kulturmodell‘, von dem der Autor wie selbstverständlich ausgeht, wird weder charakterisiert, noch auch nur in Ansätzen diskutiert. Mir erscheint die Existenz eines solchen normativen Theatermodells als äußerst zweifelhaft. Wenngleich in der Tschechoslowakei das sowjetische Vorbild durch Hinweise auf bestimmte mustergültige Werke immer wieder heraufbeschworen wurde, galt es nicht als eine verbindliche statische Norm, sondern vielmehr als permanente Forderung, die im Dienste der jeweils aktuellen politischen Losung stand. Die Situation in der frühen Nachkriegszeit war zudem von vielen, zum Teil auch widersprüchlichen Tendenzen getragen, was sowohl für das vermeintliche Modell als auch für die kulturpolitischen Positionen in der KPdSU selbst galt.

Leider verzichtet Vondrášek auch darauf, die Entwicklung in der Sowjetunion und der Tschechoslowakei mit Blick auf die unterschiedlichen Traditionen beider Länder zu vergleichen. Während die Avantgarde in der Sowjetunion seit Ende der zwanziger Jahre zunehmenden Repressionen ausgesetzt war, diskutierten die tschechischen Künstler in den zwanziger und dreißiger Jahren das sowjetische Beispiel ausführlich und waren bereit, sich den aus der UdSSR kommenden Forderungen nach einem neuen künstlerischen Ausdruck zu stellen und selbst zu experimentieren. Auch hinsichtlich der Theaterpolitik und der Zuschauerstruktur unterschieden sich das sowjetische und das tschechische Theater stark. Bei diesem Thema wäre ein Blick auf die Diskussionen in den Kulturzeitschriften sicher lohnend gewesen. Hier könnten sich auch Hinweise auf die unterschiedlichen Sichtweisen der einzelnen tschechischen Künstlergenerationen finden: Während die Einstellung der älteren Generation auf den Vorkriegserfahrungen basierte und einer Politisierung der Kunst stärker widerstand, war die jüngere Generation oft bereit, die didaktische Funktion in den Vordergrund zu stellen. Vondrášek zeigt z. B. die Schwierigkeiten, mit denen der Regisseur E. F. Burian zu kämpfen hatte, für den sein Freund Mejerchol'd das nachahmenswerte sowjetische Vorbild war.

Zudem erweisen sich die analytischen Bemühungen des Autors häufig nur als eine Wiederholung von Gemeinplätzen. Das trifft gleich für den ersten Satz zu, in dem es heißt: „Das Ende des Zweiten Weltkrieges war für die tschechische Kultur eine erneute Gelegenheit, sich von dem über Jahrhunderte dauernden deutschen kulturellen Einfluß zu befreien“ (S. 7). Hätte Vondrášek ausschließlich von der unmittel-

baren Vergangenheit gesprochen, könnte man dieser Feststellung vielleicht noch zustimmen. Doch z. B. für die Zwischenkriegszeit, in der das tschechische Theater die Faszination spüren ließ, die vom französischen und russischen Theater ausging, entbehren solche Plattheiten jeder Grundlage.

Noch eine Bemerkung zur Edition der Quellen im zweiten Band: Die Entscheidung, die Dokumente in der Originalsprache zu belassen, drängt die Frage auf, an wen sich die Publikation eigentlich richtet. Tschechische Wissenschaftler werden die deutschen Überschriften nicht brauchen, deutsche – von dem kleinen Kreis der Bohemisten einmal abgesehen – die Quellentexte nicht lesen können. Das Argument, die Texte böten „eine Fülle zusätzlicher Informationen für weitergehende (beispielsweise semiotische) Analysen“ (Bd. 2, S. V), kann auch nicht überzeugen.

Insgesamt bleibt Vondrášeks Arbeit also unbefriedigend. Sie reproduziert ein starres Modell von Kultur, das der monolithischen Vorstellung der offiziellen Kulturpolitik jener Zeit weitaus mehr entspricht als der Realität. Denn diese war nicht nur eine Zeit der „Dichter und Henker“ (Kundera), in der Gut und Böse klar geschieden waren, sondern auch eine, wie Josef Hiršal schrieb, voll von „kleinen Knoten im Zeitgewebe, von Beziehungen, die irgendeine Richtung nehmen oder blind, ausgeweglos sind.“¹ Es ist schade, dass der Autor, der eine semiotische Untersuchung des vorgestellten Materials anregt, diese selbst nicht geleistet hat. Dies ist um so verwunderlicher, als das Buch in einer Reihe veröffentlicht wurde, die eine solche Herangehensweise erwarten lässt.

¹ *Hiršal, Josef/Grögerová, Bohumila: Let let [Der Flug der Jahre]. Bd. 1, Praha 1993, 5.*

Toronto

Veronika Ambros

Luža, Radomír: Československá sociální demokracie. Kapitoly z let exilu 1948-1989 [Die tschechoslowakische Sozialdemokratie. Kapitel aus den Jahren des Exils 1948-1989].

Praha 2001. Doplněk, 360 S. (Dokumentace československého exilu 1948-1989, 1).

Mit ihrem Wahlsieg bei den Parlamentswahlen im Sommer 2002 wurde die tschechische Sozialdemokratie (ČSSD) bereits zum zweiten Mal in Folge zur stärksten politischen Kraft Tschechiens. Der auch im mittel- und osteuropäischen Vergleich beispiellose Aufstieg der Partei, die 1990 noch an der Fünfprozenthürde gescheitert war, vermochte jedoch bislang das Interesse der Parteien- und Transformationsforschung nur in begrenztem Umfang zu wecken. Insbesondere die längerfristigen Entwicklungslinien, zu denen auch das Wirken der Sozialdemokratie im Exil von 1948-1989 zu zählen ist, fanden bisher nur wenig Beachtung und wurden vor allem in Memoiren ehemals politisch Aktiver thematisiert. Dieser Kategorie ist auch das vorliegende Werk von Radomír Luža zuzuordnen.

Der Autor, der als junger Mann nach dem Zweiten Weltkrieg in die ČSSD eintrat, floh ebenso wie zahlreiche andere sozialdemokratische Parteifunktionäre im Jahre 1948 aus der Tschechoslowakei. Fortan wirkte er im Vorstand der bald konstituier-

ten Exilpartei und lehrte bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1993 Geschichte an der Tulane University in New Orleans. Luža zeichnet auf über 200 Seiten die Geschichte der Partei im Exil von 1948 bis 1989 nach, leider ohne dabei eine erkennbare Fragestellung zu entwickeln. Die scheint er auch gar nicht zu benötigen, denn das Werk gleicht einer Erläuterungsschrift des eigenen politischen Handelns. Das Buch kreist vor allem um ein Generalthema: Den Jahrzehnte währenden Dauerkonflikt Lužas und einiger seiner Gesinnungsgenossen wie Eduard Táborský und Jiří Horák mit dem Rest der Führung der Exilpartei.

Kern dieses sich Mitte der fünfziger Jahre entwickelnden Konflikts war Luža zufolge ein Dissens über das richtige Konzept zur Beeinflussung der politischen Entwicklung in der Tschechoslowakei. Luža hielt der Parteiführung um Václav Majer einen plakativen Antikommunismus vor, der von vornherein zum Scheitern verurteilt war, weil er keine Wirkung entfalten konnte. Stattdessen habe er, Luža, schon sehr früh das Konzept eines „Wandels durch Annäherung“ vertreten, das er mit dem Schlagwort eines „Dialogs von links“ (S. 81) charakterisiert. Ziel eines solchen Dialogs des Exils mit den Funktionsträgern des kommunistischen Systems sei eine Destabilisierung und damit ein schleichender Systemwandel in der Tschechoslowakei gewesen.

Leider – und das ist die Hauptschwäche des Buches – macht sich der Autor jedoch kaum Mühe, die eigenen Konzepte näher zu erläutern. Immer wieder greift er zurück auf die Selbststilisierung seines eigenen Umfeldes als „Reformflügel“, als „authentische“ Sozialdemokratie oder auch als „Opposition“, ohne jedoch im Detail mitzuteilen, worin denn die eigene Authentizität oder der Gegenstand der Opposition bestand. Dieser Verzicht auf analytischen Tiefgang zeigt sich noch viel mehr, wo es um die Positionen der Gegenseite geht.

Denn gerade nach der Niederschlagung des Prager Frühlings und der daraufhin einsetzenden massiven Emigrationswelle, die auch der sozialdemokratischen Exilpartei neuen Zulauf brachte, ließ sich die Frage nach der adäquaten politischen Strategie keineswegs, wie dies bei Luža anklingt, auf die einfache Alternative ‚verbaler Antikommunismus ohne Einflussmöglichkeit‘ versus ‚Erosion des kommunistischen Systems durch vorsichtigen Dialog‘ reduzieren. Vielmehr ging es Mitte der siebziger Jahre für die nach Lužas Angaben etwa 100 Mitglieder umfassende tschechoslowakische Sozialdemokratie im Exil um die Entscheidung, mit welchen anderen Personen und Gruppen im Exil, aber auch in der ČSSR eine Zusammenarbeit zu suchen sei. Heftige Diskussionen rief dabei das Verhältnis zu ehemaligen Mitgliedern der KPTsch hervor. Strittig waren insbesondere jene ehemaligen Mitglieder der ČSSD, die 1948 die Vereinigung mit der Kommunistischen Partei betrieben hatten, nach 1968 jedoch aus der KPTsch ausgeschlossen wurden und sich dann in der politischen Opposition engagierten. Während Luža eine Zusammenarbeit mit Leuten wie dem Sprecher der Charta 77, Jiří Hájek, im Sinne einer möglichst breiten Suche nach Verbündeten durchaus wünschenswert erschien, lehnten der seit dem Tode Václav Majers 1972 amtierende Parteivorsitzende Vilém Bernard, sein Generalsekretär Karel Hrubý sowie die Mehrheit des Parteivorstands eine Zusammenarbeit mit ehemaligen Kommunisten, die sich nicht eindeutig zur Sozialdemokratie bekannten, strikt ab. Dieser Konflikt, in dem sich längst inhaltliche Streitpunkte mit

persönlichen Aversionen einzelner Akteure mischten, führte schließlich 1983 zum Rückzug der Gruppe um Luža aus den Strukturen der Exilpartei.

Mit der folgenden Intensivierung der Kontakte zu einer bunten Gruppe von Dissidenten um Jiří Hájek sei es gelungen, Ende 1989 die Kräfte von Exilpolitik und tschechoslowakischer Opposition zu bündeln und so eine schnelle Wiedergründung der Partei auf tschechoslowakischem Boden zu erreichen. Der im März 1990 gewählte Parteivorsitzende Jiří Horák habe schließlich in den drei Jahren seines Wirkens an der Spitze der Partei die programmatischen und organisatorischen Grundlagen für den Aufstieg Mitte der neunziger Jahre gelegt.

Gerade in solchen undifferenzierten Bewertungen wird deutlich, wie wenig Distanz Luža zu seinem eigenen Handeln entwickelt hat. Kritische Fragen, etwa nach den Ursachen des Wahldebakels von 1990, werden zugunsten der Betonung eigener Verdienste ausgeblendet. Daneben dominiert die Schilderung der Fehler der anderen – in diesem Falle der Führung der Exilpartei, die mit ihrer Präferenz für den Dissidenten Rudolf Batěk Ende 1989 auf einen Akteur setzte, der an einer baldigen Wiedergründung der ČSSD nur wenig interessiert war.

Trotz ihrer offenkundigen Schwächen wird Lužas Darstellung schon allein deshalb für eine Bewertung der Tätigkeit der tschechoslowakischen Sozialdemokratie im Exil berücksichtigt werden müssen, weil es sich bei Konflikten wie dem hier thematisierten Grundsatzstreit vor einem abschließenden Urteil stets empfiehlt, alle Beteiligten zu hören.

Berlin

Daniel Steinmetz

Keane, John: Václav Havel. Biographie eines tragischen Helden. Aus dem Englischen von Thomas Bertram und Susanne Kuhlmann-Krieg.

Droemer, München 2000, 548 S., 50 Fotos.

Václav Havel hatte mit seinen Biographien bisher ausgesprochenes Pech. Die meisten Havel-Bücher sind von unkritischen Bewunderern und engen Freunden geschrieben worden und weisen folglich stark hagiographische Züge auf. Die vorliegende umfangreiche Arbeit des australisch-irischen Autors John Keane, Professor für Politikwissenschaft an der University of London und Direktor des dortigen Zentrums für Demokratiestudien, hebt sich von diesen Büchern durch ihre Objektivität angenehm ab. Dass Keane Havel schon seit 1984 persönlich kennt, spielt dabei keine Rolle. Die Grundlage der vorliegenden Biographie bilden Zeugnisse aus dem Kreis von Havels Freunden, Kollegen und auch Widersachern. Keane betont, dass viele wichtige Episoden aus Havels Leben bislang noch unbekannt seien; im Ausland bilde sein Name ein Synonym für Integrität, Redlichkeit und Freiheit, während sein Ansehen im eigenen Land im Sinken begriffen sei. Das Buch ist in sechs große Abschnitte eingeteilt: Der junge Prinz 1936-1945 (S. 33-88), Rote Dämmerung 1945-1956 (S. 89-144), Stalins Schatten 1956-1968 (S. 145-242), Spätsozialismus 1969-1989 (S. 243-370), Samtene Revolution 1989 (S. 371-428) sowie Niedergang 1990-1999 (S. 429-516).

Keane zeichnet Havels Lebensgeschichte vor ihrem allgemeinen historischen Hintergrund vom Zusammenbruch der Habsburgermonarchie über den Aufstieg

Hitlers bis hin zu den stalinistischen Schauprozessen und den Schrecken der Lager nach. Er zeigt, wie Havels Leben und Schreiben von der Blockbildung und der Berliner Mauer überschattet, von den Ereignissen des Mai 1968 beflügelt wurde. Wichtige Zäsuren sind ferner die Revolution vom November 1989 und der Zusammenbruch der Sowjetunion 1991. Selbstverständlich legt Keane Wert auf den tschechischen Kontext, ohne den Havels Stücke, Gedichte, Essays und Reden nicht zu verstehen sind.

Die Biographie ist als politische Tragödie angelegt, Havel selbst als tragische Figur, als Akteur in einem Drama voller Katastrophen, Ungerechtigkeiten und unglückseliger Wendungen. Havels Kindheit und Jugend werden anschaulich, aber auch ein bisschen kitschig gezeichnet, der Anziehungskraft des bürgerlichen Familienidylls kann man sich gleichwohl kaum entziehen. Václav Havels Onkel, Miloš Havel, ein Filmproduzent, war ein für die tschechische Geistesgeschichte außerordentlich wichtiger Mann.

Erst auf Seite 151 kommt Keane zu den schöpferischen Anfängen Václav Havels. Er präsentiert ausgezeichnete Analysen der Stücke Havels vom „Gartenfest“ (1963) bis zur „Sanierung“ (1988). Diese führen ihn zu Havels Verständnis des absurden Theaters und insbesondere zu dessen eigener Bühne, dem Divadlo Na zábradlí (Theater am Geländer), wo Ivan Vyskočil wirkte und auch Jan Grossmann, ohne dessen Einfluss Havel nie ein großer Dramatiker geworden wäre. Auch an der Geschichte der Zeitschrift „Tvář“ (1964-1966) läßt sich Havels Werdegang ablesen, der aus ganz anderer Perspektive in seinen „Briefen an Olga“ dokumentiert ist, an die Frau, die so lange Jahre sein guter Geist gewesen ist. Dennoch versteht Keane nicht die Literatur und das Drama, sondern die Politik als das eigentliche Metier Havels. Dessen politische Biographie läßt er mit den Bemühungen um Entideologisierung ab 1964 beginnen, führt sie über den mutigen Aufruf von 1968, politische Opposition zu wagen und die Diskussion mit Dubček bis hin zu den Rückzugskämpfen nach dem sowjetischen Einmarsch, wo besonders die Polemik mit Milan Kundera über das tschechische Schicksal aufschlussreich ist.

Ein paar kritische Anmerkungen sind jedoch angebracht: Der Terminus „Spätsozialismus“, den Keane statt des Begriffs „Normalisierung“ verwendet, erscheint mir nicht passend – was soll an dem System nach 1969 sozialistisch gewesen sein? In der Darstellung des passiven Widerstands nach dem 21. August 1968 fehlt der ergreifende Kampf um die Aufrechterhaltung der Reformpolitik zwischen September 1968 und April 1969. Bei der Analyse der Charta 77 schließlich wird meiner Ansicht nach der Anteil Havels ein bisschen überschätzt, auch wenn Havel ohne Zweifel das Hauptopfer der Verfolgung und Kriminalisierung durch den Staat war.

Es folgt dann die Geschichte von Havels langjähriger Haft seit 1979 mit einer scharfsinnigen Analyse seines philosophischen Denkens. Die gewissermaßen spekulative Auslegung der Novemberrevolution 1989 verrät jedoch, dass der Autor diese nicht wirklich begriffen hat, die Darstellung des „Bürgerforums“ überzeugt dann durchaus wieder. Auch die Diskussionen über Havels Präsidentschaftskandidatur lassen einige Fragen offen. Zudem mangelt es an einer Angabe der grundlegenden Fakten – warum fehlt z.B. das Datum seiner Wahl?

Den eindrucksvollsten Teil des Buches bildet der Schlussabschnitt über den „Niedergang“ der Präsidentschaft Havels, in dem Keane Havel sehr kritisch schildert. „Überheblichkeit“, „Dickschädlichkeit“, „antiparlamentarische Instinkte“, „Verliebtheit in die Staatsmacht“, „Tschechozentrismus“, „Alleingänger zwischen den Stühlen“ (S. 431-475) – so lauten die Hauptvorwürfe Keanes an Havel nach 1990. Auch hält er diesem vor, er habe sein Ansehen in der Slowakei selbst ruiniert. Eine Aussage wie: „Ein wichtiger Abschnitt in Havels Karriere endete mit einem ruinösen Fehlschlag“ (S. 468), bleibt unverständlich, wenn keine konkrete Begründung folgt. Die Äußerung Havels von Mai 1998: „Ich habe genug von dieser Präsidentschaft“ (S. 501) erklärt der Autor zutreffend mit Havels ernsten Gesundheitsschwierigkeiten seit 1996, zugleich weist er aber auf die großen Europareden von 1997 und 1999 hin, die Havel in dieser Zeit des Ausscheidens aus der Politik noch hielt.

„Ein großer Mann, ein Held seines Landes“, so charakterisiert Keane seinen Protagonisten, der

ein Mann gewesen ist, der das Pech hatte, ins 20. Jahrhundert hineingeboren zu sein, ein Mann, der zu Ruhm gelangte als eine politische Figur, die die Welt weit mehr über Macht, über Mächtige und Ohnmächtige gelehrt hat als die meisten seiner Rivalen im 20. Jahrhundert. (S. 519)

Heidelberg

Ivan Pfaff

Kosatík, Pavel: Ferdinand Peroutka. Pozdější život 1938-1978 [Ferdinand Peroutka. Das spätere Leben 1938-1978].

Paseka, Praha 2002, 340 S., 35 Abb.

Die Biographie des scharfsinnigen tschechischen Journalisten und Publizisten Ferdinand Peroutka (1895-1978), der zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der tschechischen Zeitgeschichte gehört, hält die Phase seines Kampfes mit zwei totalitären Diktaturen fest – mit der nationalsozialistischen und der kommunistischen während der vier Jahrzehnte nach dem Münchner Abkommen. Die Jahre des ‚Protektorats‘ und des Zweiten Weltkrieges verbrachte Peroutka im KZ. Drei Jahre nach Kriegsende ging er ins amerikanische Exil, da er ahnte, was ihm von Seiten des kommunistischen Regimes drohte. Seine Hoffnung, in die Heimat zurückzukehren, erfüllte sich nicht – er starb in New York elf Jahre vor dem Sturz der Diktatur in der Tschechoslowakei.

Das Buch des Bestseller-Autors Pavel Kosatík zeichnet anschließend an die Jahre des Protektorats jene drei Nachkriegsjahrzehnte nach, in denen sich Peroutka in die Geschichte der tschechischen Demokratie eingeschrieben hat, zunächst als direkter Teilnehmer am politischen Leben in der Tschechoslowakei, dann im Exil als Gründer und Direktor des Senders Radio Free Europe (RFE) sowie als Kommentator des Zeitgeschehens in der ČSSR wie auf der ganzen Welt. Nicht zuletzt liefert Kosatíks Buch einen wichtigen Beitrag zur eindrucksvollen Geschichte des tschechischen Exils und dessen Mission im internationalen wie einheimischen Kontext.

Kosatíks Darstellung basiert auf Materialien aus sechs tschechischen Archiven, insbesondere aber – und das erscheint am wertvollsten – auf Peroutkas Tagebuch,

seiner Korrespondenz und seinen Rundfunkansprachen, die sich im Besitz seiner dritten Frau, Slávka Fenclová-Peroutková, befinden. Weiter zog Kosatík Peroutkas Monographien, seine publizistischen Beiträge, seine zwei Romane sowie ein Drama in seine Untersuchung ein. Viel Raum wird Peroutkas Engagement im „Rat der freien Tschechoslowakei“, dem wichtigsten Organ des tschechoslowakischen Exils, und beim RFE gewidmet, wobei viele bislang unbekannte Fakten ans Tageslicht kommen.

Zu diesen neuen Erkenntnissen zählen Informationen über den Gestapo-Verrat Julius Fučíks, des prominenten kommunistischen Journalisten, der nach 1945 zu einem Nationalhelden stilisiert wurde; ferner die Rekonstruktion des Februarputsches 1948 in den „Svobodné noviny“ (Freie Zeitung), deren Chefredakteur Peroutka war. Unbekannt war bisher auch der Plan der bedeutenden Schauspielerin Olga Scheinpflugová, der Witwe Karel Čapeks, nach dem Februarumsturz zu emigrieren. Eindrucksvoll ist weiter die Schilderung von Peroutkas Beziehung zu Slávka, deren erster Fluchtversuch aus der Tschechoslowakei scheiterte, was Peroutka, der sich bereits im Exil befand, auf Monate hin schwer niederdrückte.

Aber auch zum politischen Leben des Exils finden sich interessante Details, so berichtet Kosatík über die Feindseligkeit, mit der die Volkssozialisten, speziell Petr Zenkl, Peroutka begegneten. Er analysiert Peroutkas Beziehung zum Exil im Zusammenhang mit der Weltpolitik sowie die allmähliche Hinwendung des ursprünglich antimarxistischen Sozialisten zur politischen Rechten und dessen zunächst skeptische, dann immer begeistertere Aufnahme des Prager Frühlings. Er beschreibt die Haltung der Amerikaner in der Leitung des RFE gegenüber Peroutka und die Spannungen zwischen diesem und Pavel Tigrid, dem Direktor der Münchner Zweigstelle des Senders. Nicht zuletzt geht Kosatík auf Peroutkas meist unterschätzte belletristische Arbeiten und seine mehr als 1000 Rundfunkkommentare ein.

Störend ist allerdings die unausgewogene Gewichtung der Darstellung, so nehmen die ereignisreichen Jahre 1938-1948 kaum 80 Seiten ein, während der Zeit von 1948 bis 1978 fast 250 Seiten gewidmet sind. Auch irritieren einige sachliche Irrtümer: Der Chefredakteur der „Lidové noviny“ (Volkszeitung) nach 1939 war nicht Eduard Bass, sondern K. Z. Klíma („Kazetka“). Ladislav Matějka war nach 1945 keineswegs der Leitartikelschreiber der „Svobodné noviny“, umso weniger „ihr bedeutenster Name“ (S. 53) nach Peroutka, sondern bloß Leiter der Kulturrubrik. Auch überzeugt der Aufbau nicht völlig, da die einzelnen Kapitel allzu kurz sind, sodass sie die Struktur des Buches zerbrechen. An einigen Stellen versteigt sich Kosatík zu einer übertrieben antisowjetischen Haltung, er zeigt sich gegenüber Peroutkas Irrtümern und Fehleinschätzungen vollkommen unkritisch und vulgarisiert den tschechoslowakischen Reformkommunismus der sechziger Jahre. Auch fehlt dem Buch eine abschließende analytische Zusammenfassung.

Dennoch: Im Großen und Ganzen ist es Kosatík gelungen, das dramatische und spannende Leben Peroutkas fesselnd darzustellen und einen wichtigen Beitrag zur tschechischen Zeitgeschichte mit hohem Dokumentarwert vorzulegen, einige echte Entdeckungen mit eingeschlossen.

Otáhal, Milan: Normalizace 1969-1989. Příspěvek ke stavu bádání [Normalisierung 1969-1989. Ein Beitrag zum Forschungsstand].

Ústav pro soudobé dějiny, Praha 2002, 105 S. (Sešity Ústavu pro soudobé dějiny 36).

Kurz nach der Samtenen Revolution (1990) wurde auf Initiative des Bürgerforums in Prag das Institut für Zeitgeschichte gegründet. Seine Aufgaben waren zunächst die personelle Erneuerung der tschechoslowakischen Zeitgeschichtsschreibung, die Einführung moderner Forschungsmethoden und die Sichtung der Quellengrundlage für die zeitgeschichtliche Forschung. Zu einem der wichtigsten Forschungsfelder dieser Disziplin wurde sehr bald die ‚Normalisierung‘, die Phase der politischen Geschichte der Tschechoslowakei, die mit der gewaltsamen Beendigung des Prager Frühlings durch den sowjetischen Einmarsch begann. Milan Otáhal, selbst einer der ersten Mitarbeiter des Institutes, legt nun eine erste Bestandsaufnahme zur Forschungssituation in Bezug auf die ‚Normalisierung‘ vor.

Otáhal beschreibt die ‚Normalisierung‘ als eine Periode, in der die Kommunistische Partei versuchte, ihren Herrschaftsanspruch auf der Basis eines neuen Gesellschaftsvertrages wieder herzustellen. Der Bevölkerung wurden soziale Sicherheit und ein gutes Lebensniveau versprochen, im Gegenzug sollte sie den friedlichen Rückzug in ein entpolitisiertes Privatleben antreten. Das Ende dieser Phase sieht der Autor erst 1989. Otáhals strikte Begrenzung des Begriffs ‚Normalisierung‘ auf die Tschechoslowakei ist zwar im Hinblick auf dessen Ursprung gerechtfertigt, doch haben einige vergleichende Studien in den letzten Jahren gezeigt, dass in mehreren Ländern Ostmitteleuropas eine sehr ähnliche Politik verfolgt wurde. Diese Einsicht wirft noch einmal ein ganz neues Licht auf den Charakter und die Bedeutung dieser Phase.

Der Schwerpunkt von Otáhals Forschungsüberblick liegt bei Untersuchungen, die nach der Wende angestellt wurden, während der zeitgenössischen Geschichtsschreibung nur drei kleine, separate Übersichten in der Einleitung gewidmet sind. Otáhal bemüht sich um eine möglichst breit gefächerte Zusammenstellung, verzichtet dabei aber auf eine Wertung. Ausländische Titel werden ganz ausgeklammert.

Zu Beginn widmet sich der Autor kurz der institutionellen Etablierung der tschechoslowakischen Zeitgeschichte, die sich im Laufe der sechziger Jahre kontinuierlich von der parteipolitischen Bevormundung emanzipiert und zu einer kritischen, undogmatischen Forschung gefunden habe. Mit dem Abbruch der Reformen 1968/69 jedoch sei das Historische Institut der Akademie der Wissenschaften als Zentrum der Konterrevolution gebrandmarkt und gegen unzählige Historiker ein Berufsverbot erlassen worden. In der Folgezeit sei es während der ‚Normalisierung‘ zu einer Dreispaltung der Zeitgeschichte in eine parteiliche, eine unabhängige und eine Zeitgeschichtsschreibung der Exilanten gekommen, die alle drei aus Gründen der fehlenden Distanz nicht in der Lage gewesen seien, die ‚Normalisierung‘ selbst zu thematisieren.

Nach der Wende wurde dieses Thema aber sehr schnell aufgegriffen. Die Forschung setzte bei den oppositionellen Gruppen an, was nicht zuletzt an der ungeheuren Fülle des hierzu vorhandenen Materials liegt. Als Quellen können Flugblätter, Manifeste u.ä. dienen, die größtenteils im Samizdat, aber auch in aus-

ländischen Zeitungen erschienen sind. Oftmals jedoch, so Otáhals Hinweis, stellt sich hier das Problem, dass Authentizität und Autorschaft nicht zu prüfen sowie Reichweite und Wirkung solcher Schriften kaum abzuschätzen sind. Zudem befinden sich diese Quellen meistens in Privatbesitz, so dass sie oft nur eingeschränkt zugänglich sind.

Daneben erwähnt Otáhal als Quellen natürlich die gängigen Aktenbestände der Partei, der Staatssicherheit und der Massenorganisationen, wobei letztere für die Zeit der ‚Normalisierung‘ bislang kaum ausgewertet seien. Ferner nennt er Tonaufnahmen, Radioberichte, Filme und Fotos als wertvolles Material. Außerordentlich breiten Raum räumt Otáhal dem gesamten Komplex der Erinnerungen, der Biographien und der Interviewliteratur ein, wobei es nicht sehr einleuchtend erscheint, dass hier nur Bücher aufgelistet sind, die nach 1989 publiziert worden sind, der Quellenwert dieser Schriften also von ihrem Erscheinungsdatum abhängen soll.

Eher kurz nimmt sich der Abschnitt zur Methodologie aus. Otáhal empfiehlt als besonders wertvolle Methode die Oral History, für die 1999 beim Institut auch ein eigenes Zentrum gegründet worden ist. In seinen Abschlussbemerkungen beklagt der Autor den Methodenkonservatismus seiner Kollegen, wobei er sich mit seiner Empfehlung, mehr Alltags- und Mentalitätsgeschichte zu betreiben, auch nicht gerade avantgardistisch zeigt.

Otáhals Literaturbericht beginnt mit Bibliographien, Dokumenteneditionen und Chronologien und folgt im Weiteren einer thematischen Unterteilung in „Normalisierungssystem“, „KPTsch und Gesellschaft“, „Gesellschaft“, „Opposition“ und „Samtene Revolution“. Trotz der an manchen Stellen etwas künstlich wirkenden Trennung bzw. den dadurch erforderlichen Mehrfachnennungen beeindruckt die Masse und die Vielfalt des zusammengetragenen Materials. Insofern erscheinen die von Otáhal resümierend benannten Desiderata eher marginal – er erwähnt z. B. das Fehlen von Arbeiten über die Rolle der Genossenschaftsbauern im November 1989 – bzw. relativ schwer zu ergründen – wie z. B. die Frage, ob und wie die Bevölkerung kleinste Oppositionsgruppen wahrnahm. Abschließend wird dann auch der ausländische Beitrag zur Untersuchung der ‚Normalisierung‘ zumindest summarisch gewürdigt, wenn er auch etwas undeutlich in den Gesamtzusammenhang der Entwicklung seit den Zeiten der ‚Ostforschung‘ gesetzt wird. Otáhals Studie zeigt aber zweifellos: Die tschechische Zeitgeschichte wächst und gedeiht.

Berlin

Jennifer Schevarido

Mácha, Karel Hynek: „Die Liebe ging mit mir ...“ Prosa, Poesie, Tagebücher. Ausgewählt von Natascha Drubek-Meyer. Mit einem Nachwort von Holt Meyer.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, München 2000, 429 S.

Dass im Rahmen der Tschechischen Bibliothek ein Auswahlband aus dem Werk des tschechischen Nationaldichters Karel Hynek Mácha (1810-1836) erschienen ist, verdient Anerkennung. Der im tschechischen Volk seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verehrte und wegen seines frühen Todes betrauerte Romantiker sollte auch in Deutschland mehr bekannt gemacht werden, als dies bisher geschehen ist. Die

Vermittlung gerade der nationalen Leitbilder, -gestalten und -ereignisse ist ein wichtiger Schritt bei der Überwindung alter Vorurteile. Diese Vermittlung leisten in hohem Maße die Künste und besonders die Literatur, die es wegen ihrer Bindung an die Nationalsprache und den Problemen bei der Übersetzung immer schwer gehabt hat, rezipiert zu werden.

Mácha dem deutschen Sprachbereich zu vermitteln, ist keine leichte Aufgabe. Was das tschechische Publikum an ihm schätzt und liebt, ist die tiefe Emotionalität und besonders die Lyrizität seiner Poesie. Die lyrischen Passagen des Poems „Máj“ haben für das tschechische Publikum einen ähnlichen Stellenwert wie die Musik Smetanas und Dvořáks. Ähnliches gilt für die lyrische Poesie, in der Mácha trotz seiner Jugend der erste Meister wurde, der bis in die Gegenwart eine Quelle der Inspiration für die Dichter geblieben ist. Was seine Prosa betrifft, so sind die meist fragmentarischen Stücke nicht dank ihrer epischen Komposition von Bedeutung, sondern wiederum wegen ihrer Lyrizität, worin sie mit Novalis, Hölderlin oder Eichendorff verglichen werden können. Die Schwäche des Epischen, das in einigen Fällen an Klischees der Schauerromantik und der zeitgenössischen Trivalliteratur anknüpft, macht es schwer, diese Texte in einen anderen Kulturbereich zu übertragen. Bei der Aufnahme des „Máj“ wiederum hilft dem tschechischen Leser die Fülle seiner formalen Mittel wie der Lautinstrumentation, der rhetorischen Figuren, eigenwilligen Archaismen und seine bisweilen ans Folkloristische anklingende Sangbarkeit. Das meiste davon ist in den deutschen Übersetzungen, die sich allzu sehr um die wörtliche Wiedergabe des fast nebenrangigen Inhaltlichen bemüht haben, verloren gegangen. Máchas Werk kann nicht nahe gebracht werden, wenn man ohne Rücksicht auf die Form buchstäblich übersetzt, sondern nur, wenn man den Mut und die Fähigkeit zu kreativer Gestaltung aufbringt. Dies stimmt überein mit Jiří Levýs Idee vom „übersetzerischen Impressionismus“ bzw. der „künstlerischen Reproduktion“,¹ die bedeutet, dass der Übersetzer sich nicht um eine gleichsam maschinelle Übertragung des Textes in die Zielsprache bemühen soll, sondern um eine Wiedergabe des Eindrucks, den das originale Kunstwerk hervorruft. In anderen Worten: Der Zielgruppe einer Mácha-Ausgabe wie dieser müsste plausibel gemacht werden, dass Mácha ein bedeutender Autor ist, den zu lesen eine Bereicherung bedeuten kann. Hier sollte der herausgebende Literaturhistoriker, der sich sonst freiwillig oder unfreiwillig des Qualitätsurteils enthält, seine Auswahl als wertender Literat treffen und sich um die optimale, künstlerisch überzeugendste Interpretation bemühen.

Aus dieser Sicht muss an dem Band bereits die Auswahl der Texte befremden. Mit Ausnahme des „Máj“ enthält er nur Prosa, es fehlt ihm gerade die bedeutendste Komponente von Máchas Werk, die lyrische Poesie. Er beginnt darüber hinaus noch mit Máchas schwächstem Erzählwerk, der Erzählung „Cikáni“ (Die Zigeuner, 1835), bei der die erwähnte Unvollkommenheit des Epischen dadurch offenbar wird, dass das Werk nicht Fragment geblieben ist, dass also, trotz einer Reihe von schön formulierten deskriptiven Passagen, die Torsohaftigkeit der sonstigen Prosa die Kom-

¹ Levý, Jiří: Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung. Frankfurt/M. 1969, 65 f.

position der Gesamtfabel hier nicht beschönigen kann. Der Text der „Cikáni“, der die zeitgenössische englische gothic novel noch banalisiert und in dem es von blutrünstigen Szenen, (potentiellen und wirklichen) Vatermorden, Vergewaltigungen, Schauexekutionen, Blutrache und peinlichen Wiederholungen nur so wimmelt, nimmt bereits die ersten 150 Seiten des Bandes ein. Er verdient heute wohl ausschließlich das Interesse des Literaturhistorikers und zwar besonders wegen seiner zahlreichen Parallelen zum „Máj“. Das fragmentarische Kapitel aus dem geplanten und nicht vollendeten Roman „Kat“ (Der Henker) mit dem Titel „Křivoklad“ (Pürglitz), das weitere 60 Seiten einnimmt, ist auch nicht gerade ein zeitloses Meisterwerk. Mácha hat sich, offenbar von Walter Scott inspiriert, in die tschechische Vergangenheit begeben und die Gestalt des Königs Wenzel IV. in ein fiktives Geschehen hineingestellt, das sich wiederum der schaurigen Szenerien und melodramatischen Effekte der gothic novel bedient. Es ist in der Tat schwer einzusehen, dass diese flüchtige Mode, die dem heutigen Leser nichts mehr sagt, als tschechische Adaptation mehr besagen soll. Mácha hat sich hier in seinen gefühlsgeladenen Stimmungen verloren und es nicht fertig gebracht, eine durchgehende, überzeugende Fabel aufzubauen, weshalb die überwiegend nach böhmischen Burgen benannten Einzelteile (Křivoklad, Valdek, Karlův Tejn/Karlstein – neben Viasil Viasilovič) meist ohne verbindende Gesamtfabel als fragmentarische Kapitel herausgegeben wurden.²

Eine glücklichere Hand bewiesen die Herausgeber mit der Wahl der kleineren Prosafragmente, die, wie übrigens auch „Die Zigeuner“ und „Pürglitz“ von verschiedenen Übersetzern durchweg gut übertragen sind. Stücke wie „Pout krkonošská“ (Die Pilgerfahrt ins Riesengebirge, 1833-34), „Obrazy ze života mého“ (Bilder aus meinem Leben, 1832-1834) und das reflexive „Rozbroj světů“ (Zwist der Welten, 1832-1934) könnten Exzerpte aus deutscher romantischer Prosa sein, deren Sprache sie in gemäßigttem Umfang reproduzieren, dies im Gegensatz zu Peter Sacher, der in seiner Anthologie „Tschechische Erzähler“ (Zürich 1990) bei dem autobiographisch hochinteressanten Fragment „Návrat“ (Die Rückkehr, circa 1833) die Merkmale des romantischen Sprachstils mit noch größerer Konsequenz erfolgreich anwendet. Beide Lösungen können in ihrem Kontext durchaus ihre Rechtfertigung finden.

Problematisch ist indessen die Wahl der deutschen Fassung des „Máj“ von Otto F. Babler nach der von diesem und mir voneinander unabhängig verfassten, von Hans Rothe edierten Doppelausgabe von 1983.³ Wolfgang F. Schwarz hat in seiner Rezension m. E. richtig erfasst, dass es sich bei den beiden Versuchen der Übersetzung um komplementäre Lösungen handelt: die „lexikalisch genauere Entsprechung“ bei Babler und die „phonästhetische“ Lösung bei mir, die dadurch gerechtfertigt sei, „dass in diesem Text die ästhetische ‚Form‘ semantisierende Funk-

² Spisy Karla Hynka Máchy [Die Schriften Karel Hynek Máchas]. Bd. 2, Praha 1961 (Knihovna klasiků).

³ *Mácha*, Karel Hýnek: Máj. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzt von Otto F. Babler und Walther Schamschula. Köln, Wien 1983 (Schriften des Komitees der Bundesrepublik Deutschland zur Förderung der Slawischen Studien 6).

tion hat.⁴ Die Übersetzung des „Máj“ war Bablers letztes Werk. Dass er die längste Zeit seines Lebens nicht im deutschem Milieu lebte, ist freilich für den Kenner an seinem übersetzerischen Werk ins Deutsche abzulesen, wie wiederum Paul Eisner Mácha bescheinigt hat, dass seine Übungen in der deutschen Poesie an einzelnen Indizien den Nicht-Muttersprachler verraten.⁵ Eines von mehreren Indizien bei Babler ist der Umstand, dass er die Grenzen der Bildung von Nominalkomposita im Deutschen nicht beachtet und der Versuchung erliegt, die von Havránek beschriebene Entschärfung des Begriffs „neurčitost významu“⁶ bei Mácha bzw. seiner spezifischen „poetischen Benennung“ (Mukařovský) ins Deutsche zu übertragen, wo sich eine vergleichbare Konvention der poetischen Begrifflichkeit nicht herausgebildet hat. Um nur eines von mehreren Beispielen herauszugreifen: „večerní máj“ (Zeile 2) ist bereits im Original der Logik von Máchas Sprache unterworfen. Nach dem Kontext sollte es „májový večer“ heißen, ein Maienabend, Mácha hat Grundbegriff und Determinans ausgetauscht, was ihm verziehen werden kann, denn er hat damit die wirkungsvolle Figur der ersten beiden Zeilen: „večer – máj – večer – máj“ geschaffen. Večerní máj kann man jedoch nicht einfach als „Abendmai“ wiedergeben, ein Wort, das es im Deutschen nicht gibt, denn Mai ist das Determinans und Abend ist der Grundbegriff. Es sollte deutsch „Maienabend“ heißen, was sich wiederum schlecht ins metrische Schema fügen wurde. Meine Lösung „zur Maienacht“ ist im Kontext ohne semantischen Bruch durchaus vertretbar, da es ja im Original heißt „pozdní večer“ – spätabends, diese Lösung lässt sich ins Metrum einordnen und knüpft noch an die deutsche romantische Tradition an. Der Begriff Abendmai wiederholt sich mehrfach in dem Poem – neben dem noch problematischeren „Morgenmai“ (Z. 595). Dies ist nur eines von mehreren Beispielen für die Anzeichen der Isoliertheit des Übersetzers von der Praxis des Übersetzens ins Deutsche und der deutschen poetischen Sprache, was auch für die geringere Versiertheit im Umgang mit dem Untertext der deutschen Reimlexik gilt, und das kann bisweilen unfreiwillige Komik erzeugen: z. B. „glaubt man“ – „Hauptmann“ (S. 711-713, S. 716, S. 721, S. 724). Solche Erwägungen mit dem von mir hoch geschätzten Otto F. Babler zu besprechen, der im dritten Band meiner tschechischen Literaturgeschichte besonders wegen seiner Übersetzungen ins Tschechische gewürdigt werden wird, war mir wegen seines kurz nach dem Erscheinen des Bandes erfolgten Todes nicht mehr vergönnt, sie sollten aber im Interesse einer sachlichen Erörterung von Fragen der Mácha-Übersetzung nicht aus Pietät oder anderen Gründen mit Schweigen übergangen werden.

Vertretbar ist es, dass auch Lebensdokumente wie die Auszüge aus den Notizbüchern von 1833 und 1834 (S. 243-266) sowie aus den Tagebüchern (S. 337-382) in

⁴ In: *Osteuropa* 34 (1984) H. 11/12, 989 f.

⁵ *Eisner, Pavel: Okusy Ignaze Máchy* [Versuche von Ignaz Mácha]. Praha 1950.

⁶ *Mukařovský, Jan: Jazyk Máchův* [Die Sprache Máchas]. In: *Ders.* (Hg.): *Torso a tajemství Máchova díla. Sborník pojednání Pražského lingvistického kroužku* [Torso und Geheimnis von Máchas Werk. Sammelband der Verhandlungen des Prager linguistischen Zirkels]. Prag 1938, 279-331, hier 328. – *Mukařovský, Jan: Genetika smyslu v Máchově poesii* [Mukařovskýs Genetik des Sinns in Máchas Poesie]. In: *Ebenda* 7-110.

die Sammlung aufgenommen wurden. Ob es aber nötig war, die verschlüsselten spät-pubertären Ferkeleien, die der tschechischen Leserschaft lange vorenthalten worden waren und erst 1976 in der Exilpresse erschienen, in einen Band aufzunehmen, der den Dichter Mácha erstmalig in diesem Umfang dem deutschen Leser vorstellen soll, ist eine andere Frage. Die Begründung, die Holt Meyer in seinem Nachwort gibt, ist geeignet, den Blick zu trüben. Roman Jakobson zitierend sagt er zu der bisherigen Unterschlagung von Máchas intimen Aufzeichnungen: Die Lücken in Máchas Tagebuch sind offengeblieben, damit die träumerische Jugend, welche Myslbeks Statue auf dem Petřín bewundert, keine Enttäuschung erlebe (S. 420), ferner:

Lebte Mácha jedoch heute, so würde er die Lyrik möglicherweise dem Hausgebrauch überlassen und lieber das Tagebuch veröffentlichen. Man würde ihn in die Nähe von Joyce und Lawrence rücken, mit denen er in einigen Details Ähnlichkeit hat [...]. (S. 406)

Dies steht im Zusammenhang mit dem Versuch der Herausgeber, an der Stellung Máchas als tschechischer Nationaldichter zu kratzen (S. 396 f.) und vielleicht dem deutschen Publikum einen politisch korrekteren Mácha anzubieten, als es das tschechische Máchabild hergibt. Es mag das Fehlen der Lyrik und das Vorhandensein der intimen Tagebücher in der Auswahl erklären, erweist sich aber bei näherer Betrachtung als ebenso grotesk wie Jakobsons Hinweis auf Joyce und Lawrence. Was Roman Jakobson betrifft, so scheint sich der Verfasser des Nachworts noch nicht klar gemacht zu haben, dass es im Werk dieses bedeutenden Slawisten Züge einer paranoiden Wissenschaftlichkeit gibt, die ihm trotz der großen Autorität, die er berechtigterweise genoss, den Blick verstellte. Es geht bei ihm oft nicht nur „um eine neue, avantgardistisch-postnationalistische Position [...]“ (S. 429). Manchmal ist das Gegenteil der Fall, und erst allmählich beginnen Wissenschaftler damit, Positionen, die bisweilen im nationalistisch-mythologischen Bereich verankert sind, zu hinterfragen.⁷ Was jedoch die Stellung Máchas als eines Nationaldichters der Tschechen betrifft, so glaube ich nicht, dass die neuere Entwicklung Wesentliches an ihr ändern wird. Hier geht es um das Vokabular des tschechischen Nationalmythos, und Mythen, die ja nicht vom Verstand kontrolliert werden, haben bekanntlich ein großes Beharrungsvermögen. Daher ist es müßig, das Máchabild von außen her beeinflussen zu wollen.

Dass Mácha einem uneingeweihten deutschen Publikum in dieser reduzierten Form vorgeführt wird, bedeutet eine vergebene Chance, vielleicht die Chance einer Generation. So begrüßenswert die erstmalige Präsentation von Máchas Prosa in deutscher Sprache auch ist, so sehr muss man den Verzicht auf ein abgerundetes Máchabild in dieser Ausgabe bedauern.

⁷ Vgl. hierzu auch *Stolz*, Benjamin A./*Toman*, Jindřich: *Philologia Militans: Trubetzkoj and Jakobson on the Church Slavonic Heritage*. In: *Maguire*, Robert A./*Timberlake*, Alan (Hgg.): *American Contributions to the Eleventh International Congress of Slavists*. Columbus (Ohio) 1993, 414-424.

Schmid, Herta (Hg.) in *Zusammenarbeit mit dem Ústav pro českou literaturu Akademie věd České republiky und unter Mitwirkung von Holt Meyer und Irina Wutsdorff: Kapitel zur Poetik Karel Hynek Mácha. Die tschechische Romantik im europäischen Kontext. Beiträge zum Internationalen Bohemistischen Mácha-Symposium an der Universität Potsdam vom 21. bis 22. Januar 1995.*

Otto Sagner, München 2000, 307 S. (Die Welt der Slaven. Sammelbände – Sborníki 7).

An der Universität Potsdam finden seit 1995 in Zusammenarbeit mit dem Institut für Tschechische Literatur der Tschechischen Akademie der Wissenschaften Symposien zu ausgewählten Themen der tschechischen Literaturgeschichte und -theorie statt. Die Serie begann mit einer Konferenz über Karel Hynek Mácha, deren Beiträge nun vorliegen. Die Aufsätze stammen von fünfzehn Teilnehmern aus den neuen Bundesländern und der Tschechischen Republik, was im Inhaltsverzeichnis deutlich angezeigt wird, denn wenn einer der Mitarbeiter nun in einem alten Bundesland tätig ist, wird nicht versäumt, seine frühere Verbindung zu Potsdam oder einer der Universitäten der ehemaligen DDR zu betonen. Dabei bleibt allerdings unerwähnt, dass z. B. Reinhard Ibler („Magdeburg, jetzt Marburg“) seine akademischen Weihen in Regensburg, Ludger Udolph (Dresden) in Bonn, Peter Kosta (Potsdam) in Frankfurt am Main und Wolfgang F. Schwarz (Leipzig) in Saarbrücken erhalten hat. Man fragt sich, was mit dieser Art von Etikettierung, die übrigens bei den tschechischen Kollegen unterbleibt, in einer wissenschaftlichen Publikation bezweckt wird. Soll damit vielleicht nachgewiesen werden, dass ein Ort, eine Schule und/oder Person Zentrum einer Forschungsrichtung geworden sei?

Der Maßstab, an dem eine Publikation wie die vorliegende gemessen werden sollte, ist jedoch ihr Ertrag für die Wissenschaft. Dieser wird bereits durch die Beiträge einer Reihe von bewährten Bohemisten der älteren Generation garantiert, zu der auch der inzwischen verstorbene Vladimír Macura sowie Miroslav Červenka aus Prag, Mojmir Grygar aus Olomouc (Olmütz) und Manfred Jähnichen (Berlin) gehören. Wie in solchen Sammelbänden üblich, kann man auch in dem vorliegenden nur schwer eine bestimmte wissenschaftliche Richtung feststellen, sondern nur von Tendenzen sprechen. Es gibt in ihm solide Interpretationen von Máchas Werk wie in dem Beitrag Červenkas „Máchas Stellung in der Entwicklung des tschechischen Verses“ (S. 146-152), der die Vorarbeiten von Mukařovský und Jakobson präzisiert, neben Anzeichen einer Überinterpretation in anderen Beiträgen, was in der Mácha-Philologie übrigens nicht ohne Präzedenz ist.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung von Máchas Werk und Biographie hat ihre eigene Geschichte, die mit Máchas Stellung als Nationalsymbol zu tun hat, die dazu führte, dass verschiedene Richtungen ‚ihren‘ Mácha reklamierten. In der fruchtbarsten Zeit des Mácha-Kults, im hundertsten Jubiläumjahr seines Todes (1936), gab es gleich mehrere, nach literaturwissenschaftlichen Schulen organisierte Sammelbände. Einer von ihnen ist der Band der Prager Strukturalisten „Torso a tajemství Máchova díla“ (Torso und Geheimnis des Werkes von Mácha), den die Herausgeberin Herta Schmid in ihrem Beitrag ausführlich und treffend analysiert: Meta-meta-Sprache der Literatur.

In einer Reihe von Beiträgen des vorliegenden Bandes gewinnt man den Eindruck, dass der ideengeschichtliche und philosophische Rahmen von Máchas Werk so betont wird, dass man bisweilen vergessen könnte, dass es sich hier um ein literarisches Œuvre handelt. Grundsätzlich wäre diese Perspektive nicht zu verwerfen, sofern hierbei ein gewisses Maß an Selbstreflektion erkennbar würde, die die ideengeschichtliche Reihe mit der ästhetischen in Beziehung setzte.

Ludger Udolphs Aufsatz „Erbens Kritik an Máchas ‚Nihilismus‘“ (S. 74-79) stellt den Dichter in einen großen philosophischen Kontext, nämlich in das jahrtausendalte Spannungsfeld von Theismus und Atheismus, wobei sich speziell mit der Aufklärungsbewegung der Aspekt der Gottesverneinung ergibt. Máchas Idee des „Nichts“ (toť, co se ‚nic‘ nazývá), in dem weniger eine philosophische Haltung als vielmehr das Posieren mit einer Verneinung des überkommenen Wertesystems, und zwar mit vorwiegend ästhetischer Ausrichtung, zu sehen ist, stellt er Erbens positive Sicht von der Erlösbarkeit des Menschen gegenüber, die sich in seinem Poem *Záhořovo lože* (Záhořs Lager) ausdrückt. Also: Welt der Verneinung und des Todes bei Mácha, Welt der Erlösung und des Lebens bei Erben. Es gibt zu diesem Thema jedoch eine alte Kontroverse, die bei Udolph unerwähnt blieb, eine Polemik zwischen F. X. Šalda und Roman Jakobson im Anschluss an einen Diskussionsabend im Prager linguistischen Zirkel (1935) über Antonín Grunds Erben-Monographie. Ferner verlegte Mukařovský in seinem Aufsatz „Protichůdci“ die Argumentation auf die Ebene der Poetik.¹ Dies erweitert die Perspektive dieses Gegensatzes über die ausschließlich philosophische Dimension hinaus. Bei Mukařovský ist das Ergebnis die Unterscheidung zwischen Máchas und Erbens Poetik als Tendenz zur maximalen Unmotiviertheit der Handlungsentwicklung bei Mácha und die Tendenz zur maximalen Motiviertheit der Handlungsentwicklung bei Erben. Dies erklärt einen großen Teil des Kontrastes. Mácha setzt beim Leser gleichsam das Vorhandensein eines Kontextes weltverneinender Ideen und Bezüge voraus, die er nur durch Anspielungen abzurufen braucht, um dem Leser das Phantom eines Geschehens verständlich zu machen. Erben dagegen entwickelt die Fabel seiner epischen Werke mit großer Konsequenz. Man könnte daran anknüpfen und die Frage stellen, ob nicht das von Udolph angeführte positive Denken Erbens einen Teil seiner Begründung in dieser technischen Haltung findet. Damit könnte eine Verbindung vom Ideengeschichtlichen zum Ästhetischen gefunden werden.

Die Neigung, in Máchas Werk weniger nach der Dichtung als nach einer philosophischen Haltung zu suchen, kennzeichnet auch andere Beiträge, z. B. Wolfgang F. Schwarz' Studie „Zur Entwicklung der Ästhetik des Widersprüchlichen: Mácha – Barock – Seifert und die moderne Dichtung“ (S. 13-28) und Holt Meyers umfangreiche Ausführungen zur Apophatik Máchas mit der speziellen Blickrichtung auf „*Pouť krkonošská*“ (S. 29-73). Zu beiden Studien bietet Čyževskyjs Essay über Máchas Weltanschauung in „*Torso a tajemství Máchova díla*“ die Grundlage. Auch hinsichtlich der Antithetik in der älteren tschechischen Dichtung vor Mácha halte

¹ Mukařovský, Jan: Protichůdci [Die Antipoden]. In: Slovo a slovesnost 2 (1936) 33-43. – *Ders.*: Cestami poetiky a estetiky [Auf den Wegen der Poetik und Ästhetik]. Praha 1971, 203-220 (Dílno 36).

ich es für entscheidend, dass man die Idee der Widersprüchlichkeit, die ja auch als rhetorische Figur auftreten kann und für die es in der Dichtung der spätantiken, mittelalterlichen und barocken Mystik ein Forum gab, nicht zu stark als philosophisches Denkmodell versteht. Dieser Gefahr ist bisweilen sogar Čyževskij erlegen und seinen Nachfolgern, Meyer mehr als Schwarz, ist es, bei aller verdienstvollen Detailarbeit, nicht besser ergangen.

Natascha Drubek-Meyers Beitrag „Allegorische Spuren der Melancholie in Máchas *Máj* und *Marinka*“ (S. 260-307) und Mojmír Grygars Studie „Zur semiotischen Deutung des Körperlichen bei Mácha“ (S. 223-247) bleiben innerhalb der gezogenen Grenzen, deuten die angesprochenen kulturhistorischen Aspekte als Schnittlinien des Ästhetischen und überzeugen dadurch mehr.

Gelegentlich gibt es Fehler im Textverständnis, was bei der Eigenwilligkeit von Máchas Sprachcode auf der Basis von Jungmanns missverstandenen Archaismen leicht geschehen kann. Dass Schwarz die *Máj*-Übersetzung Otto F. Bablers an einer Stelle wohlmeinend korrigiert (S. 13), bedeutet jedoch in Wirklichkeit eine Verschlimmbesserung. Bablers Übersetzung von „vyhasla ohně kouř“ als „erloschnen Feuers Rauch“ ist grammatisch völlig korrekt, denn „vyhasla“ ist der Genitiv des Partizips der Vergangenheit der archaischen Kurzform, steht also anstatt „vyhaslého“, was sich konsequent in die Reihung der Negativ-Metaphern in dieser Passage – und in die Beweisführung von Schwarz – einfügt (kouř ist männlich und nicht weiblich). Begrüßenswert wäre in einer Publikation wie dieser gewiss noch ein Namensregister gewesen. Es bleibt abschließend zu wünschen, dass dieser Ansatz eines Projektes auch in anderen Bereichen der tschechischen Literaturgeschichte konsequent weiterwirkt.

Berkeley

Walter Schamschula

Stach, Reiner: Kafka: Die Jahre der Entscheidungen.

S. Fischer, Frankfurt/M. 2002, 673 S.

Spector, Scott: Prague Territories. National Conflict and Cultural Innovation in Franz Kafkas Fin de Siècle.

University of California Press, Berkeley, Los Angeles, London 2000, 332 S.

Sechs Jahre Kafka auf über 600 Seiten? Der Biograph beschwört diese Frage zwangsläufig herauf, auch wenn die angeführten Gründe für die Begrenzung auf die Jahre 1910-1915 durchaus hinreichend sind: die nach wie vor aktuelle Jugendbiographie von Wagenbach, neue Quellenfunde (so der Nachlass Felices), Kafkas Tätigkeit bei der Arbeiter-Unfallversicherung, die verhasste Teilhaberschaft an der Asbestfabrik des Schwagers und natürlich das Entstehen der ersten, von Kafka selbst akzeptierten Texte. Kafka hat bekanntlich im Tagebuch die Zeit um 1912 als wichtige Wende verstanden. Also ein notwendiges Unterfangen, bei dem sich der Verfasser erst einmal durch einen schier unendlichen Wust an Kafka-Literatur kämpfen musste, die den unvoreingenommenen Blick auf Werk und Leben verstellt.

Kafka am laufenden Meter. Abgegriffene ‚Gesamtdeutungen‘ aus den fünfziger und sechziger Jahren, Handbücher und Stellenkommentare, gesammelte Aufsätze, furchteinflößend schwere und dennoch längst überholte Bibliographien, schließlich unabsehbare Kolonnen akademischer Monographien zur Struktur des Fragments X, zum Einfluss des Autors Y oder zum Begriff des Z ‚bei Kafka‘. (XVI)

Auch wenn man dieser Generalisierung sicher nicht in toto zustimmen mag, der Arbeitsaufwand einer Sichtung ist immens. Umso stärker heben sich die Verdienste Stachs in der vorliegenden Biographie ab: ein souveräner Umgang mit dem Stoff, Felice erscheint als eigenständige Person, die Wechselbeziehung zwischen Werk und Leben wird überzeugend herausgearbeitet, das Phänomen Kafka wird, wenn auch nicht entschlüsselt, so doch greifbarer gemacht. Immerhin handelt es sich bei Kafka ja um einen Künstler, der jeden Biographen vor eine komplexe Aufgabe stellt: „Kafka schläft niemals. Ihm unterlaufen keine Phrasen, keine semantischen Ungereimtheiten, keine schwachen Metaphern – auch dann nicht, wenn er im Sand liegt und Ansichtskarten schreibt.“ (XXI)

In dem Bewusstsein dieser und anderer Schwierigkeiten wählt Stach seinen Zugang: der Biograph

[...] hat zu erklären, wie aus einem Bewusstsein, *dem alles zu denken gibt*, ein Bewusstsein werden konnte, *das allen zu denken gab*. Das ist die Aufgabe. [...] Empathie lautet das Zauberwort des Biographen. Empathie hilft weiter, wo Psychologie und Erfahrung versagen. (XXII f.)

Stach setzt mit einer Art Urknalltheorie ein, es ist die Begegnung mit Felice und die berühmte Niederschrift des Urteils in der Nacht vom 22. zum 23. September:

Es war eine Eruption, die in der Weltliteratur ihresgleichen sucht: Mit einem Schlag, scheinbar geschichts- und voraussetzungslos, war der Kafka-Kosmos präsent, schon vollständig möbliert mit jenem ‚kafkaesken‘ Inventar, das dem Werk eine unverwechselbare serielle Einheit aufprägt: die übermächtige und zugleich ‚schmutzige‘ Vater-Instanz, die ausgehöhlte Rationalität der Perspektivfigur, die Überlagerung des Alltags durch juristische Strukturen, die Traumlogik der Handlung und nicht zuletzt der den Erwartungen und Hoffnungen des Helden stets entgegengerichtete Sog des Erzählflusses. (S. 117)

Die Parallelität von literarischem und biographischem Schreiben, bei Kafka ohnehin nicht zu trennen, dokumentiert sich in besonders ausgeprägter Weise in den faszinierenden Briefen an Felice Bauer, jenen „ungeheuerlichsten Dokumente[n] der Weltliteratur“ (S. 142). Ein Schreibphänomen, welches Canetti veranlasste, von dem ‚anderen‘ Prozess im Leben Kafkas zu schreiben, mit dem „Kafka einen Energiestrom, der ihn an ein Lebendiges ankoppelte, genauer einen *Energiekreislauf*“ (S. 148) erstellen wollte. Und damit ist man bei der entscheidenden Hürde, das Leben eines Künstlers zu erfassen, der nicht typisiert, sondern „die erfahrene Wirklichkeit in Gestalt signifikanter Bewegungen, Bilder und Szenen“ (S. 151) verdichtet.

Man muss diese Dialektik von literarischem Gelingen und unerbittlich wachsendem Selbstanspruch verstehen, um Kafkas beständige Klagen zum tatsächlichen Rang seiner Texte ins rechte Verhältnis zu setzen. „[...] Es gab gelingendes Schreiben, und es gab Gekritzeln, das in den Ofen gehörte, das wusste er seit dem ‚Urteil‘“ (S. 192 f.). Diese besondere Komplexität des Werkes, die aber nur auf eine vielleicht noch kompliziertere Biographie zurückweist, erkennt Stach als zentrales Merkmal:

Denn was Kafka seinen Texten abverlangte [...] war ja sehr viel mehr als die Geschlossenheit der äußeren Form: Es war ein möglichst lückenloser Verweisungszusammenhang im Innern,

die vollkommene Vernetzung aller Motive, Bilder, Begriffe. Es gibt bei Kafka keinerlei erzählerische Rückstände, keine blinden Motive, keine bloß illustrativen Einzelheiten. (S. 274)

Allerdings verzettelt sich Stach ein um das andere Mal. Viele Ausführungen geraten zu weitschweifig, anderes, man denke an den sozial- und kulturgeschichtlichen Kontext, in den eine Biographie ja auch einzubetten wäre, ist dann wieder eher knapp geraten. Gerne hätte man mehr gelesen über die Lebensumstände im Prag des Ersten Weltkriegs. Und wenn auch der abrupte Schluss der vorliegenden Arbeit nach einer Fortsetzung verlangt, so wird man diese Biographie auf keinen Fall mehr missen wollen. Eine Darstellung von Kafkas letztem Lebensjahrzehnt wird Reiner Stach – genauso sachkundig – eines Tages sicher vorlegen.

Bei dem anderen hier zu besprechenden Werk des US-Amerikaners Scott Spector, einer Dissertation, handelt es sich um einen Versuch, die Prager Territorien – besser vielleicht Lebenswelten – aus einer Perspektive zu bestimmen, die durch ein höchst komplexes Tableau aus kultureller Innovation, aber auch aus nationalen Konflikten geprägt war, bei denen die Prager Juden bekanntlich nur zu häufig als Opfer beider Seiten, der deutschen wie der tschechischen, fungierten. Spector geht es um den

[...] naturalized way of looking at one's place in the world, that grounds the sociopolitical claims of nationalism, the cultural claims of national literature, and a peculiarly modern experience of identity. (IX f.)

Er bewegt sich damit im Theoriefeld ideologischer Konstruktion, auf dem Fragen gestellt werden z.B. nach der Art und Weise, in der nationale Differenz kulturell, ideologisch und ästhetisch erzeugt wird oder sich bestimmte sprachliche Territorien herausbilden und verändern, und – nicht zuletzt – die Frage danach aufkommt, welche Konsequenzen diese Prozesse im Hinblick auf die jüdische Identität im Prag Franz Kafkas haben mussten. Ein Ansatz also, mit dem durchaus neue Perspektiven auf das von der Forschung weidlich abgegraste Thema ‚Kafka und die Prager deutsche Literatur‘ eröffnet werden. Problematisch erscheint allerdings, dass Spector keinerlei tschechische Quellen und Texte (abgesehen von einigen wenigen in Übersetzung) heranzieht, was die Aussagekraft der Analyse, die Bestimmung von Kafkas Generation und deren Selbstidentifikation in territorialer und ethnisch-nationaler Hinsicht als einer Generation des Dazwischen doch erheblich mindert. Peinliche Fehler wie die Bestimmung der für den Expressionismus so wichtigen Lyrikammlung von Franz Werfel „Der Weltfreund“ als tschechische Anthologie bestätigen nur diesen Eindruck (S.109). Weiterführende Forschungen zur sozialen Territorialität wären hier also sicher anzuschließen.

Weimar

Steffen Höhne

Ohme, Andreas: Karel Čapeks Roman „Der Krieg mit den Molchen“. Verfahren – Intention – Rezeption.

Peter Lang, Frankfurt/M. u. a. 2002, 222 S., 1 Abb. (Slavische Literaturen. Texte und Abhandlungen 27).

Der Roman „Der Krieg mit den Molchen“ (Válka s mloky, 1936) gehört zu den auch international erfolgreichen Werken von Karel Čapek (1890-1938), der in Deutschland unter anderem durch die Detektiv Erzählungen „Geschichten aus der

einen und der anderen Tasche“ und durch Plaudereien über die kleinen Dinge des Alltags wie „Das Jahr des Gärtners“ oder „Dášenka oder das Leben eines jungen Hundes“ bekannt geworden ist. In der Reihe „Die tschechische Bibliothek“, die seit 1999 in der Deutschen Verlags-Anstalt München erscheint, ist Karel Čapek sogar mit zwei Bänden vertreten, der Trilogie „Hordubal. Der Meteor. Ein gewöhnliches Leben“ und den „Gesprächen mit Masaryk“. In Anbetracht dieser Popularität nimmt sich die deutsche literaturwissenschaftliche Forschung zu Čapek recht bescheiden aus, ist doch die Arbeit von Andreas Ohme nach der Biographie von Eckhard Thiele aus dem Jahr 1988 erst die zweite deutschsprachige Monographie, die sich mit dem Werk des tschechischen Autors beschäftigt. Auch in Tschechien ist es still geworden um Karel Čapek. In der angloamerikanischen und der russischen Bohemistik dagegen scheint die Situation ein wenig anders zu sein, denn hier erschienen seit 1990 jeweils mehrere Arbeiten zu Čapek,¹ die allerdings motivisch-thematische Aspekte in den Vordergrund stellen und insgesamt eher die Tradition der älteren Čapek-Forschung fortführen.

Im Gegensatz dazu befasst sich die Arbeit von Andreas Ohme vorrangig mit literarischen Verfahren, mit Fragen der Konstruktion und der Rezeption des literarischen Textes. Dieser Zugang bedeutet insofern einen Neuanfang, als er durch die weitgehende Ausblendung der Instanz des Autors von vornherein der Gefahr entgeht, Stereotype der bisherigen Forschung wie die weltanschauliche Wandlung Čapeks von einem ‚Pragmatisten‘ zu einem ‚Antifaschisten‘ oder die Rede vom ‚Humanismus‘, der ‚Toleranz‘, der ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Wahrheitssuche‘ des Autors und seines Werkes fortzuschreiben, Topoi, die aus der ideologischen Vereinnahmung Čapeks zu Zeiten der kommunistischen Herrschaft hervorgingen bzw. Reaktionen auf diese Vereinnahmung darstellten.

Ausgangspunkt der Untersuchung Ohmes ist die Frage, warum der unbestritten zeitbezogene Roman „Der Krieg mit den Molchen“ noch heute das Interesse einer breiten Leserschaft wecken kann. Nach einem Überblick über die Editions-geschichte (Kapitel 2) unternimmt der Verfasser eine strukturalistisch ausgerichtete Beschreibung des Textes, die das Ziel verfolgt, die Textintentionen des Romans zu ermitteln, die dessen Rezeption steuern (Kapitel 3 und 4). Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass auf der Ebene der Figuren und des Erzählers Verfahren dominieren, die nach Werner Wolf mit dem Begriff der „Illusionsstörung“ beschrieben werden

¹ Schubert, Peter Zdeněk: The Narratives of Čapek and Čexov. A Typological Comparison of the Author's World Views. San Francisco 1997. – Bradbrook, Bohuslava: Karel Čapek. In Pursuit of Truth, Tolerance, and Trust. Brighton 1998. – Kovtun, Elena Nikolaevna: Funkcii uslovnosti v chudožestvennoj sisteme Karela Čapeka. Tradicija Gerberta Uëllsa [Funktionen a-mimetischer Darstellung im künstlerischen System Karel Čapeks. Die Tradition von H.G. Wells]. Moskva 1991. – Dies.: Karel Čapek i social'naja fantastika XX. stoletija. Učebnoe posobie [Karel Čapek und die soziale Fantastik des 20. Jahrhunderts. Lehrmaterial]. Moskva 1998. – Malevič, Oleg Michajlovič: Bratři Čapkové [Die Brüder Čapek]. Praha 1999 (Knihovnička Literárních novin 5). – Nikol'skij, Sergej Vasil'evič: Nad stranicami antiutopij K. Čapeka i M. Bulgakova. Poetika skrytych motiv [Über die Antiutopien von K. Čapek und M. Bulgakov. Eine Poetik verborgener Motive]. Moskva 2001.

können.² Illusionsstörung meint hier, dass die Konstruktion des Romans eine Distanz des Lesers zu der im Text dargestellten Welt bewirkt und den Eindruck eines Miterlebens von Wirklichkeit nachhaltig stört. In Čapeks „Der Krieg mit den Molchen“ wird diese Wirkung unter anderem durch die Verfahren Montage, Komik und Grotteske erzielt. Weiter kommt Ohme zu dem Schluss, dass „Der Krieg mit den Molchen“ nicht, wie bisher üblich, als Antiutopie zu bezeichnen ist. Anders als z. B. bei Huxley und Wells wird die Kritik am utopischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts nicht über eine Antiutopie, sondern vielmehr mit den Mitteln der Satire umgesetzt. Der zentrale Gegenstand dieser Satire sei die menschliche Hybris – ein Verhalten, das sich aus Profit- und Machtstreben außerhalb einer vermeintlich natürlichen oder göttlichen Ordnung stellt und damit den eigenen Untergang herbeiführt.

An die Textanalysen schließt sich eine Darstellung der Rezeptionsgeschichte des Romans an, in der die außertextuellen Faktoren in den Blick genommen werden, die für die jeweiligen Sinnzuweisungen an den Text maßgeblich waren (Kapitel 5). Dazu rechnet Ohme den individuellen Wissenshorizont des jeweiligen Lesers, die dominanten ästhetischen und außerästhetischen Wertvorstellungen einer Epoche sowie ideologische Normensysteme, die etwa im Fall der marxistischen Rezeption dazu führten, dass der Roman als antifaschistische Streitschrift begriffen wurde. Im Vergleich zu der im Text intendierten umfassenden Zivilisationskritik, so Ohme, bedeutete dies jedoch eine Verkürzung des thematischen Gehalts des Romans. Im sechsten Kapitel schließlich findet der Leser Antworten auf die eingangs gestellte Frage nach der bleibenden Aktualität des Romans, für die der Verfasser im Wesentlichen zwei Argumente anführt: Zum einen seien die Gegenstände der Satire so allgemein gehalten, dass sie auch heute noch problemlos zu Entwicklungen in der zeitgenössischen Politik und Wirtschaft in Beziehung gesetzt werden können. Zum anderen gehörten die Verfahren, mit denen die Satire in Szene gesetzt wird, nach wie vor zu den geläufigen ästhetischen Mitteln, so dass die Satire ohne Schwierigkeiten als solche erkannt werden könne.

Ohmes Arbeit zeichnet sich durch einen hohen Grad an literaturtheoretischer und methodischer Reflexion aus, ohne den Leser mit einem Übermaß an hochspezialisiertem Fachvokabular oder mit einer mathematisch anmutenden Formelsprache im Stil der siebziger Jahre abzuschrecken. Auch wenn man darüber streiten kann, ob es in allen Fällen nötig gewesen wäre, die für die Analyse zentralen ästhetischen Kategorien so ausführlich herzuleiten, hat diese Verfahrensweise doch den Vorteil, dass die der Untersuchung zugrunde liegenden Begriffe und Konzepte klar definiert werden und dem Leser ein Überblick über den literaturwissenschaftlichen Diskussionsstand zu den genannten Problemfeldern geliefert wird.

Überzeugend sind vor allem die Beschreibung des Romans auf der Grundlage des Konzeptes der Illusionsstörung und die gattungstypologischen Überlegungen, die nicht nur für den „Krieg mit den Molchen“, sondern auch für die Poetik Karel

² Wolf, Werner: Ästhetische Illusion und Illusionsdurchbrechung in der Erzählkunst. Theorie und Geschichte mit Schwerpunkt auf englischem illusionsstörendem Erzählen. Tübingen 1993 (Buchreihe der Anglia, Zeitschrift für englische Philologie 32).

Čapeks insgesamt eine gute Beschreibungsgrundlage abgeben könnten. Beide Konzepte könnten die Funktion eines *tertium comparationis* bei der Untersuchung des literarischen Gesamtwerkes von Čapek übernehmen und Impulse für die Überprüfung bisheriger Periodisierungen liefern. Dafür müsste jedoch der Ansatz von Andreas Ohme erweitert und der Autor als Konzept in die Untersuchung einbezogen werden, ohne den die Kategorie des Gesamtwerkes nicht zu denken ist.

Damit ist freilich nicht gemeint, dass die Interpretation zu einem positivistischen Biographismus zurückkehren oder die Autorintention zum alleinigen Maßstab der Textdeutung erhoben werden sollte. Jan Mukařovský beispielsweise hat sich bereits vor 60 Jahren um eine strukturalistische Autor-Konzeption bemüht, die den Autor bzw. dessen Denken nicht länger als autonom, intentional oder genial beschreibt, sondern als eine Struktur, die ihrerseits in übergeordnete gesellschaftliche, wirtschaftliche oder kulturelle Strukturen eingebunden ist. Der Autor wird in dieser Vorstellung einerseits zu einem Bindeglied zwischen den verschiedenen Texten, die ihm zugeschrieben werden, andererseits zu einem Vermittler zwischen dem einzelnen Text und dem kulturellen Kontext im weitesten Sinne. Auf dieser Grundlage lassen sich die Ergebnisse methodisch reflektierter literarischer Interpretationen, wie der von Andreas Ohme, durchaus zu den Feuilletons Karel Čapeks oder zu zeitgenössischen kulturellen Diskursen in Bezug setzen. Da Čapek auch als historische Person, als Publizist und als einer der intellektuellen Repräsentanten der Ersten Tschechoslowakischen Republik interessant ist, erscheint ein solcher Zugang für seine Werke besonders vielversprechend. So ließen sich etwa die Themen, die Ohme als Gegenstände der Satire im „Krieg mit den Molchen“ benennt – z. B. die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft, Kulturpessimismus, nationale Stereotype oder die Kritik utopischen Denkens – auch in anderen Texten Čapeks verfolgen und in größere ideengeschichtliche Zusammenhänge integrieren.

Für eine Neubewertung der Werke Karel Čapeks, die sich von den eingangs erwähnten stereotypen Zuschreibungen wirklich lösen will, sind gründliche und theoretisch angemessen fundierte Textanalysen nach wie vor unerlässlich. Es gehört zu den Verdiensten der vorliegenden Arbeit, den „Krieg mit den Molchen“ einer solchen Untersuchung unterzogen und die Čapek-Forschung wieder an neuere Entwicklungen in der Literaturwissenschaft angeschlossen zu haben.

Leipzig

Dorothea Uhle

Kroll, Frank-Lothar (Hg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik.

Duncker & Humblot, Berlin 2000, 518 S. (Literarische Landschaften 3).

Seit etlichen Jahren, vielleicht beginnend mit Martin Walsers damals sehr kontrovers diskutierter Novelle „Dorle und Wolf“ (1987), wurde ein in der meinungsbildenden intellektuellen Öffentlichkeit weithin tabuisiertes Verlangen nach der Wiedervereinigung erstmals literarisch gestaltet, nach 1989 traten nicht nur die neuen

Bundesländer, sondern zunehmend auch Gebiete in Mittel- und Ostmitteleuropa, die früher deutsche Bevölkerungsanteile besaßen, verstärkt in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchungen seitens der Literaturwissenschaften und der Zeitgeschichte. Die Reihe „Literarische Landschaften“, die der Erlanger Historiker Frank-Lothar Kroll seit dem Jahr 2000 herausgibt, liegt mit den bisher publizierten Bänden voll im Trend der Aufarbeitung eines so lange vernachlässigten Bereichs ursprünglich deutschen Kulturerbes. Unter welchem Aspekt auch immer die Wissenschaft sich heute diesem überwachsenen Feld nähert, stets bildet die Frage nach dem Verhältnis einer sehr heterogenen künstlerischen Produktion zur Politik, das heißt in erster Linie zur Weimarer Republik bzw. dem Nationalsozialismus, einen unausweichlichen Schwerpunkt.

Ein Problem bei den breitflächigen Ausgrabungsarbeiten liegt in der Auswahl und Gewichtung der geborgenen Materialien. Gelegentlich hat man den Eindruck, dass die Germanistik, die doch neue Arbeitsfelder so gern besetzt, hier eher statistischen als qualitativen Bedürfnissen gerecht wird.

Das vorliegende Buch behandelt 24 aus dem Osten stammende Autoren, wobei auch Philosophen (Rudolf Kassner), Theologen (Kurt Ihlenfeld), Historiker (Ernst Kantorowicz, Ernst Niekisch) oder der Politiker Hermann Rauschning einbezogen werden. Im Vorwort wird die Entscheidung der Herausgeber betont, dass der Band

[...] sowohl Repräsentanten des Exils als auch solche der ‚Inneren Emigration‘ berücksichtigt, um die mittlerweile steril gewordenen moralischen Aufrechnungen zwischen ‚innerem‘ und ‚äußerem‘ Exil zu überwinden und den spezifischen Schwierigkeiten, denen die Exilanten ebenso wie die weiterhin im Dritten Reich lebenden und schreibenden regimekritischen Schriftsteller ausgesetzt waren, angemessen Rechnung zu tragen. (S. 6)

Solcher Widerstand wird sechs Sammelbegriffen zugeordnet: „Humanistisches Engagement in der ‚inneren Emigration‘“ (Hermann Graf Keyserling, Oskar Loerke, Ernst Wiechert, Frank Thiess, Horst Lange) – „Humanistisches Engagement im Exil“ (Rudolf Kassner, Albrecht Schaeffers, Max Herrmann-Neisse, Ernst Weiß, Johannes Urzidil) – „Jüdische Identitäten“ (Ernst Sommer, Josef Roth, Franz Werfel, Leo Perutz) – „Sozialistisches Engagement“ (Arnold Zweig, Franz Carl Weiskopf, Ernst Toller) – „Christliche Perspektiven“ (Otto von Taube, Kurt Ihlenfeld, Jochen Klepper, Edzard Schaper) – „Grenzfälle“ (Ernst Kantorowicz, Hermann Rauschning, Ernst Niekisch).

Sucht man nach einem gemeinsamen Nenner so unterschiedlicher Persönlichkeiten, zeigt sich eine politisch deutschnational fundierte Weltanschauung mit stark emotional bestimmten Einstellungen, eine Neigung zu naturmystischem Weltverständnis, die Abstinenz von zweckrational-empirischem Handeln und die Flucht in die Metarealität einer Kunst, die bei einigen nur Kunstgewerbe blieb. Deutlich wird, dass diese „machtgeschützte Innerlichkeit“ (Thomas Mann) nicht nur unter dem Wilhelminismus auftrat, sondern eben auch – diesmal von der Macht bedroht – unter dem Nationalsozialismus unverändert fortbestand. Die Definition des Widerstands in der so genannten ‚Inneren Emigration‘ wird unscharf, wo sie zwischen antifaschistisch und nichtfaschistisch unterscheiden muss. Dennoch führt kein Weg daran vorbei, jede Autorenpersönlichkeit in ihrem individuellen Spektrum zu vermessen, wie

es die einzelnen Beiträge auf zugleich kritische wie einfühlsame Weise überwiegend leisten.

Besonders lesenswert sind Darstellungen wie die von Hans-Martin Pleßke zu Wiechert, von Louis Ferdinand Helbig zu Frank Thiess, von Gerold Funk zu Horst Lange oder von Günther Wirth zu Jochen Klepper, wenn man die entsprechenden Artikel in dem ebenfalls im Jahr 2000 erschienenen Lexikon von Hans S. Sarkowitz und Alf M. Mentzer „Literatur in Nazi-Deutschland“ gegenliest und zu Wiechert und Klepper außerdem die von deutschen und polnischen Autoren verfassten Aufsätze heranzieht, die in dem von Lothar Bluhm herausgegebenen Band „Spurensuche“ (Hamburg 2000) zu finden sind.

Während die aus dem ehemals österreichischen Böhmen oder Mähren stammenden Schriftsteller Ernst Weiß, Ernst Sommer, Franz Werfel oder Franz Carl Weiskopf auf dem Stand wissenschaftlicher Diskussion dargestellt werden, trifft dies auf den Prager Johannes Urzidil leider nicht zu. Der von Burkhard Bittrich gelieferte Beitrag „Homo vere humanus – Ein wahrhaft humaner Mensch. Über Johannes Urzidil“ liest sich wie ein humanistisch gebildeter, feinsinnig-einfühlsamer Nekrolog und fällt auch insofern aus der Reihe, als der Autor auf jede Nennung wissenschaftlicher Literatur verzichtet, die zu Urzidil mittlerweile in nicht geringem Umfang aus deutschen, österreichischen, tschechischen, französischen, italienischen oder amerikanischen Federn vorliegt. Bittrichs durchaus zutreffende Hommage, die von seiner Quellenkenntnis zeugt, kann nicht dem tatsächlichen Profil und der Rolle Urzidils in den Turbulenzen Böhmens bis 1939 oder dem Exil in England und den USA bis zu seinem Tod 1970 gerecht werden.

Es fehlen dem Buch leider biographische Hinweise zu den Autoren, ein Manko, das in späteren Bänden dieser Reihe behoben wurde, und über Alfred Döblin muss man sich wohl anderswo informieren.

München

Gerhard Trapp

Topol'ská, Lucy/Václavek, Ludvík: Beiträge zur deutschsprachigen Literatur in Tschechien.

Univerzita Palackého, Olomouc 2000, 417 S.

Hinter dem schlichten Titel der vorliegenden Festschrift zu Ehren der Olmützer Germanisten Lucy Topol'ská und Ludvík Václavek verbergen sich 32 Beiträge der Jubilare nebst einer Einführung von Ingeborg Fiala-Fürst. Der Anhang bringt zudem biographische Angaben zu den beiden Wissenschaftlern sowie Auswahlbibliographien zu ihrem Werk. Der Band, der in der Reihe „Beiträge zur mährischen deutschsprachigen Literatur“ erschienen ist, bietet dem Leser Einblick in zwei große Themenfelder: Zum einen informiert er über die Probleme und Potentiale der Auslandsgermanistik, die – auch wenn sie das gleiche Objekt hat wie die deutsche Germanistik – immer die Perspektive des eigenen Landes mit sich bringt. Zum anderen gibt er ungewollt Auskunft über die Geschichte der tschechischen Germanistik in den letzten vier Jahrzehnten, in der Topol'ská und Václavek, von denen in der vorliegenden Festschrift Arbeiten zur deutschsprachigen Literatur präsentiert werden,

die sich überwiegend auf die böhmischen Ländern beziehen, eine wichtige Rolle spielten.

Für beide Forscher kennzeichnend ist die allmähliche Verlagerung ihrer Arbeitsschwerpunkte, in der sich auch die Veränderung der politischen Lage in der Nachkriegs-tschechoslowakei widerspiegelt: Galt in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren die Aufmerksamkeit sozialistisch orientierten Autoren (bei Václavek vor allem seinem Dissertationsthema F. C. Weiskopf, bei Topol'ská hauptsächlich Rudolf Fuchs), gewann die durch Eduard Goldstücker rehabilitierte Prager deutsche Literatur später insbesondere für Václavek an Interesse. Von dort aus war es nur noch ein kleiner Schritt hin zur Erforschung der deutschsprachigen Literatur der näheren Heimat, also Mährens. Das jähe Ende des Prager Frühlings kostete zwar beide Wissenschaftler die Karriere – Václavek wurde von der philosophischen Fakultät der Olmützer Universität relegiert, Topol'ská wurde als Lehrkraft weiterhin geduldet, ihre Habilitationsschrift durfte sie aber erst kurz vor der Wende vorlegen –, brachte ihnen jedoch paradoxerweise größere ‚innere Freiheit‘ und Unbefangenheit im Umgang mit ihren Themen.

Václaveks Aufmerksamkeit galt zunächst dem in Olmütz geborenen Franz Spunda im Kontext der literarischen Phantastik und des magischen Romans. Nach und nach erweiterte sich sein Interessenkreis auf weitere Olmützer, deutschmährische und auch deutschböhmische Autoren (hier seien vor allem seine Arbeiten über Uffo Horn und Josef Mühlberger hervorgehoben). In den siebziger und achtziger Jahren blieben ihm kaum noch Publikationsmöglichkeiten. Vielleicht war das – neben seinem Interesse an der deutschsprachigen Exil- und Widerstandsliteratur – ein Grund für seine Hinwendung zu der in Theresienstadt entstandenen Literatur. Der vom sozialistischen Regime in die Enge getriebene Germanist wurde zu einem der besten Kenner dieser Literatur.

Lucy Topol'ská reagierte auf andere Weise auf die Einschränkung ihrer beruflichen Spielräume. Bereits ihre literaturhistorischen Beiträge aus den sechziger Jahren zeugten von einem ausgeprägten Interesse für die Übersetzungsproblematik. Nach 1970 widmete sie sich dann verstärkt praktischer Übersetzertätigkeit. Daneben entdeckte sie mit dem deutschsprachigen Drama einen neuen Forschungsbereich für sich, den sie unter verschiedenen Aspekten (u. a. regionalgeschichtlichen) untersuchte. Um das Bild der tristen ‚Normalisierungszeit‘ abzurunden, gilt es noch hinzuzufügen, dass Topol'ská, der noch einige wenige Publikationsmöglichkeiten verblieben waren, ihrem Kollegen ihren Namen für Veröffentlichungen zur Verfügung stellte, in denen sein Name nicht erscheinen durfte (so z. B. für das 1987 in Prag herausgebrachte Lexikon der deutschsprachigen und sorbischen Schriftsteller).

Diese episch dargestellten Vorgänge fanden ihren Niederschlag auch bei der Gestaltung der Festschrift. Keine der Entwicklungsphasen beider Wissenschaftler wird ausgelassen, in der Auswahl findet man sowohl Beiträge zu Weiskopf als auch zu Rudolf Fuchs, Aufsätze aus der Zeit der Wiederentdeckung der deutschsprachigen Literatur in den böhmischen Ländern in den sechziger Jahren sowie Porträts oder Studien zu einzelnen Autoren mährischer oder böhmischer Provenienz aus der Zeit der ‚Verbannung‘. An dieser Stelle möchte ich Václaveks Studien zu Franz Spunda und den Aufsatz zu Josef Mühlberger hervorheben, der trotz der relativ

umfangreichen Forschung zu diesem Autor auch noch zehn Jahre nach seiner Erstveröffentlichung mit der Analyse seiner in Heimatzeitschriften publizierten Erzählungen viel Neues bringt. Erwähnenswert sind auch überblicksartige Beiträge wie Václavěks „Mährens deutschsprachige Literatur im 19. und 20. Jahrhundert“ und Topol'skás „Zur Geschichte des Olmützer deutschen Theaters“, sowie Studien, die einheimische literarische Prozesse und Autoren in einen breiteren Kontext stellen wie Václavěks „Bemerkungen zu Charles Sealsfield aus der Sicht seines Heimatlandes“ oder Topol'skás „Zur Rezeption des Dramas der deutschen Klassik in Böhmen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“.

Bei einer Diskussion zur deutschsprachigen Literatur, die in den böhmischen Ländern entstanden ist, kam die Frage auf, wie sich die tschechische Germanistik denn mit diesem Phänomen auseinander setze. Diese Festschrift sowie die rege Tätigkeit der Arbeitsstelle für mährische deutschsprachige Literatur an der Olmützer Universität geben eine überzeugende Antwort. Dabei ist allerdings anzumerken, dass eben Mähren bei der Erforschung der regionalen deutschsprachigen Literaturgeschichte in den böhmischen Ländern an der Spitze steht.

Prag

Václav Maidl

SUMMARIES

CONFESSIONALISATION IN EASTERN EUROPE IN THE 17TH CENTURY: THE APPLICABILITY OF A RESEARCH CONCEPT

Stefan Plaggenborg

The author puts the concept of "confessionalisation", with its origins in structural history, to the test by applying it to the two typologically seemingly incomparable cases of 17th-century Bohemia and Moscow. Focusing on the problem of religion, confessionalisation and modernisation, he almost entirely skips the controversial question of enforcing social discipline for want of preliminary historical research. Common to both cases is the marked aspect of state intervention including the use of force. In Bohemia, (catholic) confessionalisation meant in almost every area a strategy to prevent modernisation, whereas in the Muscovite Realm the (orthodox) Old Believers after the schism strengthened latent impulses towards modernisation; in Moscow there was a closer relationship between religion and modernisation than in post-White-Mountain Bohemia. This is evident even from the large period of time that elapsed between the respective tolerance laws. Thus, the author offers a critical view on "confessionalisation" but does not, in a departure from the trend in recent cultural history, entirely refute it.

DRAWING BORDERS BY COMING CLOSER TOGETHER: SOME THOUGHTS ON CHURCH CONSTRUCTION AND PAINTING IN PRAGUE DURING THE PERIOD OF CONFESSIONALISATION

Kai Wenzel

The author develops some thoughts about changing views of the function of newly-built churches and their interior furnishing during the period of confessionalisation. The example of the Lutheran Trinity Church in the "Small Side" quarter of Prague demonstrates that the architectural solutions chosen for a church project could be closely intertwined with the confessional policy pursued by those who ordered the construction. A comparison with the pilgrimage church of the Virgin Mary in Stará Boleslav, built to a plan resembling that of the Trinity Church, shows that building rules of a differing confession were put into place immediately. A general observa-

tion about Catholic as well as Protestant church construction before the Thirty Years' War is that Churches of the competing confessions in general shape as well as in the solutions used for concrete architectural tasks drew ever closer together. Nonetheless, these similar shapes have to be understood as expressing radically dissimilar confessional and political views. In a second part, the author describes how the altar-piece "The Annunciation" by Hans von Aachen was transferred from a Catholic to the Lutheran Trinity Church. Immediate reaction to the transfer did not come from the Prague Catholics, but from the Calvinists, who removed all paintings and statues from St. Vitus Cathedral a few days after the altar-piece had been consecrated in Lutheran rites.

JEWES IN BOHEMIAN LITERATURE, 16TH TO 18TH CENTURY

Lenka Veselá

On the basis of printed literature from the period, the author examines whether and to what extent Bohemian society from the 16th to the mid-18th century was interested in Jews. The focus is mainly on the period before the Battle of the White Mountain, a period during which the ancient image of the Jews, under the influence of humanism and reformation, underwent a perceivable change. Though developments in the Bohemian Lands did resemble those mainly in Germany, there are some aspects specifically Bohemian, above all a relative lateness in dealing with the "Jewish Question". Another characteristic is the great involvement of the Catholic Church and above all the Jesuit Order in anti-Jewish campaigns. The reformation, on the other hand, had a positive influence on the treatment of the Jewish topic. After the Battle of the White Mountain, what positive developments there had been were reversed, and printed literature from the Bohemian Lands shows a marked increase in anti-Jewish propaganda. Only in the 18th century, in the context of the emancipation of Jews in Bohemia, did a more liberal approach reappear.

WOMEN AND "SECOND SERFDOM" IN BOHEMIA

Sheilagh Ogilvie/Jeremy Edwards

This article examines, as an indicator of womens' position in the economy, the possibilities for women in early modern Bohemia to be the leading person in an independent household. In Bohemia, in the period under scrutiny, the percentage of women leading households was extremely low compared to the rest of Europe. Moreover, between 1591 and 1722 this percentage decreased significantly, with socio-economic factors progressively losing their influence. Research has identified several factors which, all over pre-industrial Europe, determined womens' economic

dependence. The current study proves that these factors did not have considerable influence in Bohemia. On the contrary, it seems that the situation of women leading a household was characterised by the "second serfdom", accompanied by a strengthening of feudal and communal institutions. Great landowners used their growing power to deter women from leading households, as they viewed them as a financial risk. Communities and even single subjects also managed to use the power of the landowners for their own purposes.

INDUSTRIAL WORKERS IN CZECHOSLOVAKIA, 1945-1968. RESULTS OF A RESEARCH PROJECT

Peter Heumos

This report summarises results of a research project which is carried out at the Collegium Carolinum and was financially supported by the Volkswagen Endowment in 1998-2001. The principal question looked at is to what extent the industrial labour force could be mobilised for the central aims of the state socialist system and politically shaped in its interest. The level predominantly analysed is the industrial plant. Among the most important topics are the development and long-term democratisation of trade-union branches at plant level, the unions' cultural policies in the plants, workers' resistance against politically motivated differentiation according to performance by means of the socialist work initiatives (Stakhanov work, shock work, socialist emulation etc.), the protest and strike movement, of remarkable intensity despite massive police and state terror under Stalinist rule (1948-1953) precisely in this period, and finally the consolidation of a social-political, cultural, and organisational "structural conservatism" which, among other things, led to demands for the reestablishment of the unions' organisational basis of the First Republic being made during the Prague spring.

THE "CZECH LIBRARY" (PART 2)

Steffen Höhne

This is the second instalment of an ongoing evaluation of the publishing project, "Czech library", which aims at making the most important works of Czech literature available to German readers. This tour-de-force of Czech literary and philosophical writing also represents a history of Bohemian thought. In selecting authors from the 9th to the 20th century, central trends and developments are outlined. Whereas religious questions were predominant for a long time, during the 19th century the nation and the coexistence of Czech and German nationals took their place. Finally, in the 20th century, after the experience of dictatorship and survival under these conditions, coexistence was replaced, in literary as well as philosophical terms, with confrontation.

GERMAN VICTIMS – THE GERMANS' VICTIMS!?
SOME REMARKS ON MIGRATION PROCESSES IN
GERMANY, EVALUATING SELECTED PUBLICATIONS
(PART 2)

K. Erik Franzen

Since 1945, "flight and expulsion" have been important objects of recollection and interpretation in Germany. Time and again, albeit with some ups and downs according to the fashion of time, the topic in all its variations became manifest in politics, science, and literature. A "memory gap" thus doesn't exist in the Federal Republic. The rationale behind the current dispute, meanwhile no longer restricted to Germany, about a "Centre Against Expulsions" being planned by the Association of Expellees, is a debate, charged with political as well as emotional fuel, about a location for memories which might thoroughly change the national memory of post-unification Germany. Underlying this debate is a rapidly increasing "new discourse about German victims", which the present article, while refraining from rash stigmatisation, critically examines as to whether, by whom, and for what purposes it is being used. Examining some German-language publications of the last two years about "flight and expulsion", the author highlights the various levels of discourse involved.

RÉSUMÉS

LA CONFESSIONNALISATION EN EUROPE DE L' EST AU XVII^e SIÈCLE. AU SUJET DE L' ÉLARGISSEMENT D'UN PROJET DE RECHERCHE

Stefan Plaggenborg

L' auteur tente d'appliquer la notion historique de «confessionnalisation» à deux cas historiques, ceux de la Bohème et de Moscou au XVII^e siècle, bien qu'ils soient en apparence incomparables. Il se concentre sur le problème de la religion, de la confessionnalisation et de la modernisation, et laisse en grande partie de côté les disciplines sociales controversées en raison du manque de travaux préliminaires historiques. Ces deux cas ont en commun le fort aspect interventionniste étatique de la confessionnalisation, y compris le recours à la violence. En Bohème, la confessionnalisation (catholique) dans presque tous les domaines impliqua une stratégie d'empêchement de la modernisation, alors que par contre les Vieux-Croyants (orthodoxes) dans le royaume moscovite renforcèrent après le Schisme les impulsions de modernisation déjà existantes; à Moscou, les liens entre la religion et la modernisation étaient plus forts qu'en Bohème de l'après-Montagne Blanche.

Cela eut des influences jusque dans les lois de Tolérance issues à des époques différentes. Pour conclure, l'auteur justifie sa vision critique de la confessionnalisation, mais il ne la réfute pas totalement comme on a souvent tendance à le faire dans l'histoire culturelle plus récente.

S'ISOLER EN SE RAPPROCHANT – RÉFLEXIONS SUR LA CONSTRUCTION DES ÉGLISES ET SUR LA PEINTURE À PRAGUE À L'ÉPOQUE DE LA CONFESSIONNALISATION

Kai Wenzel

L'auteur propose une nouvelle manière d'appréhender la fonction des édifices religieux et leur décoration à l'époque de la confessionnalisation. En prenant pour exemple l'église luthérienne de la Trinité située dans le quartier du Petit Côté à Prague, il montre que la forme architectonique d'un édifice religieux pouvait être étroitement liée aux desseins politico-confessionnels des maîtres d'œuvre. Une comparaison avec l'église Sainte-Marie de pèlerinage à Stará Boleslav, qui fut érigée

d'après les mêmes plans qu'une église de la Trinité, montre que les maîtres d'œuvre adoptèrent immédiatement les tendances architectoniques de l'autre confession. En ce qui concerne la construction d'églises protestantes et catholiques avant la guerre de Trente Ans, on peut dire de manière générale que les édifices religieux des confessions antagonistes se rapprochaient largement dans leurs formes et leur agencement architectonique. Cependant, même si ces formes architecturales étaient semblables, elles n'en exprimaient pas moins des idées politico-confessionnelles radicalement différentes. Dans la deuxième partie de l'essai, l'auteur décrit comment le retable «l'Annonce à Marie» de Hans von Aachen fut transféré d'une église catholique à l'église luthérienne de la Trinité. S'il n'y eut pas de réaction immédiate de la part des catholiques de Prague face à ce transfert, elle vint par contre des rangs des calvinistes qui enlevèrent tous les tableaux et toutes les statues de la cathédrale Saint-Guy, quelques jours seulement après l'inauguration du retable luthérien selon les rites luthériens.

LES JUIFS DANS LA LITTÉRATURE BOHÈME DU XVI^e AU XVIII^e SIÈCLE

Lenka Veselá

En se basant sur la littérature imprimée de l'époque concernée, l'auteur étudie comment l'intérêt porté par la société bohème aux juifs a évolué pendant la période allant du XVI^e à la moitié du XVIII^e siècle. Le point fort de cette étude concerne la période précédant la bataille de la Montagne Blanche au cours de laquelle l'ancienne manière de voir les juifs, transmise de génération en génération, se transforma notablement sous l'influence de l'humanisme et de la Réforme dans les pays bohèmes. Même si cette évolution dans les pays bohèmes était très semblable en particulier à l'évolution allemande, on observe cependant quelques traits spécifiques bohèmes, notamment un retard relatif de la Bohème dans la discussion sur la «question juive». Le fort engagement de l'église catholique et surtout des jésuites dans les campagnes anti-juives est caractéristique de l'époque. Cependant, la Réforme eut des effets positifs sur la manière d'aborder la thématique juive. Au cours de la période qui suivit la bataille de la Montagne Blanche, on assista à un retour en arrière de ces progrès et à une augmentation de la propagande anti-juive dans la littérature imprimée des pays bohèmes. Une approche plus libérale ne revit le jour qu'au XVIII^e siècle, dans le cadre de l'émancipation des juifs bohèmes.

LES FEMMES ET LE «DEUXIÈME SERVAGE» EN BOHÈME

Sheilagh Ogilvie / Jeremy Edwards

L'essai suivant étudie les possibilités qu'avaient les femmes en Bohême au début des Temps Modernes de diriger de manière indépendante leur propre ménage. Ces possibilités sont un bon indicateur de la place tenue économiquement par les femmes. En comparaison avec le reste de l'Europe, la proportion de chefs de famille féminins était extrêmement basse en Bohême à cette époque-là. En outre, elle diminua de manière significative entre 1591 et 1722 et se montra progressivement moins dépendante des influences socio-économiques. La recherche a identifié différents facteurs, qui déterminaient l'indépendance économique des femmes dans l'Europe pré-industrielle. L'étude suivante apporte la preuve que ces facteurs avaient peu d'influence en Bohême. Il semble plutôt que la situation des chefs de famille féminins y était influencée par le «deuxième servage», qui s'accompagna d'un renforcement des institutions féodales et communales. Les grands propriétaires utilisèrent leur pouvoir grandissant pour évincer les femmes de leur rôle de chefs de famille indépendants, car ils pensaient qu'elles présentaient un risque financier. Mais les communes et certains sujets réussirent à détourner à leurs propres profits la puissance des propriétaires terriens.

LES OUVRIERS DE L'INDUSTRIE EN TCHÉCO-SLOVAQUIE EN 1945-1968.
RÉSULTATS D'UN PROJET DE RECHERCHE

Peter Heumos

Cette contribution est un compte-rendu des résultats d'un projet de recherche subventionné par la fondation Volkswagen, qui a été mené à bien par le Collegium Carolinum de 1998 à 2001. L'objet de cette recherche était de savoir dans quelle mesure la main-d'œuvre dans l'industrie pouvait être mobilisée et formée politiquement pour répondre aux buts centraux du système étatique socialiste. La recherche a été principalement effectuée au niveau des entreprises industrielles. Parmi les thèmes les plus importants, citons le développement et la démocratisation à long terme des organisations syndicales d'entreprise, la politique culturelle des syndicats d'entreprises, la résistance des ouvriers opposés à la différenciation de performance motivée politiquement par les initiatives de travail socialistes (stachanovisme, travail de choc, compétition socialiste) et les mouvements de protestation et de grève, particulièrement intenses malgré la terreur massive pratiquée par l'État policier justement sous domination staliniste à cette époque-là (1948-1953). Pour finir, l'auteur étudie la consolidation progressive d'un «conservatisme structurel» socio-politique, culturel et organisationnel qui conduisit, entre autres lors du Printemps de Pragues, à revendiquer le rétablissement des fondations organisationnelles des syndicats de la Première République.

LA BIBLIOTHÈQUE TCHÈQUE (2^{ème} PARTIE)*Steffen Höhne*

Le compte-rendu suivant constitue la deuxième partie d'un bilan intermédiaire du projet d'édition «La Bibliothèque tchèque», dont le but est de rendre accessibles les œuvres principales de la littérature tchèque au public allemand. Cette rétrospective de la création littéraire et philosophique tchèque donne en même temps un aperçu de l'histoire des idées des pays bohèmes dont on a retracé les grandes tendances et leur évolution en s'appuyant sur des auteurs de la période allant du IX^e au XX^e siècle. Si pendant des siècles les questions religieuses furent au centre de la pensée, au courant du XIX^e siècle par contre les questions concernant la nation et la co-existence des Allemands et des Tchèques devinrent le sujet prédominant. Enfin, au XX^e siècle, la confrontation littéraire et philosophique remplacèrent la vie et la survie sous les dictatures.

VICTIMES ALLEMANDES – VICTIMES DES
ALLEMANDS!?' REMARQUES SUR LES PROCESSUS
DE MIGRATION EN ALLEMAGNE À L'AIDE DE
PUBLICATIONS CHOISIES (2^{ème} PARTIE)

K. Erik Franzen

Depuis 1945, «fuite et expulsions» constituent en Allemagne un thème chargé de souvenirs et lourd de sens. Sans cesse, ce thème – même s'il est soumis à des variations en fonction de la conjoncture historique – resurgit au niveau politique, scientifique et littéraire sous différentes formes. Par conséquent, il est vain de rechercher en République Fédérale Allemande un «trou de mémoire» à ce sujet. La dispute, qui règne actuellement en Allemagne et entre-temps au-delà de ses frontières au sujet de la création d'un «Centre contre les expulsions» planifié par l'Association des Personnes Déplacées, est une discussion chargée politiquement et émotionnellement au sujet d'un lieu du souvenir, qui pourrait changer durablement la mémoire nationale des Allemands après la réunification de 1989. Ce débat est battu en brèche par un massif «nouveau discours allemand» montant au sujet des victimes. Sans vouloir le stigmatiser prématurément, la fonction et le but recherché de ce nouveau discours sont analysés de manière critique dans cet essai. A l'exemple de quelques publications allemandes parues ces deux dernières années sur le thème fuite et expulsions, cette contribution nous offre un aperçu des différents niveaux de discours concernés.

RESUMÉ

KONFESIONALIZACE VE VÝCHODNÍ EVROPĚ V 17. STOLETÍ. POZNÁMKY K DOSAHU VÝZKUMNÉHO PROJEKTU

Stefan Plaggenborg

Článek sleduje, zda je strukturněhistorický interpretační koncept konfesionalizace použitelný pro dva z typologického hlediska zdánlivě nesrovnatelné případy Čech a Moskvy v 17. století. Soustřeďuje se na problém náboženství, konfesionalizace a modernizace a z nedostatku přípravných historických prací ponechává z větší části stranou spornou sociální disciplinaci. Společným jmenovatelem je silný státně intervenční aspekt konfesionalizace zahrnující i násilí. V Čechách představovala (katolická) konfesionalizace strategii brzdy pro modernizaci téměř ve všech oblastech, naproti tomu (ortodoxní) starověrci v Moskevské říši po schizmatu už existující modernizační impulzy ještě zesilovali. V Moskvě byly konexe náboženství a modernizace silnější než v pobělohorských Čechách. To trvalo až do dob časově vzdálených tolerančních zákonů. Článek na závěr odůvodňuje kritický, ale ne úplně odmítající – jak je tomu v novějších kulturních dějinách běžné – pohled na konfesionalizaci.

OHRANIČENÍ CESTOU SBLÍŽENÍ: ÚVAHY KE KOSTELNÍM STAVBÁM A MALÍŘSTVÍ V PRAZE V DOBĚ KONFESIONALIZACE

Kai Wenzel

Autor rozvíjí úvahy ke změně pohledu na funkci kostelních staveb a jejich výzdoby v době konfesionalizace. Na příkladu luteránského Chrámu Nejsvětější Trojice na pražské Malé Straně ukazuje, že architektonická podoba kostelní stavby mohla být těsně spjata s náboženskopolitickými úmysly stavebníků. Srovnání s poutním kostelem sv. Marie ve Staré Boleslavi zbudovaného podle podobného plánu ukazuje, že na architektonické vzory konkurenčního náboženství bylo bezprostředně reagováno. Všeobecně se dá o protestantských a katolických kostelních stavbách před třicetiletou válkou konstatovat, že se chrámy Páně soupeřících náboženství ve svých prostorových formách a architektonických prostředcích do velké míry sblížily. Tyto podobné stavební formy je ovšem třeba interpretovat jako

symbolsy zásadně odlišných náboženskopolitických obsahů. Ve druhé části článku líčí autor proces přemístění oltářního obrazu Zvěstování P. Marie Hanse von Aachen z katolického do luteránského Chrámu Nejsvětější Trojice. Bezprostřední reakce na tento čin nenásledovala ze strany pražských katolíků, ale vyšla od kalvinistů, kteří několik dní po luteránském zasvěcení oltářního obrazu odstranili obrazy a sochy z katedrály sv. Víta.

ŽIDÉ V ČESKÉ TIŠTĚNÉ LITERATUŘE 16. AŽ 18. STOLETÍ

Lenka Veselá

Autorka sleduje na základě průzkumu tiskařské produkce vývoj zájmu české společnosti o židovství v době od 16. do poloviny 18. století. Těžiště leží přitom na době předbělohorské, ve které dosavadní tradované chápání židovské otázky získávalo pod vlivem humanismu a reformace novou podobu. I když byl vývoj v Čechách podobný situaci v Německu, promítá se zde přesto celá řada specifíků, především v relativně zpožděném zájmu o židovskou tematiku. Charakteristická je také výrazná účast katolické církve, obzvláště jezuitů, v protižidovských taženích. Od reformace naproti tomu vycházely pozitivní impulzy zacházení s židovskou tematikou. V pobělohorském období byla tolerantnost ve vztahu k Židům výrazně okleštěna, a to se projevilo v tištěné literatuře z českých zemí v zesílení protižidovské propagandy. K nové vlně liberalizace došlo až v průběhu 18. století v souvislosti s emancipací českých Židů.

ŽENY A „DRUHÉ NEVOLNICTVÍ“ V ČECHÁCH

Sheilagh Ogilvie/Jeremy Edwards

Předkládaný článek sleduje možnosti žen vést v Čechách v době raného novověku vlastní, nezávislou domácnost. Tato možnost představuje indikátor ekonomického postavení žen. V evropském srovnání byl podíl žen na funkci hlavy domácnosti ve zkoumaném období v Čechách extrémně nízký. Navíc v letech 1591-1722 ještě podstatně klesl a ukázal se být stále méně závislým na socioekonomických podmínkách. Výzkum zjistil různé faktory, které určovaly ekonomickou závislost žen v předprůmyslové Evropě. Předkládaná studie podává doklad o tom, že tyto faktory hrály v Čechách jen malou roli. Spíše se zdá, že situace ženských hlav domácností byla určována tzv. „druhým nevolnictvím“, které šlo ruku v ruce se vzmachem feudálních a obecních institucí. Velkostatkáři nasazovali svoji rostoucí moc, aby vytlačili ženy z role hlavy domácnosti, neboť v nich spatřovali finanční riziko. Ale i obce a jednotliví poddaní uměli moc statkářů využít pro své vlastní účely.

PRŮMYSLOVÍ DĚLNÍCI V ČESKOSLOVENSKU
V LETECH 1945-1968.
VÝSLEDKY VÝZKUMNÉHO PROJEKTU

Peter Heumos

Zpráva shrnuje výsledky výzkumného záměru, realizovaného v rámci Collegia Carolina a podporovaného v letech 1998-2001 nadací VolkswagenStiftung. Určujícím směrem výzkumu, se stala otázka, do jaké míry mohlo být průmyslové dělnictvo mobilizováno a politicky formováno pro ústřední cíle státně-socialistického systému. Výzkumnou rovinou je převážně průmyslový závod. K nejdůležitějším tématickým okruhům patří vývoj a dlouhodobá demokratizace závodních odborářských organizací, odborářská kulturní politika v závodech, odpor průmyslových dělníků vůči politicky motivované výkonnostní diferenciaci prostřednictvím socialistických pracovních iniciativ (stachanovština, údernické hnutí, socialistické soutěžení apod.) a přes masivní policejnéstátní teror obzvláště silné protestní a stávkové hnutí v době stalinizmu (1948-1953). Nakonec autor dospívá až k problému vzrůstajícího politicko-sociálního, kulturního a organizačního „strukturního konzervativizmu“, který v Pražském jaru 1968 vedl v odborech m. j. k požadavku obnovení organizačních principů z doby první republiky.

ČESKÁ KNIHOVNA (2. ČÁST)

Steffen Höhne

Předkládaná zpráva tvoří druhou část dílčí bilance edičního projektu Česká knihovna, který si vytýčil za úkol představit německým čtenářům nejvýznamnější díla české národní literatury. Tato procházka českou literární a filozofickou tvorbou představuje zároveň průřez duchovními dějinami českých zemí. Jejich ústřední vývojové tendence ilustrují práce autorů z doby od devátého do dvacátého století. Zatímco celá staletí stály v centru myšlení náboženské otázky, staly se v průběhu devatenáctého století ústředním tématem otázka národnostní a problematika česko-německé koexistence. Ve dvacátém století došlo konečně k literární a filozofické konfrontaci s tématem život a přežití v době diktatur.

NĚMECKÉ OBĚTI – OBĚTI NĚMCŮ!?
POZNÁMKY K MIGRAČNÍM PROCESŮM V NĚMECKU
NA ZÁKLADĚ VYBRANÉ LITERATURY (2. ČÁST)

K. Erik Franzen

„Útěk a vyhnání“ představuje v Německu od roku 1945 významné téma kolektivní paměti i interpretace. Vždy nanovo se tento tematický komplex – i když i on je podřízen historickým konjunkturám výkyvům – manifestoval v rovině politické, vědecké a literární. „Mezeru v paměti“ ve Spolkové republice by tedy člověk hledal marně. Spor, o který v současné, mezitím už transnacionální debatě o Centru proti vyhnání, plánovaném Svazem vyhnanců, jde, je politicky a emocionálně nabitý konflikt o vzpomínkové místo, které by mohlo natrvalo změnit nacionální akumuláční paměť Němců po sjednocení roku 1989. V pozadí této debaty stojí masivně se vzrůstající „nový německý diskurs obětí“, který je v předkládaném článku stranou veškeré přehálené stigmatizace kriticky zkoumán z hlediska své funkčnosti. Na příkladu několika německy psaných publikací posledních dvou let na téma „útěk a vyhnání“ podává příspěvek náčrt rozličných k tomu se vztahujících diskurzních rovin.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AV ČR	Akademie věd České Republiky
BdV	Bund der Vertriebenen
BohZ	Bohemia
BWT	Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum
CC	Collegium Carolinum, München
ČČH	Český časopis historický
ČSR	Československá republika
ČSSD	Česká strana sociálně demokratická
ČSSR	Československá socialistická republika
DKP	Deutsche Kommunistische Partei
GWZO	Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V., Leipzig
KPTsch	Kommunistische Partei der Tschechoslowakei
KSČ	Komunistická strana Československa
OBZ	Obranné zpravodajství Československé armády
RFE	Radio Free Europe
SČM	Svaz české mládeže
SdP	Sudetendeutsche Partei
SNB	Sbor národní bezpečnosti
SVP	Slowakische Volkspartei
StB	Státní bezpečnost
SÚA	Státní ústřední archiv
ÚSD	Ústav pro soudobé dějiny, Praha
VfZG	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
VHA	Vojenský historický archiv
VVN-BdA	Verband der Verfolgten des Nazi-Regimes – Bund der Antifaschisten

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Veronika *Ambros*, University of Toronto, Departement of Slavic Languages and Literatures, Alumni Hall, 121 St. Joseph, Toronto, Ontario M5S 1J4, Kanada
- Adrian *von Arburg*, Mag. phil., Kunšova 6, CZ-13000 Praha
- Jan C. *Behrends*, Herder-Institut, Gisonenweg 5-7, 35037 Marburg/Lahn
- Prof. Dr. Dr. h.c. Detlef *Brandes*, Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf
- Nicole *Cuzacq*, Hackerberg 4, 82152 Krailing
- Prof. Dr. Jeremy *Edwards*, Faculty of Economics and Politics, University of Cambridge, Sidgwick Avenue, Cambridge CB3 9DD, United Kingdom
- K. Erik *Franzen*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
- Prof. Dr. Benjamin *Frommer*, Departement of History, Northwestern University, 1881 Sheridan Road, Evanston, IL 60208, USA
- Severin *Gawłitta*, Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf
- Dr. Andreas *Helmedach*, Georg-Eckert-Institut für Internationale Schulbuchforschung, Celler Straße 3, 38114 Braunschweig
- Jana *Heumos*, Forellenstr. 17, 85368 Moosburg
- Dr. Peter *Heumos*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
- Prof. Dr. Steffen *Höhne*, Hochschule für Musik, Studiengang Kulturmanagement, Postfach 2552, 99406 Weimar
- Karel *Hruza*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Mittelalterforschung, Prinz Eugen Str. 8, A-1040 Wien
- Dr. Květa *Jechová*, Ústav pro soudobé dějiny, Vlašská 9, CZ-11840 Praha 1
- Dr. Lenka *Kalinová*, Ústav pro soudobé dějiny, Vlašská 9, CZ-11840 Praha 1
- Dr. habil. Árpád *v. Klimó*, Gabelsbergerstr. 5, 10247 Berlin
- Anna *Knechtel*, Adalbert Stifter Verein, Hochstr. 8, 81669 München
- Prof. Dr. Peter *Krüger*, Sandweg 50, 35037 Marburg/Lahn
- Dr. Thomas *Krzenek*, Funkenburgstr. 16, 04105 Leipzig
- Prof. Dr. Bedřich *Loewenstein*, Seehofstr. 131, 14167 Berlin
- Dr. Václav *Maidl*, Svornosti 33, CZ-15000 Praha 5
- Gregor *Mathey*, Mittenwalderstr. 52, 10961 Berlin
- Dmitry *Myeshkov*, Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf
- Alena *Nováková*, M. A., Laudova 1008, CZ-16300 Praha 6
- Prof. Dr. Sheilagh C. *Ogilvie*, Faculty of Economics and Politics, University of Cambridge, Sidgwick Avenue, Cambridge CB3 9DD, United Kingdom
- Prof. PhDr. Jiří *Pešek*, Institut mezinárodních studií FSV UK, U Kříže 8, CZ-15000 Praha 5
- PhDr. Ivan *Pfaff*, Friedrich-Ebert-Anlage 21, 69117 Heidelberg

- Prof. Dr. Stefan *Plaggenborg*, Seminar für Osteuropäische Geschichte, Philipps-Universität, 35032 Marburg/Lahn
- Prof. Dr. Walter *Schamschula*, Univ. of California, Dep. of Slavic Languages and Literatures, Berkeley, California 94720, USA
- Jennifer *Schevardo*, Weichselstr. 5, 10247 Berlin
- Daniel *Steinmetz*, Kastanienallee 70, 10435 Berlin
- Prof. Dr. Philipp *Ther*, Europa-Universität Viadrina, Große Scharrnstr. 59, 15230 Frankfurt/O.
- Dr. Gerhard *Trapp*, Meranerstr. 16d, 81547 München
- Dorothea *Uhle*, Schukowstr. 24, 04347 Leipzig
- Dr. Lenka *Veselá*, Knihovna AV ČR, Knihovnědné oddělení, Národní 3, CZ-115 22 Praha 1
- Norbert *Vierbücher*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
- Kai *Wenzel*, Emiliestraße 4, 04107 Leipzig
- Andreas *Wiedemann*, Institut für Europäische Geschichte, Abteilung Universalgeschichte, Alte Universitätsstr. 19, 55116 Mainz
- Dr. Martina *Winkler*, Freie Universität Berlin, Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas, Koserstr. 20. 14195 Berlin
- Dr. Rudolf *Wlaschek*, Eselsweg 1 b, 41068 Mönchengladbach
- Andreas *Wolf*, Steingasse 20/1/14, A-1170 Wien
- Martin *Zückert*, Andreas-Hofer-Str. 69b, 79111 Freiburg
- Stefan *Zwicker*, Am Kühlborn 13, 55129 Mainz